

HOLTEI, KARL VON

Erzählende Schriften

32. Band - Vierzig Jahre IV

Trewendt
Breslau
1862

Erzählende Schriften

von

Karl von Holtei.

Zweiunddreißigster Band.

Vierzig Jahre IV.

1911.2459.

Breslau,

Verlag von Eduard Trewendt.

1862.

Vierzig Jahre

von

Karl von Holtei.

Vierter Band.

„Viel lieber, was Ihr Euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.“

Goethe im Tasse.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1862.

Sagt ihr mir Schlimmes nach, so sagt ich's im Voraus
Und nahm euch diesen Ruhm zum besten Theile weg.

Platen.

Un sort brillant serait chose importune
Pour moi, rimeur, qui vis de temps perdu.
M'est il tombé des miettes de fortune,
Tout bas je dis: ce pain ne m'est pas dû.
Quel artisan, pauvre, hélas! quoi qu'il fasse,
N'a plus que moi droit à ce peu de bien!!?
Sans trop rougir, fouillons dans ma besace.
En me créant Dieu m'a dit: ne sois rien!

Béranger.

Albrecht hatte mir in einem Eckhause am „Spittelmarkt“ beim Schneidermeister Giltner eine Wohnung besorgt, was man in Berlin „chambre garnie“ zu nennen beliebt. — „Einfach, aber so geschmacklos wie möglich!“ — Mir, der ich durch meine — leider nun verkaufte — eigene Einrichtung an einige Anmuth häuslicher Bequemlichkeit gewöhnt gewesen, fiel die Entbehrung ziemlich schwer. Denn was wir mit leichtem Herzen vermissen, wo wir als Reisende verweilen, das wünschen wir zu haben, wo wir uns wie in der Heimath

betrachten. Ursprünglich beherbergten meine guten Schneidersleute drei „ledige Herren.“ Da aber die drei Herbergen eine mit der andern communicirten, und ich ungebetene Nachbarschaft in nächster Nähe fürchtete, so miethte ich bald alle drei Zimmer für mich allein. Und auf diese Weise begann ich mein neu beschlossenes, sinnig entworfenes Ersparungssystem in's Werk zu setzen.

Berlin gefiel mir im Allgemeinen nicht mehr so gut, als vor meiner französischen Reise. Ich hatte aus Paris einen neuen Maßstab für großstädtisches Leben mitgebracht; dieser wollte hier nicht immer passen.

Da waren es denn zunächst zwei Häuser, in denen ich Ersatz fand für jenen höheren Zustand von Pariser Geselligkeit, zwei Häuser, welche bei gründlicher Verschiedenheit ihrer Richtung doch in Einem sich begegneten: in freisinniger Gastlichkeit und in dem Bedürfniß, derselben offen zu stehen, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, lediglich mit Beachtung geistiger Vorzüge und Talente. Merkwürdig genug sind aus diesen beiden Häusern, beide jüdischen Ursprungs, zwei Männer hervorgegangen, welche als berühmte Künstler einen hohen, wo nicht den höchsten Rang in der deutschen Musikwelt einnehmen, und deren Ruf und Name von Paris nach London klingt. Und wie diese Beiden gewissermaßen die äußersten Pole in Ausübung ihrer Kunst bilden, so waren auch damals schon ihre Vaterhäuser Repräsentanten des verschiedenartigsten Geschmacks, der widerstrebendsten Ansichten. Zwar glänzte Meyerbeer noch

nicht auf der hohen Stufe europäischen Ruhmes, auf welche ihn seitdem sein „Robert“ und seine „Hugenotten“ gehoben, zwar stand der Componist des „Paulus,“ Herr Felix Mendelssohn-Bartholdy, damals noch im zartesten Jünglingsalter, aber schon bezeichneten Beide zwei sich entgegengesetzte Puiſſancen, die durch viele ſie umgebende Verehrer und prophetiſche Verkünder ihrer Zukunft ſaſt zu Parteien wurden. Meiner gänzlichen Unfähigkeit, in muſikaliſchen Sachen ein kritiſches Wort mitreden zu dürfen, verdank' ich die Erlaubniß, wie der Blinde von der Farbe in's Zeug hinein rückſichtslos zu ſchwazen, und es wird Meyerbeer weder ſchmeicheln, noch Mendelsſohn verletzen, wenn ich unbeſangen, meinen lebhaften ſinnlichen Eindrücken folgend, zur bunten, hochſchmetternden Fahne des Mannes ſchwöre, der den vierten Akt der Hugenotten componirt hat. Doch ſoll mich das nicht abhalten, mit innigem Danke der ſchönen Abende zu gedenken, die ich in Mendelsſohn's älterlichem Hauſe verleben dürfen, wo Alles, was ſich in Berlin durch Geiſt, Genie und Bildung auszeichnete, ab- und zuging, und wo ich eine Zeit hindurch heimisch war. Die Töchter des Hauſes, ihrer vortrefſlichen Ältern ebenſo würdig in weiblicher Art und Richtung, als es Felix in künſtleriſchem Streben nur immer ſein konnte, zeichneten ſich meines Erachtens vor vielen unterrichteten und allſeitig gebildeten jungen Damen hauptſächlich dadurch aus, daß ſie der fröhlichen Unbeſangenheit niemals entſagten, und daß in dem um ſie

versammelten, durch sie geschmückten Kreise jeder Scherz Geltung, jeder lustige Einfall, mocht' er auch in das Gewand kindischer Uebernheit gehüllt sein, Anerkennung fand. Von den Beschwerlichkeiten, die der Mensch in sogenannten geistreichen Circeln auszustehen hat, wo jedes Wort auf die Wage gelegt, jeder Blick berechnet, jede Miene beobachtet werden muß, war bei Bartholdy's keine Spur zu finden. Man ließ sich gehen, und wer nur nicht aus den Schranken geselliger Sitte wich, war willkommen; wer mit einer Dummheit durchfiel, wurde verdientermaßen ausgelacht, — und wenn er mitzulachen verstand, blieb er bei Ehren.

Eine Zierde jener Gesellschaft waren Ludwig Robert und seine wunderschöne Frau Friederike, die fast niemals fehlten. Friederike Robert — von Allen, die ihr und den Familien, mit denen sie verkehrte, näher standen, kurzweg „Niece“ genannt — war nicht nur merkwürdig durch ihre Persönlichkeit, sie war es auch durch ihr Verhältniß zu den Berliner Umgebungen. Wie ein düsterer Nebel zog der bedenkliche Ruf ihrer Vergangenheit vor ihr her und drohte fast sie zu umhüllen; — aber wie die Sonne den häßlichsten Nebel manchmal zerreißt, so strahlte ihrer Schönheit Sonne wieder durch, und das schwägende Geflüster verstummte, und Niece blieb Ludwig Robert's schöne, holde, heitere, allgeliebte Gattin. Auch im Bartholdy'schen Hause, wo weiblich guter Ruf vielleicht der einzige Artikel war, nach welchem bei näherem Umgang streng geforscht wurde, siegte ihre Person über

jede Bedenklichkeit, und sie war die Freundin der Frauen, wie sie die von allen Männern Verehrte war. Ihr Gatte mit seinem scharfen Verstande, seinem reichen Talente, seinem verbissenen Humor, — der um so verbissener wurde, je weniger es dem Talente gelingen wollte, verdiente Anerkennung zu finden, — hatte zu viel Abstoßendes in seinem Wesen und Betragen, als daß man ihn angenehm und liebenswürdig hätte nennen dürfen. Der Dichter des Drama „die Macht der Verhältnisse“ sprach aus seiner ganzen Erscheinung. Er war mehr hypochondr und menschenscheu, wie umgänglich und gesprächig. Dennoch gönnt' er mir, dem er früher schon, erst in Dresden, später in Berlin, wo meine Frau noch lebte, herzlich entgegengekommen war, volles Vertrauen, zog mich dringend in sein Haus, und gar bald fand ein unausgesetzter Umgang zwischen uns statt. Mein geistreicher Freund Wilibald Alexis hat in einem seiner Erinnerungs-Aufsätze (weiß ich doch selbst nicht, wo ich denselben gelesen) angedeutet, daß sich Robert's und mein theatrales productives Talent eben ihrer großen Verschiedenheit wegen gewissermaßen gegenseitig ergänzt, und daß meine leichte, oft oberflächliche Flüchtigkeit im Schaffen Robert's gewichtigem, didaktischem Ernst gegenüber ihn häufig zu dem Wunsche veranlaßt hätte, wir möchten doch gemeinsam arbeiten, den Pariser Schriftstellern ähnlich. Vielleicht war es auch die Verschiedenheit der Charaktere, welche Robert an mir so viel Wohlgefallen finden ließ. Wenn ich einen Tag von

ihm wegblieb, flugs lud er mich durch ein Morgenbilletten ein, und wenn ich bei Bartholdy's namentlich an den sonntäglichen Gesellschafts-Abenden zu spät erschien, war er mürrisch, bis ich eintraf. Hermann Franck, der Sohn eines Breslauerischen allgemein geachteten Kaufmannshauses, dessen nähere Bekanntschaft ich schon vor der Reise nach Paris gemacht, schloß sich während dieses Sommers mir fester an, und wir wurden wahre Freunde. Ohne literarisch productiv sein zu wollen, besaß er doch die Fähigkeit dafür, die sich denn, wie in solchen Fällen gewöhnlich, auf Kritik warf, und da er mich außerdem in Vielem übertraf, auch an Wissen mir weit überlegen war, so konnte nicht fehlen, daß mein bester Freund zum schärfsten Richter meiner poetischen Versuche wurde, was bisweilen momentane Verstimmungen herbeiführte. Franck gehörte auch zu den regelmäßigen Besuchern der Bartholdy'schen Vereinigungen. Dort auch lernte ich Frau von Varnhagen, Robert's Schwester, die meinem Vorlesen bald geneigt wurde und mich öfters zu sich bat, genauer kennen, nachdem ich ihren Gemahl schon von früher aus unserer Literaria kannte und denselben immer zuvorkommend, glatt und vornehm freundlich gegen mich gefunden hatte. Bei Bartholdy's ward er besonders hoch verehrt und gab sich daselbst auch freier, heiterer und unbefangener, als irgendwo, ja er ging sogar auf unsere Coterie-Spässe willig ein. Franck und ich hatten ein Wochenblatt begründet, welches (freilich nur geschrieben, nicht gedruckt) allsonntäglich unter dem Titel: „Schnee- und Thee-

Zeitung“ erschien. Eine von mir gelieferte alte Wein-Blechschachtel*), verschlossen und mit einem Sporn blüthenähnlichen Spalt versehen, nahm die Beiträge auf, aus denen wir als Redaktion unser Journal zusammenstellten, und da verschmähte Varnhagen nicht, auch ein Blättchen hineinzuschieben. Ich weiß nicht, welche Bibliothek jetzt im Besitz dieser seltensten Manuscripte sein mag, jedoch weiß ich, daß jeder Leser, dem sie zufällig vor Augen kommen sollten, in Versuchung gerathen dürfte, wo nicht sämtliche Mitarbeiter, doch mindestens die Herren Redaktoren für wahnsinnig zu erklären. Wir waren es denn auch in einem gewissen Grade: Jugend, Uebermuth, Lebenslust, Wohlbehagen,

*) Das Schicksal dieser »Blechschachtel« ist merkwürdig genug, um das Plätzchen, welches ich ihm hier gönnen will, zu verdienen. Ursprünglich war sie ein Kaffee- und Zucker-Behälter, den meine alte Pflegemutter für ihre Haushaltung benützt hatte, lange bevor ich noch das Licht der Welt erblickt. Mit dem Nachlaß der Verstorbenen kam sie in unsern Besitz und leistete mir und meiner ersten Frau vielfache Dienste auf weiten Ginz- und Herreisen. Als meine öffentlichen Vorträge in Berlin begannen, ward sie von meinen Billetabnehmern erwählt, um die eingehenden Eintrittskarten aufzunehmen. Zum Redaktionsbureau erhoben, mußte sie sich dann den Einschnitt gefallen lassen, den ein tüchtiger Klemptner in ihren bis dahin unverletzten Deckel machte. Wie die Schnee- und Thee-Zeitung, vielen ihrer Schwestern unähnlich, nicht aus Mangel an Lesern, sondern vielmehr aus Mangel an Stoff einging, kam Blechschachtel wieder in meine Wohnung und stand lange unbenützt und unbeachtet unter meinem Bett. Meine zweite Frau erkannte mit praktischem Blick die Vielseitigkeit der alten, hochbetagten Freundin und machte sie zum Magazin für Ueberbleibsel von ihren unzähligen Stidereien in bunter Wolle. In dieser Eigenschaft diente

Leichtsin und einiges Talent! — Dies Alles gehörig durcheinander gemischt, giebt jenen Grad von lustiger Tollheit oder toller Lustigkeit, in der wir zu schwelgen pflegten, und welche um so weniger gestört wurde, als die mir einwohnende und leicht zu weckende Sentimentalität für den Augenblick keinen Gegenstand hatte, woran sie ihre Seufzer prüfen konnte. Im Gegentheil! Neben dem Verkehr mit seinen, sitzamen Leuten und Familien, denen ich den größten Theil meiner Zeit widmend alle guten Vorsätze, fleißig zu sein, zum Opfer brachte, ging ein anderer Verkehr mit wilden Gesellen seinen täglichen, ich sollte sagen, nächtlichen Gang und förderte meine „Tollheit“ noch in einem ganz anderen,

Blechschachtel so lange wir in Berlin lebten und begleitete uns auch wieder auf unsern Kunstreisen bis nach Wien. Als wir die Kaiserstadt nach zweijährigem Aufenthalt verließen, und ich, um den Reisewagen von überflüssigem Ballast zu säubern, mit strenger Haushyrannei auf »völligem Ausverkauf« bestand, gerieth auch Blechschachtel zum großen Jammer der Meinigen in die Hände der »Landler« (Tröbler). Und nun sollte man denken, wäre sie von mir getrennt, und ich säße in Niga, Blechschachtel in Wien, getrennt auf ewig. Mit nichten! Im Jahre 1841 geh' ich eines schwülen, staubigen Sommerabendes (wie ihn nur Wien's Vorstädte kennen) durch kleine Gasse und Gassen nach Schwarzenberg's Garten und erblicke auf den Stufen eines armiselligen Tröbler-Badens neben allerlei Haus- und Unrath Blechschachtel! Ja, sie war es, lebhaftig, unverändert, und lachte wer will und kann! mich durchschauerten Wonne und Weh' bei diesem Anblick. Natürlich kauft' ich sie alsogleich für den mäßigen Preis von zwei Zwanzigern wieder zurück, trug sie heim und brachte sie zum Angebinde meiner Tochter in ihre neue Haushaltung, wo sie, hoff' ich, als Erbstück meinen Enkeln verbleiben wird.

tolieren Sinne. Es hatte sich nämlich in einem Weinkeller neben dem Königsstädter Theater ein Kreis von Gästen zusammengefunden, dessen Präsident der in diesem Buche schon oft erwähnte kleine Albrecht war. Diesem unserm Kreise zu Ehren hieß der Keller schlechthin das „Zollhaus.“ Und über dieses Zollhaus, so wie über den damit in Verbindung stehenden „Tempel der Tugend“ werd' ich mir jetzt zwei möglichst kurze ab- und ausschweifende Kapitälchen erlauben.

Das Zollhaus.

Es war für uns, seine Mitglieder, stillschweigend anerkannte Pflicht, keinen Abend — man versammelte sich gewöhnlich nach Beendigung des Schauspiels — auszubleiben, und wer nicht im Theater gewesen war, suchte der Gesellschaft, die ihn fest gehalten, doch noch ein halbes Stündchen vor Mitternacht abzuwaschen, um es im Keller zuzubringen. Freilich war dieser Keller ein Weinkeller, aber die Lust am Weine war es nicht, die uns hinablockte. Von unserer ganzen Clique wußt' ich niemals auch nur Einen unmäßig gesehen zu haben. Wir tranken gewöhnlich nur wenige Gläser. Der Wahnsinn war es, dem wir huldigten, und der bisweilen einen fast heunruhigenden Charakter annahm. Zunächst hatte die Nähe des Königsstädtischen Theaters und die Freundlichkeit des jungen, theaterliebenden Wirthes uns in die unterirdischen Räume gezogen; später aber, nachdem wir uns einmal eingewöhnt, und das Schicksal uns einige seltsame Originale als Stammgäste zugeführt, war es

dem kleinen Albrecht, diesem im Erkennen, Fördern und Ausbilden alles Komischen wahrhaft großen Menschen, gelungen, den Unsinn in ein System zu bringen und uns dadurch zwiefach zu fesseln.

Aber nicht nur für Spott und Uebermuth, auch für künstlerische Begeisterung hatte das Keller-Tollhaus seine Repräsentanten. Manch lebhaft förderndes Wort für die Interessen des damals in enger Concessions-Beschränkung muthig strebenden Königsstädter Theaters wurde dort gewechselt, manch schöner Gesang, getragen von den besten deutschen Sängern, deren Grundbaß der unvergeßliche Spizeder war, tönte dort in den gewölbten Hallen wieder; der Poesie ward ihr Recht, nicht allein im Gebiete gefälligen Wahnsinns, sondern auch im Ernst oder Wehmuth, und kein Triumph, keine Niederlage schritt über die Bretter, ohne unter der Erde ein Echo zu finden. Wohl führten Neugier oder Lust am Weine so manchen Gast in unsere Kreise, der Nichts mitbrachte, was ihm Geltung verleihen konnte. Aber Solchen erging es, wie den fremdartigen Stoffen, die der edle Rebensaft, wenn er gährt und arbeitet, von sich scheidet und auswirft, und wer etwa unsere Andeutungen darüber nicht verstehen wollte, wer ausdringlich lästig beharrte, dem wies zuletzt unser Keller-Wirth in seiner echt hamburgischen Vollkraft den Ort, wo die Maurer das Loch gelassen hatten. Braver Freund! Ich sah Dich so manchen unerträglichen Säuser und Schwäger freudig hinauswerfen, unbekümmert, ob Deine Kasse durch den Verlust des beleidigten Gastes Schaden oder Ausfall erleiden

könne. Die Ehre Deines Zollhauses stand Dir höher!
— Nicht ohne nahe Beziehung zu diesem war der schon erwähnte

Tempel der Tugend,

welcher auch mehrere Jahre hindurch bestand, und auf den ich, denke man dieses Geständnisses wegen noch so ungünstig von mir, stets mit Regungen jugendlicher Freude zurückblicken werde; ihn ausführlich zu schildern, untersagt der sogenannte Anstand. Seh' ich doch schon gar Viele bei dieser negativen Erklärung verächtlich die Nase rümpfen. Da dies aber bei Lesung meines Buches nicht zum ersten Male und, wie ich befürchten muß, nicht zum letzten Male vorgekommen sein wird, so thu' ich, als entging' es mir.

Albrecht, nachdem er sich von der Verwaltung der ihm und seiner Führung durch längere Zeit anvertraut gewesenen Steingut-Fabrik losgemacht, war Berliner Bürger geworden, in den Besitz eines nicht unbedeutenden Grundstücks getreten und hatte daselbst, freilich in sehr abgelegener Gegend, eine Fabrik für die von ihm erfundene „Steinpappe“ und ähnliche Erzeugnisse angelegt. Das Wohnhaus oder Häuschen, an einer fast nur von armen Leuten bewohnten Nebenstraße, entsprach, was Höhe der Zimmer, Thüren und Fenster betraf, vollkommen seiner gnomenartigen Figur. Ein hübscher, baumgrüner Garten, der an einer Seite von den Fabrikgebäuden eingeschlossen, an den übrigen mit Nachbargärten, von denen der größere einem dicken Walde gleich, begrenzt wurde, stieß unmittelbar an die Zwergenwohnung und lief in ein noch zwergenhafteres, noch

gnomenartigeres Hinterhäuschen aus, welchem eben der antisymbolische Name „Tempel der Tugend“ beigelegt wurde. Ursprünglich hatte mein kleiner, geistreicher, liebenswürdiger Freund in jener „petite maison“ für sich allein und im Stillen einen Zufluchtsort vor den scharfen Augen der Welt gesucht. Aber wie er nicht gemacht war, sich zu isoliren, war es ihm auch unmöglich, sein Glück im Geheimniß zu finden. Ihm war im Gegensatze zu Schiller's gleißnerischer Königin „das Schweigen kein Gott der Glücklichen!“ Er sorgte unermüdlich dafür, besser zu bleiben, als sein Ruf es sein sollte. So ward denn auch uns, seinen näheren Freunden, der Tempel geöffnet, in welchem wir — konnten gleich lange Gestalten wie ich nur sehr gebückt eintreten — uns doch nicht selten hoch über die wichtigsten Männer im Lande erhaben wähnten. Bei mäßigem Mable, zu dem jeder Theilnehmer eine Schüssel, das Zollhaus jedoch, um sein Recht über uns nicht einzubüßen, den Wein lieferte, durchlebten wir so manche Sommernacht, theils im Tempel selbst, theils, wenn erst die liebe Nachbarschaft den Schlaf der Gerechten schief, im blumendurchtusteten Garten. Und war es auch nicht Venus von Amathunt, die auf dem Altare des Tempels stand, so durften doch weibliche Genossinnen jener Nächte stets nur im Geleite der Grazien erscheinen. Schwieriger ward der Tempeldienst im harten Winter, wo man durch schmalgelegte Schneefleige wanken und gleiten und sich an Wein und Liebe wärmen mußte; denn im Tempel selbst blieb es trotz eines kleinen, eisernen Ofchens entsezlich kalt. Ich

erinnere mich einer solchen Januar-Nacht bei fürchtbarem Frost. Wir begannen sehr vergnügt, der Ofen glühte, die Versammlung war zahlreich, die Speisen vortrefflich, der Wein floß reichlicher als gewöhnlich, doch schon mitten in der Nacht waren durch die größere Zahl der Anwesenden sämtliche Nahrungsmittel erschöpft, der Holzvorrath ging zu Ende, die Gluth des Ofens ließ nach, das Feuer der Gesellschaft war auch schon erloschen, und eine Aussicht, die Sitzung abzukürzen, war durchaus nicht vorhanden, weil unsere Damen, die nur unter dem Vorwande, bei Freundinnen die Nacht zuzubringen, Urlaub erhalten hatten, vor Tages-Anbruch den Heimweg nicht antreten durften. Die Kälte drang fühlbar durch jene dünnen Wände, und in Mänteln und Ueberrocken fingen wir an zu klappern. Holz konnte nicht herbeigeschaft werden, ohne die Bewohner oder Bewohnerinnen des Vorderhauses von unserer geheimnißvollen, ihnen verhüllten Zusammenkunft in Kenntniß zu setzen. Da entdeckte Heinrich in dem „Altoven der Jugend“ (denn Alles, was in jenem Bereiche sich vorfand, sogar Schüsseln, Töpfe, Handtücher und dergleichen, wurde durch dies zierende Beiwort geschmückt) eine Kiste mit unzähligen alten Gesang- und Gebetbüchern, wurmdurchstochenen Postillen, die dem kleinen Albrecht durch Erbschaft zugefallen und in jenen Winkel gerathen waren. Mit diesen nahmen wir keinen Anstand einzuheizen und brachten wirklich bei sparsamer Ofenwärme und fortbauender Bewegung den kältesten Morgen heran, ohne erfroren zu sein. — Nun leugne
 Holstei, Bierzig Jahre. IV. 2

mir noch Einer ab, daß der Pfad zur Tugend beschwerlich ist! — Ich nannte Heinrich und in ihm den harmlosesten, wohlwollendsten, nachgiebigsten, gefälligsten und geselligsten Gesellen unseres leichten Völkchens. Hübsch, klug, gewandt und anmuthig mußt' er ein Liebling der Weiber sein. Niemals aber zeigt' er sich eitel, niemals macht' er Vorrechte und Vorzüge geltend, einem minder Beliebten in den Weg zu treten, ihm die Freude zu verkümmern. Jeden Scherz verstand er, auf jeden Vorschlag ging er ein, Nichts nahm er übel und wurde durch Nichts verstimmt. In jener Winternacht blieb er das belebende Prinzip der Erstarrenden und lehrte zuerst durch sein muthiges Beispiel, wie man in solchem Vereine den Frost besiegen könne. Wo Du auch weilen magst, guter Heinrich, sollten diese Blätter in Deine Hände fallen, lasse noch einmal einen Frühlingssstrahl der Jugend über Dein Antlitz leuchten, wenn Du jenes Winters gedenkst! — Tollhaus wie Tempel reichen durch mehrere Jahre meines Berliner Aufenthaltes, sowohl vor als nach der Pariser Reise. Beiden ist jetzt von meiner wegen ihr Recht geschehen, und ich gehe in den Berichten über mich und mein Leben weiter.

Was ich schon mehrfach angedeutet, muß ich auch hier wieder bemerken: Wenn mein Leben in mancher Beziehung ein wildes und wüstes genannt werden dürfte, den Freuden häuslicher Sammlung und Abgeschiedenheit, den Stunden ernster Selbstbetrachtung entjagt' ich darum eben so wenig, als zarterem, geselligem Verkehr und dem Umgange mit hochgebildeten und gelehrten

Männern. So gab ich auch unsere literarische Gesellschaft, welche damals in vollster Blüthe stand, durchaus nicht auf, war im Gegentheil mehr als je Hitzig's rechte Hand und Factotum. In dieser Eigenschaft wurde ich Veranlassung zu einem sehr ergötzlichen Mißverständnis, welches zuerst gerührte Theilnahme, nach seiner Lösung aber lautes Gelächter herbeiführte. Matthiſſon war zum Besuch in Berlin. Hitzig hatte, den achtungswürdigen Gast zu ehren, für nächsten Montag eine Festversammlung mit Gästen ausgeschrieben und mich beauftragt, den Sänger des „Glyſium“ mit einem poetischen Gruße zu empfangen. Sonnabends war ich mit Hermann Brand bei kühlem Wetter sommerlich bekleidet nach Charlottenburg gefahren, hatte dort wider Gewohnheit und im Freien sitzend, aufgeregt durch lebhaftes Gespräch, ganze Gluthen von rothem Wein mit Wasser getrunken, mich schon unwohl zu Bette gelegt und war gegen Morgen in einem Zustande erwacht, der, wenn die Cholera im Jahre 1827 für Berlin schon erfunden gewesen wäre, mich ohne Barmherzigkeit in's Spital geliefert haben würde. Nachdem ich mich bis Nachmittag vergebens mit der Hoffnung getröstet hatte, die furchtbarsten, nie erlebten Evacuationen jeder Art und Gattung müßten endlich doch meinen Leiden ein Ende machen, jene Hoffnung aber sich als durchaus trügerisch erwies und mir immer jammervoller zu Sinne wurde, entschloß ich mich, meine Schneidersleute um einen Arzt auszusenden, und nannte ihnen auf gutes Glück den Namen des mir persönlich durchaus unbekannten Hofmedicus Dr. Busse, der unter

den praktischen Aerzten Berlins für einen der gediegensten galt. An einem schönen Sonntage zwischen vier und sieben Uhr sind Berliner schwer daheim zu finden, und der gequälte Geschäftsmann will auch einmal Athem holen. Meine Boten kamen mit der Kunde zurück, Dr. Bussé sei ausgeflogen, und ich, der sich dem Kampfe fortbauern- den, steigenden Uebelsens mit gänzlicher Erschöpfung nicht mehr gewachsen fühlte, stöhnte und sehte angstvoll, sie möchten mir den ersten besten Arzt, dessen Kutsche sie in den Gassen anhalten könnten, herbeischleppen. Meister und Lehrbursch — (Gesellen vacant) — stürzten abermals fort. Nach einem Stündchen, der Tag fing schon an sich zu neigen, kam die gute Schneiderfrau vor mein Sopha auf ihren weichsten Socken geschlichen und meldete den Herrn Doctor, der um Erlaubniß bitte, „mir seine Aufwartung zu machen, wenn er nicht störe.“ Diese Eingangssphrasen für einen ersehnten Arzt war mir neu, und ich sagte ungeduldig: „Nur herein!“ Schüchternen Schrittes und mit bedenklichsten Mienen trat nun ein kleiner, sanfter Greis in's Zimmer, den ich in Berlin jemals geseh'n zu haben mich nicht erinnerte, auch trug er einen oder mehrere mir fremde Orden; — indessen in Berlin giebt es so viele Aerzte! — Er nahte mir und sprach sehr leise. „Er könne sich's nicht versagen,“ äußerte er, „einen Sänger persönlich kennen zu lernen, dessen Grabeslieder*) ihn so innig gerührt, und es thue ihm doppelt weh, mich leidend zu finden.“ Ich, der eben

*) Er meinte die Gebichte auf Louissens Tod.

wieder das Herannahen einer qualvollen Explosion verspürte, und mit dem, wie man zu sagen pflegt, Tod und Leben rang, murmelte höchst verdrießlich: „Herr Doctor, hier handelt sich's nicht mehr um meine Grabslieder, sondern um mein eignes Grab, wohin ich unfehlbar gelange, wenn Sie mir nicht helfen.“ Dabei blötte ich ihm, vom dumpfen Instinkt der Todesangst angetrieben, meine Zunge entgegen, so weit selbige reichen wollte. Das war dem elegischen Dichter denn doch zu arg, und er fragte, ob mir die Hausfrau seinen Namen nicht genannt habe; er sei Matthisson! Hätt' er sich als Homer, als Shakespeare, als Göthe, als Beranger oder als Rückert zu erkennen gegeben, — in jenem schauderhaften Moment würd' ich ihn fortgewiesen haben, um ihn nicht zum Zeugen der Greuel zu machen, die wieder bevorstanden. Ich bat ihn, mich zu verlassen, da ich unfähig sei, eines Menschen Gegenwart zu ertragen, und er ging sanft und theilnehmend, wie er gekommen war, augenblicklich von dannen. Eine Stunde später kam Dr. Busse, rasch und entschieden, ein sicherer Helfer, gab sich mit kurzen Worten als Freund und Kenner meiner dramatischen Vorträge kund und erklärte nach ärztlicher Prüfung, daß mir — ein Brechmittel Noth thue. Nach Allem, was ich bereits in diesem Felde menschlichen Wissens geleistet, erschien mir sein Antrag einigermaßen problematisch, aber ich mußte mich fügen. Getroßt verschlang ich die höllisch süße, weilschwendustige Mixtur, durchlebte noch eine Stunde der Trübsal, fühlte mich erleichtert und fieberfrei und sank, Busse's Namen auf dankbaren

Tippen, in erquickenden Schummer, aus dem mich erst die hohe Montags-Sonne zu dem Gefühle vollkommener Herstellung erweckte. Unter den düstern Bildern des vergangenen Tages stand nun meine Grobheit gegen den edlen Dichtergreis obenan; weshalb ich auch nichts Eiligeres zu thun wußte, als mich hinzusetzen und ihn mit recht herzlich gemeinten Strophen anzufingen. Pünktlich fand ich mich gegen 7 Uhr im Kemper'schen Garten, wo die Litteraria sich den Sommer über zu versammeln pflegte, mit meinen Begrüßungsversen ein und näherte mich, von Bäumen gedeckt, ungesehen und unbemerkt dem Tische, um den die älteren Herren und Freunde bereits vereinigt waren. Sie saßen ernst, fast niedergeschlagen da, wie wenn ein trauriges Ereigniß sie verstimmt hätte. Ich lauschte ein Weilchen und hörte bald meinen Namen mit dem Ausdrucke wohlwollender Theilnahme nennen. Herzliches Bedauern, daß ich so rasch, so früh von der Erde scheiden solle, that sich kund. Sie gaben mir nicht einen Tag mehr zu leben. Mit einem Worte: Matthiesson war kurz vorher bei Hitzig herangefahren, hatte von seinem gestrigen Besuche bei mir und von mir als einem Sterbenden gesprochen. Da sprang ich vor, wie Weber Zettel im Sommernachtsraum: „Wo sind die Herzensjungen?“ — Und Geheime Staats- wie Ober-Tribunalräthe, Criminalräthe, Kammergerichtsräthe, Justizräthe, Professoren und Litteraten riefen mir entgegen: „Zettel!? — o allertrefflichster Tag! Gebenedeite Stunde!“ Ich war von den Todten auf-
erstanden. — Als ich aber vor der zahlreichen Versamm-

lung in schwach erleuchtetem Saale, bleicher noch als sonst, trat, Matthiſſon durch meine Verse zu begrüßen, wäre dieser, vor dem ich mich bis dahin verborgen gehalten, schier vom Stuhle gefallen. Meine Empfangs-
strophen, die ich wie die meisten meiner ähnlichen Gelegenheits-Arbeiten verzettelt habe und nirgends aufzutreiben weiß, begannen mit den Worten des zu feiernden Dichters:
„Schweigend, in der Abenddämm'ung Schleier zc.“
und klangen in diesem Tone weiter. Sie verfehlten ihren Eindruck auf den Besungenen eben so wenig, als auf den größeren Theil unserer Gesellschaft, doch eben so wenig fehlte jemals in diesem Kreise die Negation. An jenem Abende wurde sie zunächst durch Varnhagen vertreten, der es sich nicht ausreden ließ, daß ich mich über den alten Herrn und seine Sentimentalität nur hätte lustig machen wollen, und daß es mir trefflich gelungen sei. Davon war ich denn freilich auf tausend Meilen entfernt gewesen, hatte vielmehr die Sache, meinem eigensten Hange zur Sentimentalität entsprechend, verzweifelt ernsthaft gemeint. Aber so gelangt man bisweilen zu Ecksprüchen, die man am wenigsten verdient hat.

Noch eines anderen Gastes, einer literarisch kritischen Celebrität, ist hier Erwähnung zu thun, den ich bei meiner Rückkehr aus Frankreich bereits in Berlin dort in mehreren Circeln, namentlich auch bei Mendelssohn's und Beer's gefunden hatte. Ich meine August Wilhelm v. Schlegel. Mit Bedauern entdeckte ich, daß eine von ihm zur Schau getragene Beckenhaftigkeit, die sich in weibisch eitlem Auspuß und halb kindischer Spielerei mit

seinem Ordenstram gefiel, manchen sehr subordinirten Mitgliebern der Berliner Gesellschaft Gelegenheit wurde, ihn zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen. Ich bin einer solchen Undankbarkeit niemals theilhaftig geworden und habe mir stets in gehorsamer Andacht seine bisweilen allerdings langweiligen oder prahlhaften Auseinandersetzungen angehört, weil ich von jener angefochtenen Persönlichkeit den geistigen Heroß nicht trennen wollte, noch konnte, der uns so viel Großes, Schönes, Wahres gesagt, der unsere poetische Sprache geschmückt und veredelt, der uns einen deutschen Shakspeare gegeben. Mochte er im Verlaufe jener peripathetischen Dialoge, die wir, Hüfte unter'm Arm und Theetassen in der Hand, in Fensterbrüstungen oder Saalwinkeln öfters pflogen, mich immerhin versichern, seine früheren Bemühungen seien Kinderei, jetzt erst, seitdem er indischen Boden umackere und pflüge, erwerb' er wahre Verdienste, aber die deutsche Nation sei durch ihre Theilnahmlosigkeit solcher Mühwaltung unwürdig und was dergleichen Behauptungen mehr waren — ich ließ mich dadurch nicht irre machen; ich ließ den neuen alten Schlegel reden und hielt mich in meinem Herzen an den alten alten, das heißt an den jungen, der jung und deutsch bleiben wird, so lange deutsche Sprache blüht. Einmal muß' ich ihm dennoch untreu werden, das heißt, ich flüchtete tief beschämt — (beschämt in seine Seele hinein!) aus einer großen Gesellschaft, sein Gespräch und seine Nähe vermeidend. Er hatte den Wunsch geäußert, oder vielmehr er hatte eingewilligt, vor einer ausgesuchten Ver-

sammlung als Vorleser aufzutreten; will sagen, als declamatorischer, irgend ein dramatisches Werk reproducirender (denn ästhetische Vorlesungen, antiquarische über bildende Kunst oder dergleichen, ich weiß es nicht, hatte er bereits im Saale der Singakademie gehalten!). — Das Beer'sche Haus, stets bereit für schöne Zwecke, ließ sich auch hier die Gelegenheit nicht entgehen, seine Hallen zu öffnen, und da ein milder Frühling blühte, so waren Blumen- und Gewächshaus nebst den daran stoßenden Räumen sinnig für diesen Zweck geordnet und geschmückt worden. Es wimmelte von Eingeladenen; was in Berlin nur seit von Kunst, Poesie, Literatur und Wissenschaft machte, drängte sich da zwischen vornehmer und reicher Welt umher. Schlegel bestieg den für ihn gebauten Thron, zog seine Farnetto vor und begann den „Hamlet,“ von dem er den ersten Act, und dann Calderon's „Andacht zum Kreuze,“ von der er gleichfalls den ersten Act, dieses kolossale, nie erreichte, wundersame Meisterstück dramatisch theatralischer Exposition, vortrug. Was soll ich's leugnen, er machte seine Sachen herzlich schlecht. Von Benützung der schwachen Mittel, des gebrechlichen Organs, war durchaus nicht die Rede; von künstlerischen Intentionen konnte Nichts zur Anschauung kommen, weil er nicht im Flusse zu bleiben vermochte, sondern sich genöthigt sah, mit seinem Augenglase immer wieder die Stelle im Buche aufzuspiiren, bei der ihm der Athem ausgegangen war, und wo er sich zu erholen den Blick in die Hb'h' gerichtet. Es war halt ein alter Herr, der da in den Versen herumstümperte. — Aber in was für Versen! In

den Versen, die er gebildet, durch die er uns den Geist großer, unsterblicher Dichter, der Zierden zweier großer Nationen, so ununnachahmlich wiedergegeben. Dabei blieb ich, daran hielt ich fest, und während meine Umgebungen auf echt Berlinische Weise spöttisch lächelten, flüsterten, und die lieben Damen mit den verwünschten seidnen Mantillen und Tüchern ungedulbige Unruhe rauschten, über die Sessel hin- und herrutschend, wie Schuljungen in der Klasse, wenn es drei Viertel auf Zwölf geschlagen, — senkt' ich meinen Blick zu Boden und versuchte, obgleich nicht ohne Mühe, der Verehrung für Schlegel auch heute treu zu bleiben. Als er geendet, und ein erzwungenes, obligates Applaudiren von denen, die ihm zunächst saßen, mit sichtbarer Anstrengung geleistet war, brach das bis dahin schwer gehegte Wild durch die Umzäunung in's Freie, und im Garten bildeten sich unterschiedliche Gruppen, deren eine sich die undankbare Aufgabe stellte, mein Talent für dramatische Recitation auf Kosten des so eben Durchgefallenen zu erheben. Nie sind mir derlei oberflächliche Redensarten alberner erschienen, als an jenem Abende, und ich konnte mich nicht enthalten, einem berühmten und vielgepriesenen Manne, der mir mit diplomatisch herablassender Süßigkeit sagte: „Heute haben Sie einen wahren Triumph gefeiert,“ ziemlich derb zu erwidern: „Herr Geheimrath, von einer Vergleichung zwischen Herrn v. Schlegel und mir darf in artistischer Beziehung wohl nicht die Rede sein, denn er liest eben nur in geselligem Kreise als Dilettant, und wenn ich's nicht besser könnte, als er's heute gemacht hat, würden sich die Leute

hüten, mir Eintrittsgeld zu bezahlen. Uebrigens würd' ich mich über alle Maßen glücklich fühlen, noch viel schlechter zu deklamiren, als er, wenn ich sonst nur die Hälfte dessen jemals zu leisten vermöchte, was Herr v. Schlegel längst wieder vergessen hat.“ — Es war ein ehrlicher Zorn, den ich verspürte, und wenn ein solcher in mir waltet, red' ich gar nicht dumm.

Auch das Berliner Hoftheater freute sich eines bedeutenden Gastes, einer Schauspielerin, deren Andenken bei allen fühlenden Menschen, in allen empfänglichen Herzen, durch sie erhoben und begeistert, nimmer untergehen wird, so lange jene Menschen leben, so lange jene Herzen schlagen, Sophie Müller vom Wiener Burgtheater. Man kannte in Berlin kaum deren Namen. Damals war die Reiselust noch nicht so allgemein, die Wege zu ihrer Befriedigung waren noch nicht so geebnet, als heut zu Tage. Von den Berliner Theaterfreunden wußten wohl nur die Wenigsten etwas mehr über Sophie Müller, als daß sie eben Mitglied des kaiserlichen Hoftheaters sei. Bei ihrer ersten Gastrolle als Olga in Raupach's „Leib-eigenen“ war das Schauspielhaus halb leer, und ich weiß mich sehr genau zu besinnen, daß, als sie auftrat, der beifällige Gruß, durch welchen ein unterrichtetes Publikum achtungswerthe Gäste zu bewillkommen pflegt, wahrscheinlich ganz ausgeblieben wäre, wenn nicht mein Freund Franck, ich und der kaiserliche Legationsrath Herr v. Berner, der in unserer Nähe im Balkon saß,

begonnen hätten. Als die Künstlerin einige Scenen gespielt hatte, waren keine Vorklatscher mehr von Nothen. Das Entzücken wurde allgemein. Es hielt dauernd an, vom ersten bis zum letzten Abend ihrer Anwesenheit.

Ich betracht' es wie eine der schwersten Entbehrungen, welche mir bei Vollendung dieses schon viel zu breit gehaltenen Buches obliegt, daß der zugemessene Raum nicht gestattet, mich über die Schauspielerin Sophie Müller und über ihre Bedeutung für's deutsche Theater auszusprechen. Ich will mich mit dem Selbstbewußtsein trösten, daß ich doch nur ein äußerst unvollkommener Ausleger meiner eigenen, wenn gleich sehr lebendigen Ansichten bleiben dürfte, und will dabei des vortrefflichen F. E. W. Meyer gedenken, der in seinem Leben Schröder's (einem in Deutschland viel zu wenig gekannten Buche) mit treffender Wahrheit sagt:

„Es ist der Triumph, aber auch der Fluch des Schauspielers, daß keine Worte seine Vollkommenheit zu schildern vermögen und der Umfang seiner Verdienste nur von Augenzeugen begriffen werden kann.“

Auf Niemand möchte dieser Ausspruch schlagendere Anwendung finden, als auf Sophie Müller, weil allen ihren natürlichen und künstlerisch ausgebildeten Gaben, auch noch die seltenste, bezauberndste aller, ein unbeschreiblicher Wohlklang der Stimme, beigegeben war. Nur wer sie sprechen hörte, kann wissen und glauben, wie tief eines menschlichen Wesens Sprache den Hörer zu durchdringen, zu rühren, zu erschüttern vermag. Mir fällt dabei abermals der alte Meyer ein, der uns erzählt,

daß sein geliebter Schröder, als er einstmals bei vorzugsweise heit'rer Laune die Arten und Unarten sämtlicher berühmter Schauspieler seiner Zeit zum Ergötzen der Hörer copirte und nun aufgefordert wurde, auch Eckhof erscheinen zu lassen, plötzlich abbrach und zu Meyer sehr ernsthaft sagte: „ach Freund, dann geben Sie mir erst sein Organ!“ — Bei der Unvergeßlichen, von welcher hier die Rede ist, ging die Wirkung dieses Klanges so weit, daß sie durch den simplen Vortrag rhetorischer Passagen, wie z. B. der Monologe aus „Jungfrau von Orleans,“ die ja wahrlich jede Berliner Köchin auswendig weiß, und die durch tragische Situation Niemand mehr ergreifen werden, die Hörer in heiße Thränen versetzte. Man mußte weinen, weil sie sprach, wie man bei manchen Melodiceen, wenn sie in stiller Nacht wehmüthig in unsern Traum klingen, weinen muß.

Meine Freunde und noch mehr meine Feinde gaben mir Schuld, ich sei verliebt in die Müller, und Saphir ließ drucken, meine in der Vossischen Zeitung erscheinenden Kritiken über die Künstlerin wären Liebesbriefe in Recensionen-Form. Ich habe jene Aufsätze nicht zur Hand, um mich heut bei kaltem Blute zu überzeugen, ob der mir gemachte Vorwurf gerecht gewesen oder nicht. Doch will ich für Nichts gut sagen. Gewiß war mein Entzücken ein nicht bloß künstlerisches. Wie ließe sich das auch so scharf sondern, wo im Gebiete dramatischer Darstellung das Kunstwerk auf's Innigste mit der Persönlichkeit verschmilzt und ohne diese gar nicht gedacht, folglich auch niemals von ihr getrennt werden kann.

Deßhalb müssen Theaterkritiken, die einigermaßen in das Wesen des Darstellers eingehen, diesen, wenn sie tadelnd sind, immer mehr verletzen, als andere Künstler, deren Produktionen von ihnen selbst gesondert erscheinen, sich durch noch härtere Rügen jemals verletzt fühlen können. Deshalb auch müssen lobende und preisende Aufsätze dieser Gattung, und nun gar erst, wenn sie sich für jugendliche Weiblichkeit begeistern, stets den Charakter persönlicher Huldigung annehmen, der Schreiber mag dies nun beabsichtigen oder vermeiden. Ich kann zarter Anmuth, echt weiblicher Huld, lebhaftestem Ausdruck, tief poetischer Empfindung auf der Bühne kein Lobredner werden, ohne zugleich die Eigenschaften zu preisen, die sich außer der Bühne an der Gepriesenen geltend machen, und wie die Schauspielerin auch im Leben nie vergessen darf, daß sie mit ihrem ganzen Sein und Wirken im Dienste der Grazien steht, so wird ihr Bewunderer, wenn er sie in Gesellschaft erblickt, wohl niemals vergessen können, daß es diese Augen, diese Lippen, diese edlen Glieder sind, deren Feuer, Wohlklang und Geberdung ihn von den Brettern herab entzückten. Wer für eine junge, liebenswürdige Künstlerin schwärmt, weil sie eben eine wahre Künstlerin ist, der wird für das Mädchen, für die Frau, findet er Gelegenheit, ihr zu begegnen, und entdeckt er in ihrer echt weiblichen Ausbildung die Grundlage der künstlerischen, wahrhaftig nicht gleichgültig bleiben, um so weniger, je seltner sonst diese Harmonie zwischen Theater- und Erdenleben ist und je öfter man sich durch nähere Bekanntschaft enttäuscht, aus sei-

ner jugendlich heiligen Schwärmerei höchst prosaisch herausgerissen steht. Auf solche Weise war nun auch meine liebende Neigung für Sophie Müller beschaffen, und insofern hatten die mich Neckenden Recht und Unrecht. Wenn sie an meine Liebe den Maßstab legen wollten, der für Neigungen ähnlicher Gattung gebräuchlich ist, so war er gewiß zu plump und roh. Ich täusche mich darüber nicht. Es existirt noch ein sprechendes Zeugniß für meinen Zustand, ein Gedicht*): „Das erste Wort“ überschrieben, welches denn auch das letzte blieb.

Eines höchst splendiden Diners im Beer'schen Hause muß ich aus jener Zeit gedenken. Nicht gerade weil dergleichen dort selten gewesen wären, sondern mehr deshalb, weil auch der reichste Haushalt, die ausgebreitetste Bekanntheit nicht oft im Stande sein werden, A. W. v. Schlegel, Alexander v. Humboldt, Professor Hegel, Professor Gans neben Sophie Müller, Henriette Sontag und Angelika Catalani zu placiren, des berühmten Gewürmes von meiner Species gar nicht erst zu gedenken. — Humboldt hatte, dem Tulse des verstorbenen Königs gemäß, Paris mit Berlin vertauscht

*) Schon einige Male hab' ich in den vorhergehenden Bänden auf einzelne meiner Gedichte mich berufen, und werde mich geröthigt sehen, dies noch öfter zu thun. Möcht' es mir gestattet sein, diejenigen Leser, welche wohlwollenden Antheil an mir nehmen, darauf hinzuweisen, daß eine Auswahl meiner lyrischen Gedichte (Hannover 1856) erschienen ist, die wohl eigentlich zu den »Vierzig Jahren« gehört, so wie man gern, sei die Aernbte auch zweifelhaft ausgefallen, einen Blumenstrauß auf den Aernbtefranz heftet.

und setzte hier sein Leben unverändert fort, welches darin bestand, seinen vertraulichen Umgang mit den Großen dieser Erde für's Beste der Wissenschaft, für Förderung der Gelehrsamkeit und der Künste, für's Gedeihen jedes edlen Unternehmens, für Unterstützung hilfsbedürftiger Menschen zu verwenden und zu benützen. Des Guten und Schönen, was unter Friedrich Wilhelm dem Dritten durch Alexander v. Humboldt angeregt, begünstigt und begründet worden, ist kein Ende und ihm um so höher anzurechnen, weil es oft nur seinem geistigen Uebergewicht, und diesem wieder doch nur im Verein mit seiner unermüdllich ausdauernden Gutmüthigkeit, gelingen konnte, gegen mancherlei hemmende Umgebungen siegreich zu wirken. Es giebt Menschen, deren Namen bei jeder Gelegenheit dankbar, preisend zu nennen allen Guten heilige Pflicht bleibt. Unter diesen steht Alexander v. Humboldt obenan; nicht der Gelehrte, diesen zu würdigen bin ich nicht fähig, aber der Mensch, der reine, wahre, muthige Mensch, der freisinnige, der auch vor Thronen weder schmeichelt, noch heuchelt, — noch schweigt! — Ich suchte, ihm in Berlin an manchen Orten belegend, fortzusetzen, was mir schon in Paris bisweilen erfolgreich gelungen: den großen Mann in eine kleine Ecke zu bringen und ihn, wenn der Charivari sogenannter allgemeiner Conversation seine Lebensgeister fast ermattet, zu einem Gespräch mit mir zu reizen, in welchem ich natürlich nur die Eingangsbreden hatte, ihm aber mit Wonne das Weitere überließ. Bei seiner Mittheilungsfähigkeit, ja bei seinem Bedürfniß, dieselbe

geltend zu machen, und bei der geistigen Herablassung, die er auch dem beschränktsten Hörer zu gönnen weiß, trug mir mein Experiment gute Früchte, und ich werde z. B. eine seiner Herzensergießungen über Liebe, Musik und Glauben, die ich einer ihn sehr langweilenden musikalischen Soiree in Paris verdanke, ebenso wenig vergessen, als ich den Muth hätte, ihren Inhalt hier abdrucken zu lassen. Bei jenem Beer'schen Diner, bei welchem es im großen, herrlichen Saale sehr lustig zuging, und bei welchem ich durch einen Toast (es war irgend ein Fest in der Familie) gegen Spontini, täusch' ich mich nicht, in Angelegenheit einer Carl Maria v. Weber'schen Oper, die Affection der schon antiquirten, aber noch immer höchst interessanten Catalani auf mich zog, hat Pätztere auch jenes weltberühmte Wort über die Sontag: „ihr Genre ist nicht das größte, aber sie ist die Größte in ihrem Genre!“ ausgesprochen. Dieser Ausspruch schien damals noch sehr treffend; doch weder wir noch die Catalani konnten vorherahnen, wie hoch Henriette Sontag nach ihrer zweiten Rückkehr von Paris auch im höchsten Genre erscheinen würde. Ihre Semiramis, Desdemona, Donna Anna zeigten uns erst die Möglichkeit solchen Fortschrittes.

Nächst der Freundlichkeit der Frau Angelika schwebt mir von jenem Festtage auch noch die Erinnerung sehr deutlich vor, wie ich mich mit Worten, Blicken und Benehmen zwischen Sophie Müller und Henriette Sontag, Beiden gegenüber, in großer Verlegenheit befand. Die Pätztere ignorirte mich längst und gab mir nur so viel

Holtel, Vierzig Jahre. IV. 3

Red' und Antwort, als bei unvermeidlichen Gesprächen unvermeidlich war; die Erstere gefiel sich darin, mich mit ihren sehr sanftmüthigen und feinen Redereien darauf hinzuweisen, daß ich ja doch eigentlich zur Fahne der Oper geschworen hätte, und daß jeder Abfall ein Verbrechen sei. Vergleichen konnte die Sängerin, war ich ihr auch noch so gleichgültig, ganz stillschweigend doch nicht ruhig mit anhören, und sie fing nun schon in lebhafterem Taktmaße mich wegen meines Ueberganges zum recitirenden Schauspiel zu verhöhnen an. Diese Kreuzfeuer traf mich an sehr empfindlichen Stellen, weil ich es meinerseits nicht erwidern wollte, andererseits nicht durfte noch konnte; es wurde zum Fegfeuerchen, in welchem ich manche Herzenssünden abbüßte, und aus dem ich zuletzt nicht ohne Spuren der Läuterung ent schlüpfte. Seit jenem Mittage hab' ich nicht mehr für Sophie geschmachtet, im Gegentheil, ich faßte den heroischen Entschluß, Berlin sobald als möglich auf einige Wochen zu verlassen, um vor mir selbst sicher zu sein. Bevor ich diesen Entschluß zur Ausführung brachte, mußte ein theatralischer Versuch in's Leben treten. Daß in Paris nach Scribe's Original von mir verdeutschte und in jeder Beziehung umgeformte Pieder spiel: „Die verwandelte Kaze“ sollte auf der Königsstädter Bühne zur Aufführung gelangen. Schmelfa, Beckmann und Julie Holzbecher waren darin beschäftigt. Die Letztere, welche seit ihrem Uebertritt zum Königsstädter Theater unter dem Namen „die kleine Holzbecher“ für ein reizendes, rasch erblühendes, schönes Kind gegolten

und in naiven Rollen Beifall gefunden hatte, war schon im vergangenen Jahre mit bedeutenderen Particeen bedacht worden und hatte ihrem Talente jetzt durch die wohlgelungene Darstellung der „Mirandolina“ (23. Juli 1827), welche Karl Blum eigens für sie geschrieben, den günstigsten Ruf erworben. Die Rolle der „Minette“ in der verwandelten Kage war, wie schon im vorigen Bande angedeutet, von mir ursprünglich für die Sontag bestimmt gewesen und deshalb mit hübschen, aber nicht leichten Melodieen durchwebt worden, die H. A. Freund allerliebst instrumentirt hatte. Julie, obgleich musikalisch gebildet und erzogen, reichte doch kaum mit ihrer Stimme dafür aus, und es gab mancherlei Bedenklichkeiten; auch in die allerdings schwierige und gefährliche Darstellung der Kagenatur gestand das arme Mädchen sich nicht recht finden zu können, und ich erbat mir deshalb von ihren Aeltern die Erlaubniß, mich bei ihnen einstellen und der Tochter andeuten zu dürfen, durch welche Streiche die bezaubernde „Jenny Vertpré“ als Minette ganz Paris entzückt habe. Lehrer und Schülerin wurden von den discreten Aeltern in ein Nebenzimmer geführt und dort ungestört ihren Studien überlassen. Es war eine eigene Situation. Julie kaum fähig, die Schüchternheit zu überwinden, die jede Darstellerin überfällt, wenn sie im engen Raume, ohne von der Coulissenluft gehoben und getragen zu sein, spielen soll; ich nicht minder verlegen ihr gegenüber, mein Manuscript in der einen, das Taschentuch in der andern Hand, mir den Schweiß von der Stirn zu trocknen, den

die Unterweisung erpreßte. Es war ein heißer Sommer. Julie, im dünnen weißen Kleidchen, kurz geschürzt, ganz im Zuschnitt des etwas üppigen Theater-Kagen-Kostüms, auf weichen Sophasissen, die den Boden deckten, kauernnd, kriechend, sich die Nase reibend, Milch schlürfsend, schnurrend, Mäuse fangend, . . . mir ging mehrmals der Athem aus, und ich vergaß die Stichwörter zu bringen. Doch da sich die Sittsamkeit und unbefangenste Natur des bescheidenen Mädchens auch in den gefährlichsten und schlüpfrigsten Posturen treu blieb, so konnte bei diesem Anblick eigentlich kein so verletzender Gedanke erwachen, und daneben stand ja doch immer Sophie Müller wie ein Cherub mit einem Palmenzweige.

Am 9. August wurde, täuschen mich meine flüchtigen schriftlichen Notizen nicht, „Minette, oder die verwandelte Kage“ zum ersten Male aufgeführt. Am 9. August reisete ich, nachdem ich die Generalprobe bis auf den letzten Bogenstrich mitgemacht und dann mit Hermann Brandt gespeiset hatte, mit diesem nach Breslau ab. Als wir Nachmittags gegen 5 Uhr beim Königsstädter Theater vorbeifuhren, standen schon einige Menschen des Einlasses harrend vor der Thür, denen ich aus dem Wagen zurief: Applaudirt! Hermann, sonst nicht geneigt, mich und mein Treiben durch freundschaftliche Nachgiebigkeit zu schonen, konnte doch nicht umhin, diese großartige Autorentzagung einigermaßen zu bewundern.

Das Stück gefiel an sich nur mäßig, die Darstellung desto mehr, und das entzückende Käßlein gewann sich durch diese Rolle viele neue Bewunderer, unter denen

vorzüglich Einer ein höchst wichtiger war und lange blieb!!! Wovon zu seiner Zeit ein Mehreres!

Mein Aufenthalt in Breslau war durch Nichts ausgezeichnet, als durch den erneuten, persönlichen Umgang mit Schall, durch den angenehmsten Aufenthalt in Frand's väterlichem Hause, durch Besuche auf dem Lande und durch den zum Vorsatz reisenden Plan, nach meiner Rückkehr in Berlin eine im ernstern Style gehaltene dramaturgische Zeitschrift zu gründen, ein Plan, den ich schon lange mit mir umhertrug, den ich jetzt im Reisewagen des Breiteren mit Frand durchgesprochen, und von dem ich mich so lebhaft angeregt und erfüllt wähnte, daß ich gar nicht erwarten konnte, ihn in's Leben treten zu sehen. Sehr begreiflich war denn auch der aus diesem neuen Unternehmen hergeleitete Wunsch, mich in Berlin, als meinem eigentlichen Wohnplatz, wieder festzusetzen. Ich miethete deshalb gleich nach meiner Ankunft eine Jahreswohnung und erklärte meinen Gönnern und Freunden, daß ich von ihnen gewärtig sei, sie würden mich und meine neue Wohnung „ausstatten.“ Die Meisten, bei denen ich aus- und einging, faßten diese halb im Scherz ausgesprochene Bitte nicht anders auf, als sie gemeint war, weil sie wohl wußten, daß Eigennuß oder Habsucht von meinen Fehlern der geringste sei; gerade deshalb aber ließen sie sich's nicht nehmen, den kindischen Wunsch mir zu erfüllen, und sehr bald waren zwei artige Wohnstübchen nebst Bedientenzimmer mit mannichsamem Hausrath und Mobilien der abweichendsten Form und Gattung, verschiedenen Zeitaltern

gehörig, angefüllt, weshalb ich die ganze Einrichtung mein Berliner Stammbuch zu nennen pflegte.

Ein Diener ward angenommen, der auf den Namen August hörte, und den ich in eine Livree mit gelbem Kragen steckte, um mein schlesisches Heimathland anzudeuten. Ihm Knöpfe mit unserm Wappen gießen zu lassen, fehlte mir der aristokratische Antrieb; doch will ich geradezu gestehen, daß ich ein- oder zweimal ernstlich daran dachte, bis ich dann, mich auf einer so überschwenglichen Albernheit ertappend, mich selbst unbeschreiblich ausgelachte. August wird, nachdem er jetzt sein bescheidenes Antritts-Compliment gemacht, auf dem Schauplatz wieder erscheinen, vielleicht nicht ohne Theilnahme zu erregen, wird denselben jedoch unter für ihn keinesweges günstigen Umständen verlassen.

Außerliche Anregungen werden häufig zu innerlichen. Die Behaglichkeit meiner neuen Wohnung machte mich fleißig, und ohne den bisherigen Umgang in seinen vielfarbigsten Nüancen irgend aufzugeben, ja, ohne nur einen späten Abend und seine Genüsse im Stich zu lassen, fand ich mich doch nach Mitternacht immer im Arbeitsstübchen ein und brachte viel und mancherlei vor mich, wobei denn auch die üble, mir heut' noch anhängende Gewohnheit, in den Morgen hinein aufzubleiben und dafür in den Tag hinein zu schlafen, immer festere Wurzeln faßte. Der projectirten Zeitschrift fand sich ein Ver-

Ieger, mein Freund Josephh, als Besitzer der Haude-
Spener'schen Buchhandlung, und sie erschien unter dem
Titel: „Monatliche Beiträge zur Geschichte dramatischer
Kunst und Literatur.“ Unparteiisch darf ich sagen,
daß sie anständig und nicht werthlos austrat und die
Theilnahme gediegener Männer und redlicher Theater-
freunde fand; — aber auch nur dieser. Dem verehrten
Publikum gewährte sie keine Unterhaltung. Ich hatte
freilich in den einleitenden Ankündigungen den Mund
etwas voll genommen; da hieß es unter Anderm:

„Der Herausgeber, der das Theater kennt und beur-
theilen zu können glaubt, wie sich die Intentionen der
Künstler zur Ausführung verhalten, hat in mancherlei
Beziehungen zur Bühne die unglaubliche Eitelkeit, die
vermeinte Unfehlbarkeit der Schauspieler sowie die
Unkenntniß mancher Directionen kennen lernen. Er
hat keinen Grund, darüber zu schweigen, und will
um so offener der Arroganz stolzer Stümper in
den Weg treten, als er den Willen hat, alles Gute
anzuerkennen und jedem bescheidenen Streben mild
und freundlich die Bahn zu zeigen, die des Talentes
würdig ist.“

„Wir erwarten keine goldenen Früchte von unserm
Unternehmen. Wir wissen, wie tief der edlere Antheil
an edler Kritik gesunken ist. Schande den Schreibern,
die diese falsche Richtung aus kleinlichem Eigennuß
begünstigt haben. Doppelte Schande, wenn sie nicht
ohne Talent sind!“

Weiter oben wurde einmal gesagt:

„Die größeren Zeitschriften verfolgen zu viele Richtungen, der Theater-Artikel in den politischen Zeitungen ist vom Raume zu sehr beschränkt, einige kleine, hauptsächlich bitterer und ironischer Polemik offen stehende Blätter haben einen so leichten und so niedrigen Ton angestimmt, tragen ihre leicht zu kaufende Parteilichkeit so offen zur Schau, daß von Kritik wohl nicht mehr die Rede sein kann. Es ist nie mehr als jezt an der Zeit gewesen, mit fester Hand mitten in das verworrene Treiben einen Pfahl zu stecken, um den die besseren Theaterfreunde sich sammeln und ihre Ansichten austauschen oder berichtigen könnten. Dies ist der Sinn dieses Unternehmens“ 1c.

Diesen unglücklichen „Pfahl“ ließ Freund Saphir sich nicht entgehen. Er schrieb sogleich einen Aufsatz: „Ein Pfahl im Fleische der Literatur!“ und wie mir's darin erging, mag Jeder leicht ermessen, der die Berliner Schnellpost gelesen. Ich las zu jener Zeit schon gar kein ähnliches Blatt mehr und hörte nur davon erzählen. Fleiß und vielseitige Beschäftigung bleiben übrigens das sicherste Remedium gegen Unmuth, der aus verletzter Eitelkeit entstehen möchte. An beiden fehlte mir's nicht, weder an Beschäftigung, noch an Fleiß für dieselbe. Ich that Alles für die Redaction meiner Monatschrift durch Correspondenz und war auch productiv thätig dafür. Ich bereitete mich auf einen großen Cyklus dramatischer Vorträge vor, in den ich, um fünfzehn Abende zu füllen, gar manches mir noch nicht geläufige Werk, mit dem ich mich

nur durch ernstes Studium vertraut machen konnte, aufzunehmen genöthigt war. Es war dies der vierte Winter, wo ich in Berlin öffentlich auftrat, und der Andrang war größer, der Zuhörerkreis gewählter und zugleich zahlreicher als je. Auch in Privatgesellschaften wurd' ich häufig in Anspruch genommen, und was in solchen, wo nach dem angreifenden und fast erschöpfenden Vortrage eines dramatischen Gedichtes stets noch geselliger Genuß gelitten werden mußte, an geistiger Tagelöhner-Arbeit zu leisten war, kann zuletzt nur Derjenige gründlich beurtheilen; welcher selbst einmal das Glück empfunden, Künstler in der Mode zu sein. Unleugbar hab' ich durch ein leidenschaftliches, oft wildes Leben zu Zeiten in meine Gesundheit gestürmt und in mehr als einer Richtung dazu beigetragen, mich alt zu machen. Aber mehr als diese Extravaganzen haben, das ist gewiß, die Freuden und Ehren der guten Gesellschaft an mir gethan — jene Quäl, unterhalten, amüsiren, beleben zu helfen, jene furchtbaren Anstrengungen, charmant zu sein! Nichts kommt theurer zu steh'n, wie der Ruf eines liebenswürdigen und geistreichen Mannes; man bezahlt ihn mit den edelsten, unersetzlichsten Kräften seines Lebens, und wenn man nicht ein entschlich eitler Affe ist, der sich durch momentane, nichtsagende Huldigungen geschmeichelt und belohnt fühlt, wenn man im Gegentheil die Leerheit des ganzen Treibens durchschaut, so langweilt man sich obenein auch noch bis zum Tode dabei; und das eben wirkt so tödtlich. Trotz dieser Leiden, die gerade in jenem Winter am heftigsten auf mich eindrangen,

empfund ich noch Spannkraft genug, um auch dramatisch productiv zu sein. Ich schrieb den dritten (diesen zuerst) und ersten Act der „Lenore,“ zu der ich schon in Paris durch Meyerbeer aufgefordert worden war, und die ich ihm selbstsüchtiger und undankbarer Weise aus dem Bereich der großen phantastischen Oper, wohin er sie gebracht wissen wollte, in's Gebiet des Lieder-spieles und Melodrama's weg escamotirte. Auch an einer Anzahl lyrisch poetischer Uebungen, zum Theil einer schönen Frau, einer der schönsten in Berlin, geltend, ließ ich es nicht fehlen. Schon längst hatte Agnes — so wollen wir sie nennen — mich bemerken lassen, daß sie mir gewogen sei, und ich hätte blind sein müssen, um dies zu verkennen. Aber daß diese Gewogenheit aus den Grenzen freundschaftlichen Umgangs oder von dem gewöhnlichen Fußpfade conversationeller Theesfreundschaft in dunklere Regionen des Myrthenwäldchens am Wege führen könne, war mir nicht eingefallen; ich hatte, wie so häufig, wieder einmal den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehn. Ein Freund mußte mich erst wegen meines Verhältnisses zu Agnesen beneidend necken, um mich auf die Idee zu bringen, daß ein solches überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege. Ich fand — am Schreibtische nie verzagt — den Muth, meine Anerkennung ihrer wirklich majestätischen Schönheit in's Gewand eines kleinen Gedichtes zu kleiden, welches etwa mit den Worten schloß: „Wenn ich nun fragte, darf ich Dich lieben? Was würdest Du entgegnen?“ Dies Gedichtchen

gab ich ihr in Gegenwart ihres Gemahls, der auf alle Männer eifersüchtig schien, nur auf mich nicht, — denn er achtete mich für höchst gefahrlos, — mit einem Bonbon in die Hand. Sie las es ohne Aufschub, als wenn es eine zu jenem Bonbon gehörige Devise gewesen wäre, und sagte sogleich mit fester Stimme: „Ja!“ Nun hätt ich ja doch ein Esel und noch dazu ein recht schwer beladener Pack-Esel sein müssen, wenn ich auf dem bewußten Pfade der Freundschaft verblieben wäre. Und so bildete sich denn allerdings ein „Verhältniß“ mit allem Zubehör, in dessen Dauer mein Diener August zuerst seine Talente à la Figaro entfaltete und wirklich einige Züge zum Besten gab, von denen sogar Beaumarchais nicht ganz verächtlich geurtheilt haben dürfte. Niemals aber hätt ich geglaubt, daß mit so vielem Feuer leidenschaftlichster Gluth ein so scrupulöses Erwägen von Recht und Unrecht, von Pflicht und Liebe in einem weiblichen Wesen verbunden sein könnte. Die daraus hervorgehenden Widersprüche steigerten denn auch meine erotischen Zustände bisweilen in's Unerträgliche. — Wäre mir die Erinnerung an Agnesen nicht um ihrer selbst willen ewig theuer und werth, so müßten die um sie und mit ihr durchlebten Tage schon deshalb in meinem Gedächtniß bestehen, weil eine Frau von seltenen Geistes- und Herzens-Gaben, eine Frau, der das wunderbare Loos beschieden war, kurz nach ihrem Tode als eine hochberühmte Persönlichkeit aufzustehen, sich geneigt fand, unsere Liebe freundlich zu beschützen, und dies

auf desto eigenthümlichere Weise, je näher ihr gerade der natürliche Beruf gelegen hätte, sich dagegen zu stellen. Aber die Weiber sind unergründlich und die bedeutenden vor Allen!

Während ich nun in Berlin redigirte, schriftstellerte, correspondirte, dichtete, schwärmte, rasete, sang, trank, liebte, lebte und vorlas, — letzteres mit reichlichstem Erfolge in jeder Art, — hatte sich durch die fürsorglichen und einflußreichen Bemühungen des Herrn Kanzlers Dr. v. Müller in Weimar ein Verein gebildet, welcher mich dorthin berief, sobald meine Verpflichtungen gegen die Berliner Abonnenten gelöst sein würden. Ich betrachtete diese Vocation wie das Erfreulichste, was mir begegnen könnte, die Reise nach Alm-Athen wie eine Art von Triumphzug. Bevor ich diesen antreten konnte, war mir in Berlin noch eine schmählische Niederlage vorbehalten. Eine parodische Posse: „Staberl als Robinson,“ durch welche ich den Versuch wagen wollte, in Berlin nachzuahmen, was ich in Paris gesehen, wurde auf dem Königsstädter Theater gegeben und mit einem wüthenden Tumult, der durch die Gegenkämpfe applaudirender Gönner nur wuchs, ausgepiffen, gezischt, gepöcht und gehöhnt, daß man wirklich nichts Tolleres sich vorstellen kann. Ich habe diesen poetisch theatralischen Wechselbalg in meinem (Breslau bei A. Schulz, 1845) in einem Bande erschienenen „Theater“ mitgetheilt, wo Diejenigen, die etwa Theil an solchen Dingen nehmen, ihn nachlesen und die Gründe selbst auffuchen mögen, durch welche ein solch' unerlebter Skandal herbeigeführt wurde.

Allen gebildeten Lesern aber wird es lehrreich und interessant sein, hier abgedruckt*) zu finden, was Immer-

*) »An der Richtung und dem Inhalte Ihrer Monatschrift hab' ich mich sehr erfreut. Die bisherigen Hefte enthalten viel Gutes und Gedachtes — und was das Beste ist, praktisch Brauchbares. Ich wünsche nur, daß eben die Güte des Inhalts dem Institute nicht seinen Unter- gang bereiten möge (!!!), ein Wunsch der nicht seltsam klingt, wenn man dem Treiben und den Bedürfnissen des Tages achtsam zusieht. — Was Sie bei Gelegenheit Ihrer Travestie sagen, hat mich zum Nachdenken über diesen Gegenstand aufgefordert, und ich theile Ihnen das Resultat desselben mit. Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, daß ich recht viel Gutes, Witziges und Launiges in Ihrem Stücke gefunden habe, nur ist mir die Idee nicht recht klar erschienen, auch glaube ich, werden Sie sich vor Ihrem Gange zu allzuhäufigen und zu spielenden Wortspielen in Acht nehmen müssen. Abgesehen hiervon, so scheint mir der Grund der Schwierigkeit des Gelingens der Travestie gerade in deren Eigenthümlichkeit selbst zu liegen; ihre Natur widerspricht gewissermaßen der Natur eines Dramas und mithin der Natur derjenigen Erwartungen und Anforderungen, mit welchen wir vor dem Vorhange Platz nehmen. Vom Drama verlangen wir vor allen Dingen eine wirkliche Handlung und Charaktere, die diese Handlung vor unseren Augen darstellen. Die Travestie will dagegen von vorn herein uns auf den Anspruch verzichten machen, eine wirkliche Handlung und Fabel zu sehen; ihre abenteuerlichen Figuren müssen mit jedem Worte uns sagen, daß sie nicht Charaktere (d. h. Repräsentanten des Lebens), sondern nur Träger des Spottes über Dinge sind, die außerhalb des Kreises der Dichtung liegen. Daher das Unverständliche, Unklare, was sich so leicht in diese Dichtungen einschleicht, daher die Kälte und Ermüdung der Zuschauer, die sie in den meisten Fällen hervorbringen, denn das Interesse der Zuschauer ist kein unmittelbares, wie im Drama, sondern ein mittelbares, nur aus der Vergleichung zwischen dem witzigen Zerrbilde und den durch dasselbe verspotteten Lächerlichkeiten entspringendes, mithin an und für sich schon ein viel schwächeres. Es möchte daher zu Travestie und Parodie vielleicht der allergrößten komischen Laune und Kraft bedürfen, um eine

man mir bei diesem Anlasse über Parodie und Travestie im Allgemeinen schrieb, und was ich, um den Raum nicht allzusehr zu beengen, in eine Note verweise.

Die Berliner Vorlesungen schloß ich mit Göthe's „Egmont,“ der zu jener Zeit auf dem Hoftheater nicht gegeben werden durfte, wie ich denn stets nach Dramen griff, denen die Bühne versagt blieb. Ich richtete, den Hörern dankend und mit Hinweisung auf die mir bevorstehende Kunstreise nach Weimar, einige Abschiedsstrophcn an mein Publikum, von denen mir vier Zeilen unvergesslich blieben, weil Saphir abermals Gelegenheit fand, an diese einen mit großem Jubel aufgenommenen Witz zu knüpfen. Ich hatte gesagt:

Wirkung hervorzubringen. Wir finden nur da, wo höchst lebendige Menschen, ein höchst erregbares Publikum, was mit allen um sich her vorgehenden Lächerlichkeiten in unmittelbarem Contact sich beständig setzte, an allen Erscheinungen des Tages sinnlichsten Antheil nahm, daß Travestie und Parodie sich als selbstständige Dichtungsart ausbilden und halten konnte. An solchen Orten fühlen die Zuschauer jede Beziehung und indentificiren sich leicht mit dem Dichter und seinem Spotte, weil ihrer Seele die Dinge, die er bescherzt, so gegenwärtig sind, als sie der seinigen waren. Deswegen konnte Aristophanes in Athen sein durchaus parodisches Lustspiel gründen, deshalb wirkt in Paris jede Lächerlichkeit im Leben und in der Literatur zum Ergötzen der Zuschauer auf den kleineren Theatern der Vorstädte ihre parodischen Schatten, deshalb ist es auch in Wien noch zu wagen, dem Volke dergleichen Sachen vorzuführen. In Norddeutschland ist es dagegen, wie Sie wissen, ganz anders. Wir stehen den äußeren Dingen weit ferner, als die Athener, Pariser und Wiener, und der komische Dichter hat einen viel härteren Kampf mit dem allem Komischen so furchtbaren: »Was ist die Pointe davon?«

Der Begeist'ung Morgenröthe
Hat uns freudig angelacht,
Und mit unserm Vater Göthe
Haben wir den Schluß gemacht.

Gute, hausbäckene Reime, deren tausend ähnliche durch's Thor schlüpfen, ohne beachtet zu werden. Doch das war bei einer Wache, wie Saphir sie uns gegenüber hielt, nicht denkbar; der ließ sich Nichts entgehen. Und alsogleich hub er an: „Vater Göthe, Mutter Heigendorf (Sagemann) und Sohn Holtei.“ Wie oft hab' ich diese verwünschte Zusammenstellung als Neckerei vernehmen müssen!

Im Januar des Jahres Achtzehnhundert und acht und zwanzig begannen meine deklamatorischen Vorträge in Weimar, zu welchen Johanna Schopenhauer und Friedrich v. Müller unter Göthe's ermunternder Protection ein für Weimar's Einwohnerzahl beträchtliches Abonnement gesammelt hatten. Um dies Kapitel gleich von Anfang abzuthun, will ich nicht unerwähnt lassen, daß mir mein künstlerisches Walten und Wirken in der Stadt der Musen weniger Freude und Befriedigung gewährte, wie ich erwartet. Die Theilnahme war eine sehr gestörte, zerrissene. Es begannen unzählige Winterbelustigungen, Asseembleen und Bälle, und da diese sorgfältig auf Abende verlegt werden mußten (schon des Hofes wegen), wo das Theater feierte, so trafen sie gewöhnlich mit meinen Lese-Abenden zusammen, was die

ganz natürliche Folge hatte, daß ich immer vor einem vollen Saale zu lesen anfieng, vor einem unruhigen, ungedulbigen, der Ballstunde und ihrem Schlag entgegenharrenden, im Geiste schon hüpfenden fortfuhr und vor einem halb leeren endete. Ich, durch die feierliche, bis zum letzten Wort ausdauernde Aufmerksamkeit der Berliner Versammlungen verwöhnt und obenein, wie es wohl bei einer so unglaublich anstrengenden, alle geistigen wie körperlichen Facultäten in Anspruch nehmenden Production nicht anders möglich ist, fieberhaft aufgereggt, wurde dadurch oft sehr verstimmt, und es waren die Rücksichten nöthig, welche mir eine allgemein gegönnte, huldreiche und liebevolle Ausnahme zur Pflicht machte, daß ich nicht bisweilen der Verstimmung nachgebend das Buch zuklappte und meiner Wege ging. Einige treue Anhängerinnen — und unter diesen nicht nur solche, die ihrer Jahre wegen über die Tanzstunde hinaus waren — harrten freilich tröstend aus, daneben auch all' die älteren Herren, die auf literarische und poetische Bildung Anspruch machen durften, und mit diesen lerni' ich mich endlich für die letzten Acte begnügen. Ermüdend und bisweilen unerträglich war es, nach Beendigung solcher anstrengenden Leistungen selbst noch in den Gesellschaften erscheinen und dort nicht nur jedem Fragenden Rede stehen, sondern auch häufig durch Lied oder Wort irgend eine Lücke im Gange der Unterhaltung ausfüllen zu müssen*). Ja,

*) Daß ich einigermaßen der Sätze des Tages war, verbürgt mir unter andern aufbewahrten Papieren ein buntes, von zarter Hand

nicht einmal beklagen durft' ich mich über diese beklagenswerthen Ansprüche, weil sie einen Beweis erwünschten Successes im Allgemeinen für mich abgaben, und um diesen möglichst zu erringen, kommt Unser Einer ja doch nur in eine fremde Stadt. Durft' ich mir doch auch Etwas darauf einbilden, daß von mir die Rede war, daß man mich zu haben wünschte, daß man keine Gesellschaft gab, ohne mich einzuladen, an einem Orte und zu einer Epoche, wo außer mir nur britische Herkunft galt, wo nur englische Sprache blühte, wo der Gast durch den Londoner Destillations-Kolben gelaufen sein mußte, wenn er geistig gelten sollte. Weimar hatte vorzugeweise in jenem Winter die englische Krankheit. Zum Theil ging sie vom Hofe aus, da der verstorbene Großherzog — vielleicht aus politisch-ökonomischen Rücksichten — den jungen englischen Bären, die auf den Continent gesendet wurden, zunächst um von Göthe's Namen gleichsam geleckt zu werden *), möglichste Freiheit und Zutorkommen-

beschriebenes Blättchen, welches mir bei einem Maßkenschertz überreicht wurde:

»Bieleu bereitest Du Wonne, Dich wünschen Biele zu hören,
Wo Du erscheinst, Du bringst überall Freude mit hin!«

*) In einem Liedchen »Es giebt nur ein Weimar!« welches ich dort machte und häufig sang, hieß es bezüglich darauf:

»Sein viel junge Männer in Weimar zu seh'n?«

Genug! doch sie reden, man kann's kaum versteh'n.

»Wie kommt das? Hab'n s' denn nicht gut sprechen gelernt?«

Das kommt halt, weil England zu weit ist entfernt.

»Sie studir'n also da? Nu, was lernen sie dann?«

Ei, sie lern'n Allerlei, mit der Galopp sang'n s' an!

Soltei, Bierzig Jahre. IV.

heit gönnte, anderen Theils aber von den weimarischen Damen höheren Standes, denen Alles gefiel, sogar jede Insolenz, wenn sie nur britisch war. Es wollte mich bisweilen bedünken, die Schönen leiteten Englisch von Engel ab; und dennoch fehlt' es unter den jungen, vergölkerten Engeln nicht an recht tüchtigen Bengeln. Daß ich dies unverhohlen und mit meiner schleißischen Naivetät immer und überall aussprach, zog mir die Neigung der weimarischen jüngern Männerwelt zu; daß ich es aussprechen durfte, ohne mir die Frauenwelt zu erzürnen, war ein Beweis nachsichtig gegönnter Huld, die mir besonders Göthe's Schwiegertochter, Ottilie, zu Theil werden ließ. Schrieb sie mir doch später einmal:

„Sie haben die allergrößte Anlage, ein Engländer zu werden, denn als ich August frag, was Sie ihm geschrieben, meint' er, Sie hätten sich erinnert, wie es hier gewesen, wo er Ihnen begegnet, was ihr gethan, u. s. w. Sehen Sie, das ist nun gerade, wie alle Briefe aus Großbritannien lauten; vergebens hofft man über Ministerialwechsel oder dergleichen zu erfahren. Man erfährt nur, wie man in Weimar ist, wie man dort Galopp getanzt, wie man dort Schlitten gefahren, was man gesprochen und wie man sich getrennt.“

In Ottiliens Hause, welches mir stets gastlich offen stand, und wo ich auch im Umgang mit ihrer originellen Großmutter, der lebensfrischen, alten Gräfin Hensel v. Donnersmark Excellenz, mit ihrer Mutter, der geistvollen, ernstern Frau v. Pogwisch, mit ihrer lebenswür-

digen, bei steten Leiden doch unveränderlich heiteren und sanften Schwester Ulrike schöne, mir unvergeßliche Stunden verlebte, war ich sehr bald heimisch. Noch mehr wurd' ich es bei Johanna Schopenhauer. Diese herrliche Frau, die mich wie einen älteren Sohn behandelte und mir vom ersten Tage näherer Bekanntschaft bis zum letzten Athemzuge ihres Lebens eine liebevolle, jeder Entfernung und Trennung Troß bietende Freundschaft bewahrte, war mir in Weimar eigentlich der Mittelpunkt des Daseins. Gleichviel, ob sie mich zu erfreuen eine kleine, lustige Schaar kluger und lustiger junger Männer um ihren Theelisch versammelte und uns jeden Uebermuth gestattete, mochten wir noch so wild toben und lärmen — oder ob sie in geweihten, feierlichen Abendstunden geistiger und gewüthlicher Sammlung, mit mir allein bis tief in die Nacht sitzend, meine klagenden Selbstbekenntnisse vernahm. beruhigend und ermunternd mir einredete, über literarische Entwürfe sprach, keinen Tadel verhehlte, jede Spur von Talent anerkannte und immer mild, schonend, empfänglich, theilnehmend, edel blieb. Ihr langer, vertrauter Umgang mit Göthe, dessen Verkehr in ihrem Hause erst aufgehört hatte, seitdem er das seine nicht mehr verließ; die vielen Spuren seiner bei ihr verlebten Abende, die in unzähligen während des Gesprächs leicht hingeworfenen Handzeichnungen und Schriftproben vorhanden waren; die lebhafteste Erinnerung an alle Göthe'schen, Schiller'schen, Wieland'schen, Herder'schen und überhaupt Weimari'schen Zustände, die sie entweder aus eigenem Miterlebniß oder

aus bereitem Munde anschauender Zeugen anführen konnte; dies, im Verein mit ihrer productiven Kraft, ihrem echt weiblich gebliebenen Talente der Darstellung, machte sie zu einem unerschöpflichen Quell belehrender Unterhaltung. Dabei war ihre Einrichtung so zierlich und sauber, Alles so sorgsam gehalten, die Räume so friedlich und traulich, die Wände mit schönen Gemälden, zum Theil ihr Werk, geziert, über sie und ihre Umgebung ein so wohlthuender Friede verbreitet, daß jene Dämonen des irdischen Laumels und der unersättlichen Gier nach Lebenslust, die störend in mir tobten und mich in manchen Sumpf geführt, schüchtern entwichen, sobald ich nur bei ihr eintrat. Aber ihr durst' ich Alles bekennen, Alles erzählen, mein Herz vor ihr ausschütten, und ohne Heuchelei erschien ich bei meiner Freundin als der wahre, wirkliche Mensch in seiner ungeschminkten Natürlichkeit. Und so mag mir's nun geglaubt werden oder nicht, sei mir die Wahl gestellt, — heute — zu jeder Stunde — ob ich den glücklichsten Abend, den süße Liebe mir je gegeben, oder ob ich einen solchen ernstern, wehmüthigen, traulichen Abend bei meiner alten, verkrümmten Freundin noch einmal durchleben will? Ich wähle den letzteren!

Frau Johanna führte mich auch einmal hinüber nach Zena, wo ich für irgend einen wohlthätigen Zweck vor großer Versammlung von Damen, Professoren und Studenten den „Egmont“ las, und wo wir nachher bei dem ehrwürdigen Grommann'schen Ehepaar im kleinen Familiencirkel, zu dem sich nur Gries eingefunden, sehr froh und glücklich waren. Am andern Tage gab mir der

Curator der Universität, Herr von Noß, ein Diner, bei welchem ich den Professoren vorgestellt wurde, und spät Abends trafen wir wieder in Weimar ein, überschüttet mit gutmüthigem Spott wegen unseres „zärtlichen Verhältnisses.“ Daß ich ein solches in Weimar anknüpfte, wohlgemeinten Warnungen meiner mütterlichen Freundin zuwider, darf ich nicht verleugnen, ebenso wenig, als ich mich des Breiteren darüber auslassen darf. Es war mit mannichfachen Gefahren verbunden und hätte zu garstigen Extremen führen können. Auch hier wieder zeigte sich der Diener August in crimineller Gewandtheit, da er mit einer Jose meiner Schönen listig anknüpfte und auf diese Weise, ohne dazu aufgefordert zu sein, ganz aus eigenem Antriebe und aus Lust am Bösen uns Gelegenheiten verschaffte, auf die wir ohne ihn gewiß niemals gekommen wären.

Neben all' diesen Zerstreuungen und Störungen blieb ich doch in Weimar nicht unthätig. Mehrere größere Aufsätze für mein Journal wurden ausgearbeitet, und „Zenore“ ward nicht aus den Augen gelassen, vielmehr mit Herrn Musikdirector Eberwein das Nöthige für die dazu gehörige Instrumental-Begleitung und melodramatische Composition besprochen und vorbereitet. Das „Mantellied“ mußte damals schon in allen Gesellschaften ertönen, und sang ich:

„Und wenn die letzte Kugel kommt“

„In's preuß'sche Herz hinein!“

so wirkten diese Worte selbst auf das junge Alt-England. Bei dem Mantelliede und bei Alt-England, da

ich es eben noch einmal nannte, fällt mir ein, daß während meines Weimarischen Aufenthaltes die Söhne des Lord Wellington, Lord Wellesley und Marquis Duero einige Tage daselbst verweilten, und daß ich mehrmals mit ihnen zusammen war. Sie zeichneten sich vor den Meisten ihrer anwesenden Landsleute dadurch aus, daß sie jene aristokratische Haltung und den britischen Hochmuth, den die Andern eben nur als gemacht zur Schau tragen wollten, wirklich ganz ehrlich hegten und dabei nicht ohne Gutmüthigkeit auch von seinen Sitten und Formen waren. Damit läßt sich denn schon auskommen, und mit ihnen konnte man reden. Da war ich denn eines schönen Abends an Ottiliens Theetisch Augenzeuge eines Auftritts, der, die darin handelnden Acteurs betrachtet, eben kein alltäglicher genannt werden dürfte. Meines Erinnerns war Niemand anwesend, als die Damen und die Kinder vom Hause, Kanzler v. Müller, die beiden Lords und ich. Einem der Knaben, ich dachte Wolfgang, wurde die mütterliche Anweisung zu Theil, sich morgen sein Haar beschneiden zu lassen. Marquis Duero versicherte, dieser Kunst sei er gewachsen trotz dem besten Friseur! Allgemeine Aeußerung des Erstaunens mit beigelegten Ausdrücken des Zweifels! Der Marquis beschwört, die brüderliche Vordschaft bestätigt. Es wird nach Scheeren gerufen — und Wellington's Sohn nimmt Göthe's Enkel zwischen seine Kniee und schneidet dem armen Jungen den Schädel razenkahl, aber nicht ohne Talent für's Scheeren.

In Weimar war es mir beschieden, die persönliche

Befanntschaft eines Mannes zu machen, dessen Schriften ich heißhungrig verschlungen, und nach dessen Unblick ich mich lange schon gesehnt hatte. Er trat an einem düstern, schneestöberigen Winternachmittag mit einem Briefe des Frankfurter Malers Oppenheim in mein Zimmer und hieß Börne! Gewiß würd' ich mich meiner löblichen Abgeschmacktheit gemäß einem Manne gegenüber, dessen scharfen Geist ich so hoch achtete, unter allen Umständen nüchtern und dürftig erwiesen haben; bei Börne's Taubheit aber war es ganz unvermeidlich, in schlechte Conversation zu fallen, und er war, bei Gott! nicht geeignet, Einem heraus zu helfen. Seine Richtung ging nach Berlin; er verlangte Briefe an Berliner Literaten. Ich gab ihm deren an Ludwig Robert, Buchhändler Josephy, Wilibald Alexis*) und viele Andere. Sonst wußt' ich nicht, was ich mit dem Bewundern beginnen sollte, dessen persönlicher Eindruck so erstaunlich vom schriftstellerischen abwich, und der mich, deutsch herausgesprochen, furchtbar langweilte. In's Theater wollt' er nicht gehen; mit ihm allein, der sonst keine Rage in Weimar kannte, wär' ich den langen Abend hindurch schon aus Respekt nicht geblieben. Wohin mit meinem berühmten Manne? Je nun, wohin, als zu ihr, die für Alles Rath wußte, die mit allen

*) Wenn Börne irgendwo drucken lassen, Wilibald Alexis habe sich ihm gewissermaßen angebettest oder verglichen, so war dies eine Unwahrheit oder irthümliche Verwechslung. Den Brief, den ich ihm für W. A. mitgab, hatte B. ausdrücklich begehrt und noch dazu mit sehr lobpreisender Bezeichnung meines Berliner Freundes.

Menschen umzugehen verstand, die zwar eine Art von Juden- und eigentlich auch Börne-Haß hegte, die mir aber doch nicht Nein sagen konnte. Und so saßen wir denn bei der guten armen Schopenhauer und ennuhirten diese treue Seele dermaßen, daß sie den Gähkrampf bekam, und daß ich Gott dankte, als Zeit und Schickslichkeit vergönnten, meinen Ludwig Börne in sein Nachtlager zu geleiten. Gupkow sagt in Börne's Leben pag. 112: „Börne war einmal nahe daran, Göthe'n in Weimar vorgestellt zu werden; Holtei wollte ihn einführen, doch schlug es Börne aus.“ Ich kann mich wirklich nicht mehr darauf besinnen, ob davon zwischen uns die Rede war; daß ich ihn aber hätte bei Göthe einführen wollen, ist schon deshalb unmöglich, weil Börne gleich mit der Erklärung ankam, am nächsten Morgen zeitig ausbrechen zu müssen. Und an jenem Sonntag-Abend, wo er eingetroffen war, hätt' ich's ja für Tausend Thaler nicht gewagt, beim alten Herrn einzudringen; so standen wir Beide, Göthe und ich, gar nicht mit-sammen. Und nun gar ein Fremder!! Börne!! Ich glaube, Friedrich, der Leibdiener Göthe's, wie sehr er sonst mein Gönner sein mochte, hätte mich bei der bloßen Zumuthung einer solchen Anmeldung über die Stiege geworfen! — Als ich einige Tage später Gelegenheit nahm, Börne's Anwesenheit zu erwähnen, äußerte sich Göthe so gar nicht über ihn, daß ich unmöglich zu einer Meinung gelangen konnte, wie er ihn wohl aufgenommen haben würde.

Zierlich geschriebene, von ihm eigenhändig unterzeich-

nete Einladungskarten riefen im Durchschnitt wöchentlich einmal, auch wohl öfter, zu Göthe's Mittagstisch, wo acht bis zehn Personen versammelt wurden, bisweilen um einen unvermeidlichen Fremden abtödten zu helfen, gewöhnlich aber, um bei einem wohlbereiteten, schlichten Mahle und sehr gutem Weine ein paar Stunden frei und heiter zu verleben. Er war ein sehr angenehmer, aufmerksamer Wirth, behielt sogar gern im Gedächtniß, was Dieser und Jener vorzüglich zu essen liebte, und trieb dann durch bedeutsame Augenwinke die Diener an, jene beliebte Schüssel noch einmal an den passenden Platz zu tragen. Zum Trinken nöthigte der hohe Greis selten mit Worten, — wohl aber durch That und Beispiel, denn er trank wie ein Alter, und mich hat es immer in meinem Herzen mit gelabt, wenn ich ihn seinen Würzburger voll Andacht schlürfen sah. Ein Kläschen Champagner beim Dessert verschmäht' er auch nicht. Der Genuß des Weines belebte sichtlich seine Sprechlust und steigerte die Fülle seines Ausdrucks, bisweilen sogar zu heftigen Geberden des Zornes, wenn irgend ein ihm widerwärtiger Gegenstand an die Reihe kam. In Ernst wie Scherz, in Glimpf wie Unglimpf hörte sich's ihm prächtig zu. Dagegen redete sich's nicht besonders, denn was man sagte, schien wenig Eindruck zu machen, schien vielmehr an der Glätte seines Stahlpanzers abzugleiten und häufig ganz verloren zu gehen. Von Vielen aber, die um den Tisch saßen, war anzunehmen, daß sie der Aeußerung eines Fremden nicht eher Antheil oder Beifall zu gönnen wagten, als bis Göthe's zustimmendes Kopf-

nicken sie dazu ermuthiget haben würde. Dieser Zustand erkältete mich allerdings, wenn er mich auch nicht abschreckte; ganz vollkommen frei hab' ich mich an Göthe's Tafel (mit Ausnahme des ersten Males im vorigen Jahre) nur dann gefühlt, wenn er selbst sprach, und weiß also wirklich nicht, wie ich das Lob verdient haben kann, welches er mir in einem Schreiben an Prof. Zelter, mein geselliges Auftreten anlangend, ertheilt. Von dem öffentlichen Auftreten, dem er niemals beiwohnte, eben weil er des Abends sein Haus nie mehr verließ, wurde ihm durch Ottilie, August, Herrn v. Müller und Andere berichtet. Das kurze Gespräch, welches er über diesen Gegenstand mit mir gehabt, und welches ich in meinen „Briefen aus und nach Grafenort“ citirte, find' ich der Vollständigkeit*) wegen für passend hier einzuschalten.

*) So begab es sich denn, daß er mich einmal nach dem Mittagessen in eine Fensterbrüstung mandirte und in seiner eigenthümlich unbeschreiblichen Manier also sprach: Nun, Sie haben sich ja bisher recht brav gehalten, wie ich hörte. Sie müssen sich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sachen vorzumachen, ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd sein, daß wir zu unserer Zeit uns auch mit dergleichen beschäftigen und viel darüber gedacht haben. Nun hat man sich denn seine Ansichten über Declamation, Recitation, theatralischen Vortrag und besonders über die scharfen Unterscheidungen, die den Vorleser vom Darsteller trennen, fest gestellt. Und da kommen denn die jungen Leute und werfen das Alles über den Haufen. Nun! das ist ja recht schön! Aber von uns Alten könnt Ihr nicht verlangen, daß wir sogleich ohne Weiteres nachgeben sollen. Also ich sehe nur zwei Auswege: entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künste? . . . Dann zwingen Sie mich, auf's Neue darüber zu denken,

Ich habe bei Weitem nicht Alles gelesen, was nach Göthe's Tode von verschiedenen mehr oder minder berufenen Schriftstellern als lebendiges Wort seines Mundes gesammelt und der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Ich kann also auch keinesweges verbürgen, daß nicht schon Andere Etwas von dem Wenigen hätten drucken lassen, was in meinen Augen aufbewahrungswürdig hier folgen soll. Ich habe Nichts, was ich von ihm erzähle, durch Dritte vernommen, sondern lediglich von seinen Lippen. Warum aber könnt' er nicht zweimal und noch öfter dasselbe gesagt haben? Gewiß hat er es gethan. — — —

Man hatte die Schriftstellerin Sophie Mereau, nachherige Brentano, genannt. Göthe lobte sie sehr bedingt und gedachte sogleich ihres Gatten. Ja, sagte er spöttisch lächelnd, der Brentano, das war auch so Einer,

und das würde mich stören, denn wir haben noch Viel zu thun! — Oder es gelingt Ihnen nicht, mich irre zu machen, und Sie befriedigen mich nicht? Dann hätten wir Beide keine Freude davon. Also bent' ich, es sei besser, es bleibt, wie es ist. — Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es sticht (sic!) viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn auch wohl das Unsere dazu gethan.

Ew. Excellenz, sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen, ich soll morgen die zu Faust gehörige »Helena« vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber Alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helena's Seite die Land-Gebiete an einzelne Heersführer vertheilt? Ob eine bestimmte Anbeutung . . .

Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: ja, ja, Ihr guten Kinder, wenn Ihr nur nicht so dumm wäret! — Hierauf ließ er mich stehen &c.

der gern für einen ganzen Kerl gegolten hätte. Er stieg vor Sophiens Wohnung am Weinspalier bis an's Fenster hinauf bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. Aber es war und wurde Nichts! Zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit. Wie denn überhaupt alle die von Natur Verschnittenen nachher gern überfromm werden, wenn sie endlich eingesehen haben, daß sie anderswo zu kurz kamen, und daß es mit dem Leben nicht geht. Da lob ich mir meine alten, ehemaligen Kapuziner; die fraßen Stoddsch und — — — in einer Nacht. So war auch der Werner*); ein

*) Die Schopenhauer, die einen wahren Schatz von lustigen Schwänken aus der Weimariſchen Blüthezeit bewahrte, mit dem sie aber sehr sparsam blieb und nur ihre Vertrautesten hineinblicken ließ, erzählte mir, als ich bei ihr dieses Tischgespräch's erwähnte, folgende köstliche Historie. Göthe ließ ein Werner'sches Stück, ich dachte „Wanda“ war' es gewesen, aufführen. Am Tage der Darstellung waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Göthe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzugroßen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und sie, wie er es oft in ähnlichen Fällen that, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die gastfrei und gefällig dergleichen Schicksale über sich ergehen lassen mußte. Diesmal kam es ihr, da sie gar Nichts vorbereitet hatte, denn doch ein wenig zu schnell und wurde um so bedentlicher, weil sie die Aufführung des Werner'schen Stückes doch um keinen Preis versäumen wollte und folglich keine Zeit mehr hatte, sich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angst heim und rief eben nur ihrer Wirthschafterin zu: wir bekommen auf die Nacht Schaaren von Gästen, richte Dich ein und hilf Dir, so gut Du kannst! Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolge die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisirten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für

schönes Talent. Ich habe mich seiner von Herzen angenommen und ihn redlich zu fördern gesucht auf alle Weise! Aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abend ein Sonett vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatt' ich genug und ließ ihn laufen. —

Es war von Fouqué die Rede. Göthe wurde warm in Lobpreisungen der „Undine.“ Das ist ein anmuthiges Büchlein und trifft so recht den Ton, der Einem wohl thut. Später wollt' es dem armen Fouqué mit Nichts mehr so gut gelingen. Und das merkte er nicht. Aber es ist nicht anders. Der liebe Gott giebt dem Dichter einen Metallstab mit zu seinem Bedarf. Von Außen sieht solches Ding aus wie eine Goldbarre. Bei Manchen ist es auch Gold, mindestens ein tüchtiges Stück lang. Bei Vielen ist es das liebe, reine Kupfer, nur an den Polen

Göthe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilber Schweinskopf, von welchem die Wirthin schon des Tages zuvor gegessen. In ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Göthe erhob, diesen Schmutz erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem bekanntlich sehr cynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht! Und er nahm dem wilben Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der „Banda“ auf den Kopf. — Vielleicht dachte Werner an die oben erwähnte Hostien-Geschichte, wenn er in Zeiten seiner Wiener Heiligkeit, von Göthe redend, Letzteren nur „dieser große Heide“ zu bezeichnen pflegte; ein Ausdruck, den der liebenswürdige Grillparzer — wenn er Werner's ostpreussischen Dialect nachahmt, unübersteiglich! — gar nicht vergessen kann.

des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, giebt aus, wird stolz, weil sein Gold im Course gilt, und wähnt, das müsse so fort geh'n. So bröckelt er immer lustig weiter. Hernach, wenn er schon länger beim Kupfer ist, wundert er sich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehmen wollen. —

Von Jean Paul: Wie ihm die Phantasie ausging und ihm nichts Großes mehr einfallen wollte, da quält' er sich um Kleinigkeiten ab und trieb Wortklauberei. So hatt' er seine ewige Angst und seinen Aerger wegen der „s“ des Genitivs. Mir, der ich selten selbst geschrieben, was ich zum Druck beförderte, und, weil ich dictirte, mich dazu verschiedener Hände bedienen mußte, war die consequente Rechtschreibung immer ziemlich gleichgültig. Wie dieses oder jenes Wort geschrieben wird, darauf kommt es doch eigentlich nicht an; sondern darauf, daß die Leser verstehen, was man damit sagen wollte! Und das haben die lieben Deutschen bei mir doch manchmal gethan. —

Von Tieck: Als er sie vollendet hatte, las er mir im alten Schlosse in Jena seine „Genoveva“ vor. Nachdem er geendet, meint ich', wir hätten zehn Uhr; es war aber schon tief in der Nacht, ohne daß ich's gewahr geworden. Das will aber schon Etwas sagen, mir so drei Stunden aus meinem Leben weggelesen zu haben. —

Von der Bibliothek in Jena: Es war eine Lebensaufgabe unseres Großherzogs, die Universitäts-Bibliothek mit — [ich bin nicht mehr im Stande zu sagen mit welcher — H.] — zu verbinden. Dazu fehlte im bisherigen Locale der Raum, und wir wollten den daran

grenzenden anatomischen Saal dafür haben. Dagegen erhob sich großer Protest und veranlaßte langes Hin- und Herschreiben, wobei mir die Zeit lang wurde. Ich bestellte mir also Maurer und Handlanger und ließ ohne Weiteres durchbrechen. Nun hatten gerade die Herren vom Senate eine Sitzung, um sich über diese Angelegenheit zu berathen, und als sie das Spektakel in der Mauer vernahmen, hielten sie erschrockt inne und erhoben laut schend ihre Köpfe. Da stürzte der Pedell in die Sitzung und schrie: „Hochweise Herren, Er kommt schon von der andern Seite herein!“ Die Stadtmauer, welche sich vor den Fenstern des Gemaches hinzog, wo die Manuscripte aufbewahrt werden, hab' ich, weil sie weder Licht noch Luft zuließ, und die Pergamente modrig wurden und beschlugen, gleichfalls ex propriis niederreißen lassen. Nachher, als es geschehen, war es gut.

Wir waren eines Tages vorzugeweiße vergnügt bei Tische, und auch die ernstern Genossen wurden gesprächig. Da rollte ein Wagen dumpf und langsam über den Platz vor G.'s Hause. Ein Wagen auf dem „Plan“ ist an und für sich nichts Gewöhnliches, und dieser rollte gar ungewöhnlich. Göthe sah, daß ich aufmerksam hinberchte, und zum Präsidenten von Schwendler, welcher an seiner Rechten saß, gewendet, sprach er: „Es war einmal ein Römer, — zwar weiß ich in diesem Augenblicke nicht, wie der verdammte Kerl hieß, und es ist auch Nichts daran gelegen, — der pflegte, wenn er seine Gäste gut tractiret hatte, plötzlich und unerwartet ein künstlich zusammengefügtcs Todtengerippe quer über der Tafel vor ihnen

aufzurollen, um sie daran zu mahnen, daß auch sie sammt allen Delicateffen, die sie bei ihm gegessen, zu Staub und Moder werden müßten. Da ich nun auf dergleichen Moral-Predigten nicht verfallen bin, so sorgt hier unser Polizeidirector dafür und läßt den Leichenwagen, der sonst einen andern Weg verfolgte, jetzt bei uns vorbeifahren. Und weil die guten Leute es lieben, sich um die Stunde begraben zu lassen, wo ich speise, so ist das in seiner Art immer ein sehr hübsches memento mori!“ —

„Es war einmal in dem kleinen Landstädtchen Weisseritz ein braver Prediger, der wohl andere Geschäfte haben mochte, als für jeden Sonntag eine neue Predigt zu machen. Er fand es angemessen, Jahr aus Jahr dieselbe zu halten, die er denn auch sehr brav vortrug, und an der sich seine Kirchkinder stets erbauten. Nun wollte der Himmel, daß ein Theil des Städtchens und mit diesem das Haus des Herrn in Flammen aufgehen sollte, so daß am nächsten Sonntage die Gemeinde genöthigt war, sich in einer großen Scheune zu versammeln. Das Außerordentliche dieser Versammlung regte unsern Pastor auf, und er hielt sich verpflichtet, diesmal aus dem alten Geleise zu biegen und eine neue, auf diesen feierlich traurigen Tag eigens geschriebene Predigt zu halten. Er fing mit tiefer Rührung an: „So laßet uns heute, meine an-
„dächtigen Zuhörer, mit einander betrachten das durch
„Gottes unerforschlichen Rathschluß in die Asche gelegte
„Weisseritz!“ Greise, Männer, Weiber und Kinder sahen sich fragend an und harrten hoch erstaunt der Dinge, die da kommen sollten? Aber unser Pastor fühlte sich un-

fähig, seinen alten Grundsätzen treulos zu werden, und mit frommer Zuversicht fuhr er fort: „Im ersten Theile „werden wir hören, wie die Sadducäer ihn verführen „wollten, und im zweiten, wie er ihnen das Maul stopfte.“ Worauf sich denn die Gemeinde sogleich wieder beruhigte. —“

„Als Seine Majestät Friedrich Wilhelm der Dritte vor Jahren bei unserer „Herrschaft“ in Weimar zum Besuche anwesend waren, hatte sich eine Menge Volk aus der Umgegend eingefunden, welches, Ihn wo möglich zu sehen, das Schloß umstand. Ich, der ich in jener Zeit bei „extravaganten“ Gelegenheiten noch zu Hofe ging, begegnete auf dem Heimwege einem alten thüring'schen Leineweber, welcher früher, wo ich eine kleine ländliche Besitzung gehabt, dort mein Nachbar gewesen war. Nun mein Alter, sprach ich ihn an, ihr seid denn auch herein gekommen, den König zu sehn? Ja, Herr Scheemerath, antwortete der Weber, aber das ist ja nicht! Ich dachte, 's sollte der alte Friße sein.“ —

Excellenz Gräfin Hensel hatte einen Ball gegeben, bei welchem Jung-Alt-England natürlich wieder oben auf gewesen war und sich zum Theil recht unnütz gemacht hatte. Sämmtliche Herren waren indignirt, sämmtliche Damen entschuldigend; wie immer, mit vorherrschendem Geiste, aber auch mit unverkennbarem Partei-Geist, Göthe's Schwiegertochter, die ihrer Parteilichkeit gar nicht Fehl haben wollte und sich selbst den britischen Consul in Weimar zu nennen pflegte. Mich liebten die Antianglomanen als Tirailleur voranzuschicken, wenn

Holtei, Bierzig Jahre. IV. 5

es galt, irgend ein Mittags- oder Thee-Tisch-Gesecht gegen die englische Colonie zu unternehmen. Ich war denn auch beim Diner nach jenem Valle redlich vorgegangen und hatte durch mein kühnes Beispiel zur Nachfolge ermuthigt. Hofrath Vogel, des alten Großherzogs und Göthe's Hausarzt, wie Freund, mein biederer, trefflicher Landemann, stürzte sich nach mir in's Treffen, er citirte als Beleg für meine allgemein gehaltene Anklage das besondere Beispiel, wie einige Söhne Albion's sich in den Tanzpausen der Länge lang auf den Sophas herumgerestet, während ihre Tänzerinnen vor ihnen standen. Das schien freilich sehr schlagend. Aber Frau Ottilie ließ sich nicht irre machen. Schon längst, erwiderte sie, hab' ich's der Großmama gesagt, daß die Tana-pees in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind, sie stecken so tief in der Mauer und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt. Nun, ich weiß doch nicht, entgegnete Vogel sehr bescheiden, ich habe mit Frau von X. — (nebenbei erwähnt: eine recht häßliche Dame!) — dort gegessen, und Und, unterbrach ihn Göthe, Ihr bekamt keine Lust, Euch zu legen? O Ihr guten Kinder! —

Außer dem in einer vorstehenden Note angeführten Gespräch über das Vorlesen hab' ich in direkter Beziehung auf mein eigenes Streben als Künstler oder Schriftsteller Nichts aus Göthe's Munde vernommen; hauptsächlich wohl deshalb, weil es mir an Kühnheit

mangelte, ihn mit fragenden Zumuthungen zu belästigen. An Kühnheit und — ehrlich gestanden — an Eust. Wozu auch? Sein Urtheil, wie es über den Gang und Gängen Formen schwebte, und wie er es zugleich in seltsame, halb mystische Phrasen zu hüllen pflegte, konnte Demjenigen, welcher die schlichte Praxis, namentlich der Bühne, vor Augen zu behalten und dem Publikum der Gegenwart auf geradem Wege beizukommen wünschte, weder ersprießlich noch fördernd sein. Göthe in seiner Bornehmheit (ich gebrauche diesen Ausdruck hier im besten Sinne) hatte sich von jeher viel zu sehr isolirt, um zu lernen oder nur lernen zu wollen, wie man mit einer großen beweglichen Masse umgehen soll. Auch als er das Weimar'sche Theater führte, hatt' er kein Publikum vor sich, sondern lediglich eine Versammlung von Leuten, die entweder vom Hofe oder in geistiger Beziehung von ihm abhingen, und die, auch wenn sie sich bei irgend einem Experimente in dramatischer Sphäre langweilten, ihrer Langweile höchstens durch mühsam verhaltenes Gähnen Luft machen durften. Deshalb konnt' er's mit einer Berner'schen „Wanda,“ mit einem Schlegel'schen „Jon,“ ja mit noch kursorischen curiosis wagen. Bitt er doch keine Recensionen in auswärtigen Blättern, um wie viel weniger hatt' er den Ausbruch der Ungebulb im Parterre geduldet. Aus seiner Ansicht war er im vollkommensten Rechte; denn er sagte: sie wissen doch nicht, was sie wollen, und so mögen sie mir's überlassen, für sie zu wählen. Aber auf diese Weise konnt' er unmöglich gelernt haben, folglich noch weniger

lehren, wie man's anfangen solle, eine Komödie ungepiffen über die Berliner Bretter zu bringen. Und nicht anders stand es zuletzt um seine Ansicht von der Darstellungskunst. So tief und poetisch seine Gedanken über die Harmonie des Ganzen, in welcher das Einzelne aufgehen, und unter welche das Virtuositenthum sich fügen solle, auch gewesen sind, welch' ewige Wahrheiten er auch darüber ausgesprochen; in der Realität einer vom Augenblick und dessen Ansprüchen beherrschten Bühne findet sich weder Zeit noch Raum, durch secundaire Talente, ja durch zum Theil talentlose Mitglieder jene Wirkungen vorzubereiten, deren sich die sogenannte Weimariſche Schule rühmt. Was ich noch von Resten jener goldenen Zeit sah, war sehr schwach, Vieles sogar total manierirt und unwahr, und ich mußte die einheimischen laudatores temporis acti im Stillen bewundern, die laut bewunderten, was mir höchlich mißfiel. Grass, Heide, Dels, Mad. Fagemann, — ich habe niemals begriffen, wie diese neben Wolff's hatten gelten und Schiller'n und Göthe'n genügen können. Doch darüber mußte man natürlich schweigen, und nur bei der Freundin Schopenhauer wagt' ich meinem Herzen Lust zu machen. Es ist unglaublich, wie viel bei Beurtheilung theatralischer Aufführungen und ihrer einzelnen Theilnehmer die liebe Gewohnheit thut. Schröder, der große Praktikus Schröder, thut darüber folgenden Ausspruch: „Laßt eine gute Gesellschaft eine Stadt verlassen und ihr eine sehr schlechte folgen, so wird zwar in der ersten Zeit das Mißfallen allgemein sein, allein es

werden keine drei Wochen vergehen, so wird es heißen: *Si nun, Der oder Die hat es doch nicht übel gemacht.* Nach und nach wird Mehreren dies Lob ertheilt werden. Bald hernach wird man hören: das muß man sagen, das heutige Stück wurde trefflich gegeben, beinahe so gut, als von den vorigen. Laßt diese armen Menschen nun das Glück haben, ein paar sehr gefallende Stücke zu bekommen, so wird der Werth der vorigen Gesellschaft nur noch im Gedächtnisse sehr Weniger leben. Wer hat nicht erfahren, wie bald und durch Wen! unersehbare Personen ersetzt wurden! Haben wir nicht erlebt, daß der höchsten Unwahrheit und der Mittelmäßigkeit die Ehre des Herausrufens zu Theil wurde?"

Muß man diese Worte in ihrer vollen Wahrheit gelten lassen, so wird man auch geneigt sein, den Weimaranern die Begeisterung für ihre Bühnenmitglieder zuzugestehen, für dieselben, die in schönen Blüthentagen deutscher Poesie das Höchste, was diese geboten, vor ihnen in's Leben geführt hatten, und noch dazu unter energisch consequenter Leitung eines Mannes, der die gleichfalls Schröder'schen Worte: „Diese unwiderlegbaren Beispiele beweisen, daß der Geschmack des Publikums zu bilden ist und gebildet werden muß!“ zum Wahlspruch für seine Theaterführung gemacht hatte.

Nur einmal während meines langen Aufenthaltes in W. ward mir das Glück zu Theil, Göthe'n ein Viertel-

stündchen gegenüber zu sitzen, ohne andere Gesellschaft, als den ihm sehr vertrauten und keine Eröffnung hindernden (sogenannten: Kunst-) Meyer. Ich war an einem freundlichen Februarmorgen spazieren gelaufen und lief ihm, der mit Meyer eine Spaziersfahrt machte, quer über den Weg. Er ließ halten und lud mich ein, mitzufahren. Da war er sehr zutraulich und liebevoll, anders als im Speisesaal, so zwar, daß ich mich getraut, ihn mehrfach mit „Sie“ anzureden, ohne mich der verzweifeltsten „Excellenz“ zu bedienen. Diese Excellenz, die ich ja herzlich gern jedem vornehmen Staatsbeamten im reichsten, vollsten Klange meines nicht undeutlichen Sprachorgans zukommen lasse, störte mich — kindisch genug — doch jedesmal, wenn ich im Gespräch mit ihm daran dachte, daß er zufällig der Dichter des „Werther,“ „Meister,“ „Faust,“ der „Sophienia“ und anderer ähnlicher, nicht gänzlich zu verwerfender Kleinigkeiten sei. Es konnte mich manchmal sogar im Essen stören, wenn die Andern so unermüdblich mit dieser Excellenz umherwarfen, und einmal blieb mir völlig der Bissen im Munde stecken, als ein Tischgast, von einem hübschen Bürgermädchen redend, den Ausdruck gebrauchte: „sie hat sich an den Dichtungen Euer Excellenz heranzubilden gesucht!“ I, daß Du — — —!! Ist in solchen Momenten nicht die Frage erlaubt: — vorausgesetzt von Einem, der bei Göthe schwört und ihn auswendig weiß! — was wäre Göthe dem deutschen Volke, und was vielleicht das Volk durch ihn geworden, wenn er genöthigt gewesen wäre, in einer großen Stadt

ohne Rang, ohne Titel, ohne Orden, ganz wie ein anderer Mensch sich durchzuschlagen und so — — Um Gotteswillen, Ihr Herren, thut mir Nichts, ich bin ja schon still! Nur Eines muß ich noch sagen, und wenn ich Duell bekäme, „des Epimenides Erwachen“ hätt' er dann nicht — verfaßt!

— — Bei jener Spazierfahrt ging's über's Theater her, hauptsächlich war von unserem Königsstädter Personale die Rede, und ich erzählte ihm mancherlei Schwänke, die er fröhlich hinnahm. Dabei kamen wir auch auf „Auguste Sutorius,“ die einige Zeit in Weimar gewesen. Diese hatte, als sie ihm vorgestellt wurde, in eine garstige Fußangel getreten. Der Berliner Hofschauspieler Krüger, zum Besuch in W. anwesend, hatte sich die Erlaubniß erbeten, die junge, talentvolle Schauspielerin bei Göthe einzuführen, und dieser empfing sie denn nun in seiner feierlichen Visitenmanier, in welche sich die Schülerin des Wiener Theatertons schwer zu finden wußte. Die Conversation mag gerade nicht von Geist und Leben gesprudelt haben, ich kann mir's denken. Krüger, nach Belebungs-
mitteln haschend, kam auf den unseligen Gedanken, einzuwerfen, Demoiselle Sutorius hat auch schon die Sophie in den „Mitschuldigen“ (das einzige Göthe'sche Stück auf dem Königsstädter Repertoire!) gespielt, worauf die in der Literatur völlig Unbewanderte mit lebhaftestem Widerwillen erwidert: „Ach ich bitt', Herr Krüger, reden Sie mir nicht von dem grauslichen Stück, das ist mir meine zuwiderste Rolle!“ Und Göthe, während Krüger auf eine Oeffnung in der Diele rechnet, durch die

er zu Kellertiefen versinken möchte, spricht mit antiker Ruhe: „Nun, nun, das ist ja schön*)."

Ich hab' im vorigen Bande nicht verschwiegen, daß ich mich bei meinem ersten Aufenthalt in Weimar von Göthe's Sohne, August, mehr zurückgewiesen als angezogen fühlte, und daß sein — ich möchte sagen, brutales Wesen mir mißfiel. Diesmal entging mir wohl nicht, wie er sich mir zu nähern suchte, — aber ich suchte ihm zu entgehen und wich ihm aus. Er bemerkte das, und nun war er vollkommen kalt, fremd, — ja stolz gegen mich. Da kam in meinen Vorträgen „Faust“ an die Reihe. Ich las dies Gedicht in Weimar, wie ich mir's für Berlin eingerichtet. Ich darf sagen, daß nach dieser auf mehrjährige Prüfung und Erfahrung gegründeten Einrichtung trotz allen nothwendigen Ausweichungen nichts Wesentliches fehlt, und daß ich dem allumfassenden Gedichte eine Concentration zu geben gelernt habe, die von den Versen: „Habe nun ach, Philosophie!“ bis zu Gretchen's letztem Auftritt im Kerker reicht und dennoch

*) Man muß dabei an die Catalani denken, der Aehnliches bei ihnen widerfuhr. Sie wollte, um zu zeigen, daß sie auch Etwas von Göthe wisse, ihr Licht in der deutschen Poesie leuchten lassen und adressirte ihm die in angewohnter königlicher Würde halbreich herablassenden Worte: „J'ai vu votre „Werther“ à Paris, Pötier y est très-comique!“ — Bekanntlich existirt eine tolle Fgrce unter dem Titel: „Les souffrances du jeune Werther“ als böhschste Parodie auf „Werther's Leiden.“

beim Vortrage den Zeitraum von zwei Stunden um Weniges überschreitet. Die Wirkung war eine entschiedene. Bei keinem Anwesenden aber that sie sich stürmischer kund, als bei August. Dieser, sonst ein sehr kübler Lober meines Talentes, wartete kaum ab, daß ich von den Stufen, auf denen ich mein Wesen trieb, herabgestiegen war, um mich mit beiden Händen zu fassen und mir mit thränenfeuchten Augen zu verkünden, welche Freude ich ihm gemacht. Seine Worte waren: „Ich werd's dem Vater sagen, daß ich Vieles im Faust erst heute verstanden habe.“ Ich war besonnen und klarsehend genug, um zu fühlen, daß August's Begeisterung, wie sie da im Saale vor mich hin trat und mir vor vielen erstaunten Zeugen huldigte, mehr dem Gedicht seines Vaters, als meinen Anstrengungen galt; eben das aber machte mich ihm geneigter, denn warum soll ich's leugnen, ich hatte die Meinung vieler theilend ihn bisher für einen halben Barbaren gehalten und war jetzt auf's Freudigste überrascht, ihn so empfänglich zu finden. Von diesem Abende fing unsere Freundschaft an. Wir sahen uns täglich und wurden Vertraute; als wir es waren, verhehlt' er mir nicht, daß er oft absichtlich, vorzüglich vor Fremden, darauf ausgehe, als roher Gegner jedes poetischen Treibens zu erscheinen, weil ihm der Gedanke zu fürchterlich sei, für einen Erben zu gelten, der sich bestrebe, Firma und Geschäft des Vaters fortzuführen. Lieber, sprach er, sollen sie sagen, Göthe's Sohn ist ein dummer Kerl oder was sie sonst sagen mögen, als daß es von mir heiße, er will den jungen Göthe spielen.

Der Name Göthe war August's Fluch. Und wie der Vater im einzigen Sohne seinen Namen und sich selbst liebte, so hat er um dieser Liebe Willen den Grund zu des Sohnes düsterer Zukunft gelegt. Aeußerte er doch aufrichtig genug einst zu einem erprobten Freunde, als von August und dessen wunderlichem Zustande die Rede war: „Es ist meines Sohnes Unglück, daß er niemals den kategorischen Imperativ vernommen!“*)

August Göthe war kein gewöhnlicher Mensch, auch in seinen Ausschweifungen lag etwas Energisches; wenn er sich ihnen hingab, schien es weniger aus Schwäche, als vielmehr aus Troß gegen die ihn umgebenden Formen zu geschehen. Stirn, Auge, Nase waren schön und bedeutend, machten seinen Kopf dem des Vaters ähnlich. Der Mund mit seinen sinnlich aufgeworfenen Lippen hatte dagegen etwas Gemeines und soll an die Abstammung von weiblicher Seite erinnert haben. Er hielt sich, ging, stand, saß, geberdete sich, wie ein feiner Hofmann; seine graziose Haltung blieb stets unverändert, und auch wenn er berauscht war, wenn er tobte, fiel er nie aus dem

*) Mit tiefer Betrübniß muß ich eingestehen, daß die nachfolgenden Mittheilungen über den seligen August von Göthe seine nächsten Angehörigen verletzt, mir erzürnt und sogar eine vieljährige Freundschaft entschieden getrennt haben. Wie wehe mir dies auch gethan, wie sehr ich auch gewünscht hätte, in dieser zweiten Auflage demjenigen, was in der ersten Anstoß gegeben, eine andere Form zu finden — es gelang mir nicht, und ich muß mich bei dem Bewußtsein beruhigen, daß ich vor Gott und vor dem Verstorbenen die Redlichkeit meiner Gesinnung und die gute Meinung, in der ich sie ausgesprochen, verantworten will.

Maasse äußerer Schicklichkeit. Er wußte Viel und Mancherlei, nicht nur, daß er, wenn er einmal in's Arbeiten kam, ein ganz tüchtiger Rath an fürstlicher Kammer sein konnte, trieb er auch Naturwissenschaften in vielfacher Richtung und hielt namentlich die vom Vater angelegten Sammlungen jeder Gattung in bester scientivischer Ordnung. Das Münzkabinet hatte er gleichfalls in seinem Verschuß und wußte genügende historische Auskunft zu geben. Die Poesie, der abhold zu scheinen bisweilen seine Laune war, liebte mein armer Freund eben so innig, wie er ihr auf's Innigste vertraut war. Neben Göthe stand ihm Schiller, — ja, vielleicht über jenem! Wehe demjenigen, der sich in Göthe's Hause*) beikommen lassen wollte, den Lebenden auf Kosten des Todten zu erheben.

Dabei war August in ihm selbst und für sich ein Dichter. Ja, er würd' es auch für Andere geworden sein, wenn er die Fähigkeit besessen hätte, das Mechanische des Metrums zu beherrschen. Er wußte seinen Gedanken und Gefühlen selten eine entsprechende Form zu geben, und wenn er Verse irgend eines ihm theuren Dich-

*) Dasselbe gilt auch vom alten Göthe. Seine Pietät für Schiller war eine so innerlich tiefe, daß man davon wahrhaft ergriffen werden mußte. Ich hatte, als über »Egmont« gesprochen wurde, einst die Bearbeitung, die Schiller für's Theater unternommen, zu tabeln gewagt und mein Erstaunen geäußert, daß sie noch immer auf der Weimarischen Bühne gelte. Den Blick des Alten werd' ich nie vergessen, mit dem er mich anblitzte und fast grimmig sagte: »Was wißt ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden, als wir!«

ters citirte, mahnte er mich an Jean Paul, der auch niemals im Stande ist, einen Vers anzuführen, ohne gegen den Rhythmus zu sündigen. Nichts desto weniger sind einige seiner kleinen Gedichte sehr lieblich, wenn schon immer wunderbarlich.

Die Schwalbe.

Ihr glaubt im rauhen Norden baut sie Nest und Hort,
Um zu verweilen hier Jahr aus Jahr ein.
Sie bleibt so lange nur am lieben Ort
So lange mächtig wirkt der Sonne Schein.
Dann zieht sie fort und suchet neue Lust,
Im Ganges spielt sie ab der Reise Wust,
Zum Lieben, Fliegen ist gebaut die Brust.
So ist die Schwalbe ewig Frühlingszeichen,
Ungern sieht man sie dort und hier entweichen;
Ein heil'ger Vogel zieht sie über Welten hin,
Die Liebe macht sie zu der langen Reise kühn;
Und liebend, wohlgeachtet, wohlgelitten,
Baut sie ihr Nest an dem Palast und an den Hütten.

Dem Inselfreunde.

Das Leben gleicht dem heit'ren Wasserspiegel,
Es gleicht der Welle, die von dannen eilt;
Der Woge gleicht's, die ohne Baum und Zügel
Dem Bittenden nicht mehr verweilt;

Dem Sturme gleicht's, der ohn' Erbarmen
Das Schiff entführt in seinen mächt'gen Armen;
Ein guter Schiffer aber hat in allen Stunden
Ein herrlich Element, Bewegung aufgefunden.

Mädchens Auge.

Dunkelster Thron,
Reinster Diamant,
Erst'rer Feuer,
Letzt'rer Wasser,
Weid' in innigster Bewegung
Bringen ungeheure Regung.

Ein Blick von Dir giebt mir die Ruhe wieder,
Ein Liebeswort tönt mir wie süße Lieder,
Ein Kuß kann mich zum Gott erheben,
Ein Du! und alle Nerven beben!
Ein Lebenswohl und eine gute Nacht,
Ein Händedruck — und ew'ge Liebe wacht.
Ein Hoffen, bald Dich wiederfinden,
Ein solch' Versprechen kann an's Leben binden.

Während dem Einsinken*).

Du weilst, Du bleibst noch hier,
Du ruh'st in unsern Herzen.

*) Diese fünf Zeilen, die einer spätern Zeit, wo er schon körperlich und geistig ganz zerrüttet war, gehören, gelten der unvergeßlichen Großherzogin Louise.

Begleitet haben wir Dich Alle! — Wir!
Doch diese ungeheuren Schmerzen,
Dein Scheiden läßt sie mir.

Nie hab' ich einen Freund gehabt, der so sichtlich und so zur Freude des Beschauers Ordnung und Sauberkeit in Allem, was ihn umgab, in Papieren, Briefsammlungen, Kunstschätzen zu halten mußte. Während Wettern und Basen ihn für einen unordentlichen, liederlichen Menschen ausschrien, war in seinen Gemächern eine wahrhaft strahlende Reinlichkeit, über jeden Schrank und Kasten der wohlthuende Friede heimatlichen und behaglichen Sinnes verbreitet. Mit seiner Familie bewohnte August das zweite Stockwerk des väterlichen Hauses, auf deutsch gesagt: Dachstuben. Der Alte hatte mit Beziehung auf die Kajütenartige Benützung aller, auch der kleinsten Räume und den Glanz gutgepflegter Ausschmückung einmal nach einer oben besuchten Abendgesellschaft geäußert: nun, in Eurem Schiffe war es ja gestern ganz brav. Seitdem hieß August's Apartement kurzweg: das Schiff. Ach, welche schöne Nachtstunden haben wir in diesem Schiffe durchlebt! Wie viel gelacht! Wie ernst und erschöpfend über Manches geredet! August war voll Humor und ging auf Alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick, das Ergößliche und Possierliche aufzufinden, wenn erst die Rinde um sein krankes Herz geschmolzen war. Er hat es mir gesagt, er hat es mir geschrieben, seine Nächsten haben

es mir berichtet, und der gebeugte Vater hat es mir dann nach des Sohnes Tode bestätigt, daß im Umgange mit mir die finstern Dämonen, denen er unterlag, gewichen sind, und daß er am frohesten war, wenn ich mich in Weimar befand, daß er in den Briefen an mich sein Innerstes ausschließen mochte. Leider kann ich von diesen Briefen wenig oder Nichts mittheilen. (Der Alte drückte sich gegen mich über jene Briefe, die er trotz ihrer fast unglaublichen Tollheit und cynischen Raserei sämmtlich gelesen, mit den Worten aus: Nun, Ihr evacuiert Euch denn recht gehörig!) Aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuths, des Verzweifels an sich selbst, des Lebensüberdrußes, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten. Nach meinen Beobachtungen — begreiflicherweise nicht bloß auf den diesmaligen, in diesen Zeilen geschilderten Umgang, sondern auch auf späteres, wiederholtes Zusammentreffen sich gründend — haben drei feindliche Mächte sich vereinigt, diese sonst so hoch begabte Persönlichkeit zu zerstören.

Zuerst der Hang zum übertriebenen Genuß des Weinens. Unleugbar ist dieser gesteigert worden durch das traurige Bedürfniß, sich in erlünstelter Anspannung über den Druck der Gegenwart und eines lästigen Daseins zu erheben. Aber auch körperliche Anlage trieb ihn zum Trinken. In Volkes Mund lebt das bezeichnende Wort: „er hat eine zu große Leber!“ Bei August's Leichensection haben die Aerzte erklärt, seine Leber sei um fünfmal größer, als die eines gesunden Menschen. Es war

nicht anders möglich, dieses unwiderstehliche Bedürfniß, oft am frühen Morgen schon massenweise Wein zu trinken, konnte nur krankhaft sein.

Worin bestand denn nun aber der Jammer, der Gram, den er vertrinken wollte? Ich hab' es schon gesagt, ihn gedrückt' es nieder, Göthe's Sohn zu sein. Doch nicht nur im Vergleich mit dem Ruhme des Einzigen fühlt' er, der Ruhmlose, sich gedrückt; auch die Liebe des Vaters, die zur Tyrannei wurde, hatt' ihn gebeugt. Ein Bürgermädchen, von ihm mit der Feuersgluth des Jünglings geliebt, mußte ihm entsagen, und er ihr, weil dies Bündniß dem Geheimerath, der seinem Sohne eine Stellung in der Gesellschaft hinterlassen und diese durch die Verbindung mit einem alten Geschlechte befestigen wollte, zu gering schien. Als Minister, als Mann im Staate, ja als Vater, nach den herkömmlichen Begriffen von Leben und Welt, hatte Göthe gewiß vollkommen Recht, handelte er gewiß aus voller, anerkannter Ueberzeugung. Nur verstand das arme, geliebte Mädchen die Sache nicht von diesem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen und machte — so sagt man in Weimar — ihrem Leben ein Ende. — Welchen Einfluß mag dies Ereigniß, dessen tragische Einzelheiten, wie sie mir vielfach erzählt wurden, ich nicht aufzuführen wage, aus Furcht, leere Klatschereien nachzusagen, welchen Einfluß mag dies auf den Zurückgebliebenen und auf sein später geschlossenes Eheband gehabt haben? Den Hauptschlag aber, das weiß ich aus seinem eigenen Munde, der es mir nie mit klaren Worten und dennoch verständlich kund gethan, hat ihm ein anderes

Machtwort des Vaters gegeben. Als im Frühling Achtzehnhundertdreizehn das deutsche Vaterland sich erhob, als Karl August, stets edel und deutsch gesinnt, auch seine Weimaraner zu den Waffen rief, da wollte sich auch August in die Reihen der Freiwilligen stellen, — doch die väterliche Gewalt hielt ihn zurück. Damals hatte Göthe noch keine Enkel. Der Gedanke, den Einen, der seinen Namen führen und fortpflanzen solle, durch eine feindliche Kugel verlieren zu können, sagt man, wäre ihm unerträglich gewesen, und er habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um den höheren Befehl zu erlangen, der den Kampflustigen zurückzwang. Als nun nach glorreichen Thaten die Sieger von ihrem Fürsten geführt heimkehrten, als Aeltern, Schwestern und Kinder sie jubelnd empfangen, da zog auch unser August ihnen entgegen, — und er mußte, wo er begrüßen wollte, Aeußerungen des Hohnes, des Spottes hören. Nun, wem da nicht das Herz bricht, wer da nicht verzweifeln will! — Und so bereitete sich denn in ihm nach allen Kämpfen und Krämpfen eine verbissene Wuth, ein bohrender Groll, ein unmächtiger Troß gegen die Verhältnisse, gegen sein Geschick, ja gegen sein Glück vor, und um dieser — contenance der Verzweiflung, daß ich es so nenne, — eine Farbe zu geben, warf er sich mit kindischer Vorliebe auf — — — die Vergötterung Napoleons! Hinter diese bemüht' er sich die Schmach zu verbergen, die des Vaters verletzende Fürsorge ihm bereitet. Deshalb hingen seine Wände voll von allen Abbildungen des Kaisers zu Fuß und zu Pferde, von Abbildungen seiner Güte und Waf-

Holtei, Bierzig Jahre. IV.

fen; deshalb war jedes Petschaft, jedes Flacon, jede Bronze ein Napoleon; deshalb spielte er mit dem glühendsten Napoleonismus und währte in diesen Spielen Trost zu finden. Als nun aber der Vater, wohl einsehend, wie sein Sohn dazu gekommen, und zufrieden über diese beschwichtigende Richtung ihm gar jene Decoration der Ehrenlegion, die er selbst aus Napoleons Händen einst empfangen, zum Geschenk machte, da sprang die letzte Schraube, und nun war kein Halten mehr*). Es wird dem Leser nicht unwichtig sein, hier die Strophen eingeschaltet zu finden, mit welchen August dies für ihn so wichtige Geschenk besang.

Traum.

Des Tages Last entließ die müden Glieder,
Und sanfter Schlummer fand sich freundlich ein;
Ein Traumes-See es wogte auf und nieder,
In mir erschien ein alt' und neues Sein.
Harmonisch hört' ich Kriegs- und Siegeslieder,
Es schien, als wär' die ganze Erde mein.

*) Wie weit August's Manie ging, mag man aus Folgendem er-
messen. Es wurde in Weimar (ich glaube 1829) ein Piederpiel von
mir „Erinnerung“ aufgeführt, worin ein Soldat von der alten
Garde als blinder Bettler erscheint. Sobald dieser (Genast) die Bühne
betrat und August die zerrissene Uniform erblickte, soll er, wie man mir
erzählt, wüthend aufgesprungen sein und die Loge verlassen haben.
Er zürnte ernsthaft mit mir, ja er trat seine Reise nach Stalien an, ohne
mir auf meinen letzten Brief zu antworten; und erst kurz vor seinem
Tode gab er von Rom ein Zeichen der Versöhnung.

Doch anders war's: es kam die mächtigste Gestalt
Und fesselte auch mich mit ihrer Allgewalt.

Und mit Verehrung heben sich zu Ihm die Augen
Der Glorie zu, die mächtig Ihn umstrahlt.
Ach könnt' ich aus dem Blick Gedanken saugen,
Auf ewig wär' ich dann so kühn verstrahlt!
Ich lausche auf und fühl' ein sanftes Hauchen,
Wie Rosenduft am Horizont sich malt.
Vernehmend nun des großen Kaisers Worte,
Bleib ich erstaunt, verehrend still am Orte.

„Du hast an mich geglaubt, an mir gehangen,
Als mich die Welt gehaßt, verwünscht, verflucht,
Und als man mich zuletzt sogar gefangen,
Hat Dein Gedanke stets mich aufgesucht.
Und jede Schandthat, die man frech an mir begangen,
Schien Dir so ungerecht, als auch verrucht.
Des Zweifels Pforten hast Du nie betreten,
Ich hörte Dich sogar für mich oft beten.“

„So nimm von mir der Anerkennung Zeichen,
Das Manchem schon die treue Brust geziert.
Du hast's verdient durch Nimmer-Weichen
Vom Großen, wenn es auch den Schein verliert.
Nichts konnte Deine Liebe zu mir beugen,
Das hat mich innig, hat mich oft gerührt.
So trage dies von mir zum Angedenken.
Es ist das Größte, was ich Dir kann schenken.“

Als er mir dies verwundersame Gedicht vorlas, war mir's, als wollt' er in Andacht verschwimmen. Mir wurde ganz Angst dabei. — Neben dieser Schwärmerei für Napoleon zog der Wunsch, Weimar, seine amtliche Stellung, sein Haus verlassen und eine große Reise antreten zu dürfen. Hundertmal war dazu gerüstet worden; immer ging es wieder wahrscheinlich doch durch des Alten Gegenrede zurück. In diesem lag von je die bange Ahnung, daß er den Sohn, wenn er einmal in der weiten Welt sei, nicht wieder sehen werde. Ich gebe hier das nach meinem Gefühl interessanteste Gedicht August's, welches offenbar von ihm niedergeschrieben ist in der Hoffnung, recht bald abreisen zu dürfen:

Ich will nicht mehr am Gängelbände
Wie sonst geleitet sein
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrei'n.

Und ist auch sich'rer Sturz bereitet,
Ich weiche nicht vom schmalsten Pfad,
Um Rechtthun mancher wird beneidet,
Und wohl ist dies die schönste That.

Zerrißnes Herz ist nimmer herzustellen,
Sein Untergang ist sich'res Loos,
Es gleicht von Sturm gepeitschten Wellen
Und sinkt zuletzt in Ihetis Schoos.

Drum stürme fort in Deinem Schlagen,
Bis auch der letzte Schlag verschwand.
Ich geh' entgegen bessern Tagen,
Gelöst ist hier nun jedes Band.

Man glaube aber ja nicht, daß deshalb das Verhältniß zwischen Vater und Sohn ein gespanntes gewesen sei. Dazu kam es nie. Ich habe zu deutliche Beweise, daß August kein Geheimniß vor dem Vater hatte. Der Alte selbst deutete mir nach August's Tode durch vielfache Anspielungen an, wie er von All' und Jedem unterrichtet gewesen sei, wovon ich gemeint, es wäre zwischen uns Zweien, dem Verstorbenen und mir, geblieben. Diese kindliche Anhänglichkeit betreffend, bleibt mir die Nacht vor meiner Abreise von W. unvergeßlich. Hofrath Soret, Erzieher des jetzigen Erbprinzen, hatte in seiner freundlichen Gesinnung für mich all' meine Gönner zu einem letzten Abendessen, was man die Fenchersmahlzeit nennt, zusammen gebeten. Als wir spät, eigentlich früh, auseinander gingen, begleiteten mich die Herren bis an das Elephanten-Thor, und es wurde unter freiem Himmel bei Sternenlicht Abschied genommen. Einer nach dem Andern drückte mir die Hand, und nachdem ich die Reihe durchgemacht, und der Haushälter die Thüre hinter mir geschlossen hatte, fiel mir erst auf, daß August spurlos verschwunden war. Früh um vier Uhr waren meine Pferde bestellt. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit zum Einpacken. Es mochte Drei sein, als mit

gewaltigen Schlägen an das Hausthor gepocht wurde. Mein Diener meinte, es kämen Reisende an. Eine Minute nachher stand August glühend von Wein und Aufregung vor mir und gab dem Diener ein Zeichen, uns zu verlassen. Sie haben, sprach er zu mir, gewünscht, ich solle Ihre Aufträge an Ihre Freundin übernehmen, während Sie von W. abwesend sind, und haben es mir dabei zur Bedingung gemacht, gegen Jedermann das tiefste Geheimniß zu bewahren; ich bin auf diese Bedingung stillschweigend eingegangen. Aber doch kann ich Sie nicht reisen lassen, ohne vorher zu fragen, ob unter „Jedermann“ auch mein Vater mit einbegriffen ist?

Natürlich, erwiderte ich, der vor Allen! Dann, sagte August mit großer Entschiedenheit, muß ich mein Versprechen zurücknehmen und darf Ihr Vertrauen nicht empfangen. Vor meinem Vater kann und darf ich kein Geheimniß haben. Seitdem ich reden kann, ist kein Tag vergangen, wo ich nicht, wenn wir an einem Orte lebten, jeden Morgen zu meinem Vater getreten bin und ihm Alles erzählt habe, was mir am vorigen Tage begegnet, was ich gethan, was ich gedacht! Mein Vater ist mein Beichtiger. Sie wissen, wie lieb ich Sie habe. Ueber meinen Vater geht mir Nichts. Er umarmte mich, sagte Lebewohl und schied. An der Zimmerthür kehrte er noch einmal um, sah mich mit starren Augen lange durchdringend an und sprach: Sie glaubten, ich wäre betrunken? Ich bin's nie, wenn ich's nicht scheinen will! Ueberhaupt, Ihr kennt mich Alle nicht! Sie auch nicht! Ihr haltet mich für

einen wilden, oberflächlichen Gesellen!? Aber hier — (und dabei schlug er sich mit der geballten Faust auf seine hochgewölbte Brust, daß diese dumpf und hohl widerklang!) — hier ist es so tief! Wenn Sie einen Stein hinabwürfen, Sie könnte lange lauschen, bis Sie ihn fallen hörten. Dann verließ er mich.

Noch immer führ' ich ein sauber gearbeitetes Portefeuille mit mir herum, welches mir August Göthe einige Tage vor unserer ersten Trennung geschenkt. Es ist mit einer Abbildung von Göthe's kleinem Gartenhause geziert, und darauf beziehen sich die Zeilen, mit denen er seine Gabe begleitete:

Abschiedsgruß an Soltei.

So lebe wohl; Du hast mich froh gemacht.
Geleite Dich von hier ein guter Stern!
Lang' hatt' ich nicht von Herzen so gelacht;
O glaube mir, ich denke Dein auch fern.

Im Ernsten auch hast Du mich stets bezwungen,
Und meine Thränen gab ich gern Dir hin.
Wem Ernst und Scherz in solchem Maas gelungen,
Der läßt den Pfeil zurück bei'm schnellen Flieh'n.

Nimm denn von mir das Liebste, was ich habe;
Es ist mein Glück, mein Himmel, mein Genuß.
Bescheiden ist die stille kleine Gabe —
Für Dich war's nimmer im Verschluß!

Diese Verse sind vielleicht die schlechtesten, die Göthe's Sohn gemacht; aber mir sind sie die liebsten, nicht weil sie mich preisen, sondern weil sich an die letzten vier Zeilen, dem Leser unverständlich, für meine Erinnerung eine ganze Geschichte knüpft. Mit Allem, was ich aus Göthe's Hand, Familie, Haus an sinnigen Gaben empfang, hab' ich Andere beglückt. Zeichnungen vom Vater hingeworfen, Blätter von seiner Hand beschrieben wurden fernem Verehrerinnen geschenkt. Die Medaille, auf sein Jubelfest geprägt, die er mir bei'm ersten Besuch in W. gab, hängt in Preßburg bei meiner Freundin Therese. Ja sogar jenes Glas, worin er eine Skizze seines Wohnhauses „am Plan“ für mich schleifen ließ, besitz' ich nicht mehr; ich reicht' es meinem theuern Freunde Brackel in Riga, zum Jahresfeste, als Zeichen treuer Dankbarkeit. Nur zwei Gegenstände bewahr' ich bis zum Tode, einen Abdruck der Sphigenia in Quarto, den mir der Alte freundlich zugeschrieben, — und August's Mappe.

So schied ich denn im Anfang des April aus dem lieben Weimar, um einige Herzen reicher! Als wir die letzten Häuser der Stadt hinter uns hatten, sagte mein im Wagen neben mir sitzender Diener als ächter Berliner Galgenstrick: „Das Weimar iss ein verflucht langweiliges Nest, hier möcht' ich nich jemalt hängen!“ Gemalt häng' ich nun eben nicht dort, wohl aber lieg' ich gezeichnet in Weimar. Ein Mal in Göthe's großer Sammlung, für die er mich durch Herrn Prof. Schmel-

ler abkonterfeien ließ; das andre Mal in dem merkwürdigen Stammbuch der geist- und talentreichen Gräfin Julie Egloffstein, welche mit Meisterhand die Physiognomien aller Durchreisenden, die ihr dessen werth erschienen, auf's Papier zauberte. Es schmeichelte mir nicht wenig, daß auch mir dieses Glück zu Theil wurde.

Im Ganzen ist der Eindruck, den ich bei den bessern und gebildeten Bewohnern Weimars zurückließ, ein guter und günstiger gewesen; das bewies mir die freundliche, unverstellt herzliche Theilnahme, die mir bei späteren Besuchen immer zu Theil wurde. Auch hätt' ich noch Viel zu erzählen und wüßte noch Bogen voll zu schwagen, wenn's der angewiesene Raum mir nur erlauben wollte.

Ueber Leipzig nach Berlin heimkehrend, fand ich in der großen Stadt und ihrem Geräusch eine beruhigende Zurückgezogenheit, verglichen mit dem geselligen Strudel, in den mich das kleine Weimar gezogen. Begreiflich! Wer sich, sobald er nur einigermaßen *persona publica* und *grata* ist, isoliren will, muß in eine recht große Stadt oder auf's Dorf ziehen. Ich benützte die ersten Tage meiner Zurückgezogenheit, um das Schauspiel „Renore“ gänzlich zu vollenden und in's Reine zu bringen, und las dasselbe an dem Abende des Tages, wo ich den letzten Federstrich gemacht und die Melodien der noch dazu gekommenen Lieder mit eigener Hand auf Noten gesetzt an Herrn Oberwein in Weimar abgesen-

det*), bei Ludwig Robert vor. Es war Niemand zugegen als Robert, dessen Gattin und Börne. Roberts waren ergriffen von dem Stück, wie denn überhaupt Robert, wenn er einmal Jemand in sein Herz geschlossen hatte, die ihm eingeborene, sonst strenge Kritik leicht mit dem Herzen davon laufen ließ. Börne hörte sehr aufmerksam zu und verwendete während des Lesens kein Auge von mir, wahrscheinlich weil er besser hörte, wenn er dem Sprechenden auf die Lippen sah; sobald eine Melodie eintrat, gab er das Zeichen stummer Theilnahme. Zuletzt, als Roberts ihr Wohlgefallen an der Arbeit und ihre Hoffnung eines günstigen Erfolges aussprachen, ließ Börne diesen Punkt ganz fallen und sagte nur einmal um das andere zu Beiden: „wie schön er lieft!“

Mit der Besetzung der Rollen befanden wir uns in großer Verlegenheit. Justizrath Kunowski, damals noch Vertreter der Aktien-Direktion, hätte gewünscht, daß Madame Haizinger-Neumann, welche eben in der Königstadt Gastrollen gab, eine der weiblichen Rollen übernähme. Damit war mir insofern nicht gedient, als dann nach ihrer Abreise jede Wiederholung schwierig wurde. Die Kräfte des Theaters waren sehr beschränkt: Marie Herold, die einzige jugendliche Schauspielerin, die im Publikum einigen tragischen Kredit hatte. Es kam so weit, daß wir schon überlegten, ob wir nicht von ihr

*) Herr Ebertwein schrieb mir darauf: Ihren Brief mit besoffenen Notizen hab' ich richtig empfangen. — Es war das erste Mal, daß ich versuchte, meine Feder für allerlei musikalische Hieroglyphen zu gebrauchen.

beide weibliche Rollen: Lenore und die Gräfin sollten spielen lassen, was mir aber doch zu sehr nach Kreuzer-
komödie schmeckte. Endlich fand ich den Ausweg, ihr
die Gräfin zu lassen, die Lenore jedoch der „kleinen Holz-
becher“ zu übertragen. Sämmtliche Regisseurs, Ungely
an der Spitze, thaten dagegen Einspruch: es sei nicht
möglich, daß diese bisher nur im Lustspiel und in der
Fokalposse verwendete und geübte Schauspielerin den
Wahnsinn des dritten Aktes darstellen könne, man würde
lachen, statt weinen, das ganze Stück sei verloren u. s. w.
Ich erklärte mich bereit, die Verantwortung auf mich zu
nehmen, und wurde von Kunowski, den jede neue
und gewagte Idee interessirte, unterstützt. So setzten
wir's durch. Nun wiederholt ich meine Besuche bei
ihren Eltern, und wie wir jenes „verwandelte Kästchen“
mit seinen Minauderieen und koketten Posen eingeübt,
übten wir auch die elegische Lenore mit ihren Convul-
sionen und hysterischen Zuckungen ein. — Lieber Gott,
bei Lichte besehen läuft Beides auf eines hinaus, und
Nichts ist leichter, als die Zuschauer durch einige Wahn-
sinnsszenen zu verblüffen.

Eberwein's Partitur ging pünktlich ein und entzückte
uns durch ihre sinnige Behandlung der Instrumental-
begleitung bei den alten Volksweisen, wie durch passende
und wirksame Composition der Ouvertüren und Melo-
dramen. Alle Mitspielenden waren voll Lust und Liebe.
Schon bei den ersten Proben zeigte sich ein anderer Geist,
als gewöhnlich. Am 12. Juni fand die erste Vorstellung
statt. Der Erfolg übertraf unsere kühnsten Erwartun-

gen. Nach dem zweiten Akte wurde der Verfasser lärmend begehrt, ein Zeichen der Theilnahme, welches damals, wofern derselbe nicht zugleich als Darsteller auf den Brettern stand, im Zwischenakt etwas Ungewöhnliches war, welches mich folglich mit gerührtem Schreck und bangem Staunen erfüllte. Nachdem ich vor die Lampen getreten und mich bestens zu dreien Malen verbeugt, empfing mich Schmella in der Coulisse mit den Worten: Aber wie kann man ein solches Stück geschrieben haben und so ein Schafsgesicht dazu machen, wie Du jetzt eben? was ich für eine ungeheure Schmeichelei annahm. Ich erndtete viele Lobsprüche von allen Seiten und empfing überall, wo ich mich zeigte, Glückwünsche. Nur Einer, auf dessen Beifall zu rechnen die Königsstädter Direktion gewohnt war, Einer blieb kalt und wendete sich von dem Schauspiel, welches die allgemeine Stimme der Berliner für ein vaterländisches bezeichnete, entschieden ab. Ja sogar der nach seiner Loge gerichtete, in förmliches Jubelgeschrei ausbrechende Beifall bei einigen an Friedrich's Enkel gerichteten Stellen gewann Ihn nicht. Seine Abneigung gegen dies Stück, welches Er nur einmal mit ansah, ging so weit, daß Er sich darüber äußerte, was Er sonst selten oder niemals that. Der letzte Akt mit seinem Kirchhofsgrauen war Ihm an sich zuwider, am wenigsten aber konnte sich Sein königlicher Sinn damit befreunden, daß die Glorie der preussischen Heldenzeit, die durch den ersten und zweiten Akt wehen will, im Schneegeföber und auf beschneiten Gräbern mit wilder, unchristlicher Verzweiflung eines unge-

herdigen Mädchens enden solle. Dies waren Seine Worte — und ich vermag sie nicht zu widerlegen.

Mitten in dem Entzücken des Autors behielt derselbe Ruhe und Eifer genug, eine schon in Weimar begonnene, durch August Göthe's und Eckermann's Zuspruch beförderte Arbeit zu vollenden, ich meine die Anordnung des „Faust“ für die wirkliche Bühne. Ich begnügte mich nicht etwa (wie es später meine Nachfolger auf diesem Felde, Tieck und Göthe selbst nicht ausgenommen, gethan!) zu streichen, sondern ich erfand eine wirkliche theatralische Form, fügte was irgend möglich war in ein Vorspiel und drei Akte zusammen und nahm aus manchen nicht für die Bühne zu rettenden Szenen einzelne Reden und Stellen, ihrer psychologischen Bedeutung wegen, in andere Szenen hinüber. So brachte ich z. B. sämtliche Auftritte zwischen Faust und Gretchen, vom ersten Worte bis zum Schlaftrunk, den sie der Mutter (sichtbar) reicht, in einen großen — den zweiten — Akt, ohne daß in demselben verwandelt werden durfte, was ich durch eine scenische Vorkehrung von meiner Invention erreichte. Es giebt nichts Abscheulicheres, als das ewige Geklingel und Coulißengeschiebe, wie ich es überall, wo ich den Faust aufführen sah, bei diesen Auftritten gefunden. Ehe noch mein Manuscript in's Reine geschrieben war, fertigte ich ein vollständiges Scenarium an und schickte dasselbe an Göthe mit dem Bemerken: Sr. Excellenz könne daraus leicht entnehmen, wie ich verfahren. Sei ihm meine Einrichtung genehm, so wollten wir zum 28. August die erste Aufführung

wagen und auf den Zettel setzen: „Mit Göthe's Bewilligung so für die Bühne bearbeitet.“ Fast umgehend erhielt ich folgende Antwort von August:

„Theurer Freund! Ich habe sogleich Ihren letzten Brief hinsichtlich der Aufführung des Faust meinem Vater vorgelegt. Er ist mit der Idee sowohl, als mit der Art, wie sie ausgeführt werden soll, zufrieden und ist auch der Meinung, daß dem Herrn Musikdirektor Eberwein die Fertigung der Musik übertragen werde. Senden Sie also sobald als möglich das arrangirte Manuscript an mich. Sollte Vater dann noch Etwas wünschen, so schreiben wir einander darüber. Entschuldigen Sie die Eil' dieser Zeilen, ich wollte keinen Augenblick verlieren, Ihnen in einer Sache zu antworten, welche so allgemeines Interesse hat.“

Neuer Jubel der Direktoren, der Schauspieler, des Bearbeiters! Das Nächste, was nun zu thun war, hieß, der General-Intendanz der königl. Schauspiele, welcher, wie schon erwähnt, von einem Monat zum andern unsere Repertoire-Entwürfe eingesendet werden mußten, pflichtschuldige Anzeige von unserm Vorhaben zu machen. Da stand denn zu lesen: „Des weltberufenen Erz- und Schwarz-Künstlers Doktor Faust Patum mit der Hölle.“ Melodrama in drei Akten und einem Vorspiel, nach Göthe, mit des Dichters Bewilligung so für die Bühne eingerichtet von Holtei. Musik von R. Eberwein.“

Immer in der Mitte des Monats sandten wir unsre Repertoire-Entwürfe ein. Am 15. Juni war dieß gesche-

hen, und vom 16. lautet der (vor mir liegende) Protest des Grafen Brühl. „Er sieht mit Befremden, daß ungeschachtet“ — — u. s. w. O mein Heiland! Indem ich, diese Zeilen schreibend, auf das Papier blicke, erwacht mir der Nachklang jener Tage! Er protestirt; Faust von Göthe ist eine Tragödie. Tragödien sind durch Concession der Königsstädter Bühne verboten. Er darf nicht zum Nachtheil der königlichen Anstalten nachgeben, daß durch Hinzufügung von Musik und einige sonstige Veränderungen Melodramen daraus gemacht werden. Er hofft auf Zurücknahme unserer Aufzeichnung, da hier nicht, wie bei Tenore, von bloßer Benützung eines Stoffes, sondern von Einrichtung einer vorhandenen Tragödie die Rede ist! — — Ich setzte mich sogleich an Kunow's Tisch, wohin ich zum Empfange der Sammerkunde berufen war, und schrieb dem General-Intendanten Grafen Brühl zc.: — —

„Sehr richtig bemerkten Ew. zc., daß den neuerlich festgestellten Repertoire-Begrenzungsgeetzen zu Folge die oberflächliche Umwandlung eines theatralischen Werkes in ein sogenanntes Melodrama nicht hinreicht, um dasselbe auf die Königsstädter Bühne zu bringen.

Das kann auf Göthe's Faust keine Anwendung finden, der niemals für's Theater bestimmt war. Daß Er ihn „Tragödie“ nennt, könnte auch zu einem so seltsamen Irrthume keine Veranlassung geben, denn man nennt große Begebenheiten so, und der letzte Krieg in Rußland heißt eine Welttragödie. Wenn ich des Herrn Klingemann's Faust für die Königsstädter

Bühne melodramatisiren wollte, dann wären Ihre Einsprüche gerecht. Aber daß ich Göthe's der Bühnenform widersprechendes Gedicht, welches in den meisten Stellen mehr didactisch oder lyrisch, als dramatisch, niemals jedoch theatralisch ist, in ein Melodrama zusammengeschmolzen, dagegen kann, wenn von der hiesigen Darstellung die Rede ist, Niemand Etwas einwenden, als der Dichter. Dieser aber hat seine Einwilligung mündlich und schriftlich gegeben. Sie würde, darin muß ich Ew. rc. vollkommen beistimmen, wenn er mir erlaubt hätte, Egmont, Götz, Clavigo, Tasso rc. zu melodramatisiren, nicht hinreichen. Denn diese Stücke sind nach bestehenden Theaterformen gemacht, und einmal (im Götz), wo dies nicht der Fall war, hat der Meister späterhin selbst Hand angelegt. Ich fordre Ew. rc. als würdigen, über jeden Zweifel erhabenen Kunstfreund, als allgemein verehrten Ehrenmann auf, mir das Theater zu nennen, welches Faust ohne gänzliche Umschmelzung geben könnte*), mir den Mann zu nennen, der bis jetzt nur einen bekannten Versuch gemacht hätte, dieses Riesengedicht auf die engen Bretter zu bringen? — — — Wenn diese Arbeit so nahe lag, wenn es eben nur mit ein paar Strichen gethan ist, wenn, woran ich Jahre gesetzt habe, von jedem Anderen mit einigen Musikstücken zu bewerkstelligen war, warum hat denn Niemand vor mir das Näm-

*) Freilich hat man es hernach doch gethan! — Ja, was thut man nicht — und was duldet man nicht in Deutschland!

liche unternommen? Giebt mir die Ausführung nicht ein Recht, sie in's Leben treten zu lassen? Also lieber Herr Graf — " u. s. w.

Ich darf wiederum nicht vergessen, daß ich den Raum sparen soll, und kann deshalb unsere lange Correspondenz hin und her hier nicht mittheilen. Das Resultat war, daß Graf Brühl bei seinem Protest, qua General-Intendant, verbleiben zu müssen erklärte und unsere Sache an die schiedsrichterliche Entscheidung — das heißt: auf Monate hinaus! — verwies. Sein letztes, privatim an mich gerichtetes (nicht für die Königsstädter Direction bestimmtes) Schreiben schloß mit den verlockenden Worten:

„Wie allein diese Sache für den Dichter, für Sie und für mich auf eine gleich ehrenvolle Weise vermittelt werden kann, habe ich jetzt nur den einen Wunsch, daß Sie sich entschließen möchten, unserer Bühne dieses Gedicht zur Aufführung zu überlassen und so dem Dichter die Freude zu machen, außer seinen anderen Werken auch noch seinen Faust dargestellt zu sehen.“

Diesem Rufe zu folgen, wär' eine Perfidie gegen das Königsstädter Theater gewesen. Seine jetzigen Directoren hatten es zwar nicht um mich verdient, daß ich ihrer Anstalt treu blieb. Aber was konnte die Anstalt dafür? Ihr blieb ich treu! Auf schiedsrichterliche Entscheidung provocirend und dabei natürlich die Feyer des 28. August aufopfernd, sandte ich die saubere Abschrift nach Weimar.

Unterdessen war Sophie Müller zu ihrem zweiten Gastspiele nach Berlin gekommen. Ich entwich ihr und
Gotte!, Vierzig Jahre. IV.

den Gefahren, da ihre Nähe meiner Ruhe drohte: Nachdem ich die kleine Eitelkeit befriedigt, mit ihr aus meiner Loge die dritte Aufführung der „Zenore“ mit anzusehen, macht' ich mich am 24. Juni*) auf die Reise nach Schlesien, zunächst nach Breslau, wo ich mir mit Hermann Franck Rendezvous gegeben und auch fast ausschließlich mit ihm und den Seinigen und mit Schall verkehrte.

Dieser Aufenthalt in meiner lieben Vaterstadt wird für mich wichtig, weil ich durch ihn in die Mystereien des Dampfbades eingeweiht in diesem einen Genuß kennen lernte, wovon ich bis dahin keine Ahnung gehabt. Die durch Major von Keller errichtete Anstalt stand im vollsten Glanze, wurde vortrefflich bedient, und ich lernte dort, was ich bisher nur wie eine Rosßkur betrachtet, als das höchste und reinste sinnliche Vergnügen schätzen. Giebt es Etwas, worum ich den Orient beneide, so sind es die um so vollkommener eingerichteten Dampfbäder, und ich begreife sehr wohl den berühmten arabischen Dichter „Abu el Hella el Maari,“ der blind geboren nur im Dampfbade schreiben lernen wollte, indem er sich die Schriftzüge mit eiskaltem Wasser auf den Rücken zeichnen ließ. Vergnügen und Gesundheit aber auch ganz bei Seite gestellt, bleibt das Dampfbad das einzig genügende Mittel radikaler Reinigung, die durch kein anderes Bad in diesem Grade bewerkstelligt werden kann. Und so

*) Mit Monat Juni 1828 ging auch unsere Monatsschrift zu Grabe, weil weder ich, noch der Verleger geneigt waren, Zeit und Geld anzusehen. Zimmermann hatte wohl Recht gehabt!

lange wir nicht durch ganz Deutschland allgemein verbreitete und durch ihre Wohlfeilheit allgemein zugängliche Dampfbäder haben, so lange wird es uns auch nicht gelingen, den alten Schmutz mit der Wurzel auszurotten.

Von Breslau begab ich mich nach dem schönen Grafenort. Kaum dort angelangt, empfing ich einen zweiten Brief aus Weimar in der Faust-Angelegenheit.

„Lassen Sie mich, mein Wertheater, in einer bedeutenden Angelegenheit offen zu Werke gehen. Schon der eingesendete Entwurf ließ befürchten, daß die Redaction des Faust nicht nach Wunsch gelingen möchte. Dieses bestätigt sich leider durch das eingesendete vollständige Exemplar. Wir finden gar manches Bedeutende und Wirksame gestrichen, auch einen Theil des Beibehaltenen so behandelt, daß es unsern Beifall nicht gewinnen kann. Das Manuscript folgt daher zurück, und Sie werden unsere Ansichten aus der Ferne freundlich aufnehmen; Sie haben Ihr Publikum im Auge, und hierauf gründet sich wohl Ihre Redaction, weshalb Ihnen denn auch völlige Freiheit bleibt, nach Ueberzeugung zu handeln; nur läßt mein Vater bemerken, daß unter diesen Umständen weder von seiner Einwilligung, noch von seiner Mitwirkung die Rede sein dürfe. Da Sie meine Gesinnungen kennen, so werden Sie empfinden, daß ich Gegenwärtiges nur ungern schreibe. Doch kann ich hier nicht ausweichen, indem meine Ansicht mit der meines Vaters und Dr. Eckermann's übereinstimmt. Daß ich über andere Dinge hier schweige, entschuldige unsere Trauer über

den Verlust unseres allgeliebten Landesvaters. Leben Sie wohl und gedenken Sie unserer freundlichst."

Diesen Brief mit dem ersten verglichen, muß sich jedem Unbefangenen der Gedanke aufdrängen, daß zwischen beiden ein Anstoß von Außen liegt. — Was ist denn das vollständige Scenarium eines umgearbeiteten, im Drucke vorliegenden Werkes anderes, als die Umarbeitung selbst für den, der im Original nachlesen und vergleichen kann? Ein solches Scenarium hatt' ich eingeseudet; mit diesem hatte Göthe sich „zufrieden" erklärt; damit war ja eigentlich Alles abgemacht. Und nun! — Ich schrieb augenblicklich nach Berlin an Runowski, nicht mit Tinte, nein mit Galle. Zufällig kommt mir jetzt eben seine Antwort in die Hände. Ich theile sie mit, weil sie auf die Wendung meiner nächsten Lebensjahre den mächtigsten Einfluß ausgeübt.

Berlin, den 12. Juli 1828.

Sie wissen, theurer Freund, daß Brieffschreiben nicht meine Leidenschaft ist, allein die Nachricht, die ich so eben von Ihnen erhalte, erboht mich so, daß ich mir Lust machen muß. Offenbar haben Sie Recht, zu glauben, daß von hier aus auf G. influirt worden ist. So muß man es anfangen, um Sie und uns zu mißhandeln, da es auf dem geraden Wege nicht geht. Doch was hilft der Grimm? Am Besten rächen Sie sich und uns, wenn Sie den Wink annehmen, den Sie selbst in diesem Ereigniß finden: durch eigne Schöpfungen sich von fremder Vornehmheit und. Kabale so frei als möglich zu machen. Drum frisch auf und nicht

verzagt! Sie können Viel, wenn Sie es recht ernstlich wollen. Ihr Manuscript verbrenne ich nicht — (ich hatte Kunowski gemeldet, daß ich jenes aus Weimar mir zurückgesendete vernichtet habe, ihn auch ersucht, mit dem in Berlin gebliebenen eben so zu verfahren!) — ich heb' es auf für bessere Zeiten, doch als Ihr Eigenthum. Von Darstellung soll jetzt keine Rede sein. Wir stehen hier wieder an einer wichtigen Epoche. Es ist am 21. eine General-Versammlung. Gelingt es mir, wie ich hoffe, darin das Theater mehr zu consolidiren, dann wollen wir noch viel mit einander aufstellen. Halten Sie nur fest an uns und lassen Sie mich sorgen, daß Sie dankbare Auerkennniß finden. Wir wollen im Herbst wieder an ein näheres Bündniß denken. Bringen Sie nur ein recht wackres Stück mit; so Etwas hilft gewaltig. Können Sie mir schon früher Etwas senden, so werden Sie mich verpflichten, denn wir sitzen auf dem Trocknen, und Zimmermann's „Auge der Liebe“ wird uns nicht flott machen, so wenig wie die Duzend-Waaren, die wöchentlich in Scene gehen, und um die ich mich nicht bekümmere. Ade, mein lieber H.! Ich muß zur Conferenz. Halten Sie den Kopf oben und behalten Sie mich lieb.“

Was bedurft' es mehr, um mich auf's Neue mit Leib und Seele für den Dienst jenes immer von mir geliebten Königsstädter Theaters zu gewinnen? Diesem hilfreich zu sein und recht bald mit einem neuen Stücke aufzutreten, wie Kunowski es wünschte und brauchte, wurde mein Dichten und Trachten. Von Faust war nun einmal

die Rede gewesen, und da ließ ich mich denn vom leidhaftesten Satanas blenden, in meiner Bosheit auf selbsteigene Hand ein Melodrama dieses Namens zu beginnen. Ja, ich entsagte den schönsten und reinsten Sommermorgen, die in unbeschreiblicher Pracht über dem Meisse-Thale aufgingen, um im engen Zimmer am Arbeitstische zu versuchen, wie sich die Erinnerungen an das alte, bei „Schütz und Dreher“ oft gesehene Marionettenspiel für meine und des Königsstädter Theaters moderne Zwecke verwenden lassen möchten? In dieser Arbeit, die ich mit Liebe und einer auf den Erfolg von „Lenore“ sich stützenden Hoffnung eifrig begann, und für die ich mir ein ausführliches Scenarium nicht ohne Frische und Lebhaftigkeit entwarf, wurde ich durch einen sehr unangenehmen Auftritt unterbrochen. Mein Diener August, von mir schon längst beargwohnt, mich bestohlen zu haben, und für diese Reise nur noch beibehalten, weil ich ihn nothwendig zu brauchen wähnte, hatte in Grafenort Zeit und Umstände benutzt, um den Koch des Grafen (einen Geld und Gold sammelnden Pariser) tüchtig zu bestehlen. Der vom ersten Augenblick auf ihn geworfene Verdacht bestätigte sich bei schärferer Untersuchung; wir fanden sogar den größten Theil der entwendeten französischen Münzen in einem Versteck seines Zimmers. Ihn den Gerichten zu übergeben, verspürt' ich nicht die mindeste Lust; erstens, weil ich der Majorats-Herrschaft die Kosten zu ersparen wünschte, dann auch, weil ich überzeugt bin, daß der Aufenthalt im Gefängniß nur wie eine höhere Schule für jugendliche Diebe betrachtet werden muß. Nachdem

ich ihm also ein vollständiges Bekenntniß aller gegen mich verübten Spitzbübereien abgenommen und, wie man so sagt, reinen Tisch mit ihm gemacht hatte, ließ ich ihn laufen*), dem Rathe des Bestohlenen, des Monsieur Boyard, folgend, der, nachdem er sein Geld wieder hatte, sehr ruhig äußerte: qu'il aille se faire pendre où il voudra!

Ich hatte mich bei diesen Unterhandlungen, die einige Tage hindurch währten, furchtbar geärgert, dabei die Unvorsichtigkeit begangen, mich des Abends in dem kalten Bergflusse zu baden. Der all' zu häufige Genuß des Dampfbades in Breslau mag denn auch von schädlicher Nachwirkung gewesen sein. Ich fing an zu kränkeln, ohne daß ich bestimmt anzugeben vermochte, wann und wie dieser Zustand begonnen. Nach und nach stellte sich ein mit jedem Abend wiederkehrender Fieberschauer, ein drückender Kopfschmerz und endlich ein heftiger Husten ein. Ich schleppte mich mit diesem Unbehagen fort, ging in der Sonne spazieren, quälte mich am Haufe und tröstete mich, weil ich immer noch gut schlief.

Ein böhmischer Jägerburisch, dumm und ungeschickt, trat an des Fortgejagten Stelle. Mein Uebelbefinden

*) Im Herbst nach Berlin zurückgekehrt, sah ich mich doch genöthigt, ihn der Behörde namhaft zu machen und festnehmen zu lassen, da sich eine Menge nicht gestandener und nachtraglich fortwirkender Verräthereien enthüllten, er auch im heimlichen Besitze mehrerer Stubenschlüssel war. — Er hat in Spandau gefessen, nach Jahre langer Gefangenschaft am ersten Tage nach seiner Freilassung wieder gestohlen, — wieder gefessen — und so fort. Es war ein unverbesserlicher Dieb, aber ein mufterhafter Diener. Schade, daß sich beides nicht gut verträgt.

machte mich mürrisch, seine Dummheit machte ihn lästig; wir vertrugen uns durchaus nicht. Eine Qual mehr! Jene Monate gehören zu den unleidlichsten, deren ich mich entsinnen kann. Auf der Rückreise nach Berlin machte ich wieder in Breslau Halt, zunächst um ärztlichen Rath einzuholen. Freund Rüstner schüttelte gar sehr mit dem Kopfe und ermunterte mich, die Heimkehr nach Berlin nicht unnütz aufzuschieben, um so dringender, als eine Drüsenanschwellung, die mit meinem ganzen Zustande zu sympathisiren schien, seine Bedenklichkeit steigerte. Das Dampfbad, worauf ich mich so sehr gefreut, wurde mir streng untersagt; als ich es dennoch heimlich besuchte, befand ich mich sehr übel darin und fiel, namentlich nach dem Gebrauch des kalten Regens, in einen Fieberfrost, dem ich zu unterliegen fürchtete. Krank und matt, wie ich war, trieb ich mich in Breslau umher. Täglich stieß ich auf Bekannte aus früherer Zeit. Gegnerschaften vergangener Jahre wurden oder waren ausgeglichen. Auch mit Mosevius hatte ich mich, als er in Berlin zum Besuch gewesen, längst versöhnt. So geschah es denn, daß ich mit diesem, der auch den Brettern Lebwohl gesagt, einen Spaziergang machte. Ueber den (damaligen!) Schweidnitzer Anger wandelnd, plauderten wir von „Lenore.“ Mosevius ließ sich erzählen, wie die kleine Holzbecher als tragische Schauspielerin sich benommen, und wollte seiner Nichte — (Julien's Mutter und Madame Mosevius waren Schwestern) — den Wahnsinn gar nicht zutrauen. Ich beschrieb ihm, auf welche Weise ich die Rolle mit ihr eingeübt, und welche

einen innern Beruf sie dabei entwickelt habe. Eben standen wir bei Tauenzien's Denkmal. Moserius machte halb Front, sah mich von oben bis unten fragend an und sprach halb drohend: „Höre, Du machst doch dem Mädel nicht etwa gar die cour?“ Der Wahrheit gemäß konnt' ich das verneinen und fügte hinzu, wie häuslich eingezogen sie bei den Aeltern lebe, wie ihr Ruf der beste sei, und wie es gar Niemand in den Sinn kommen könne, mit diesem harmlosen Kinde eine Theaterliebschaft anzufangen.

Je genügender diese Versicherungen für einen um den guten Namen seiner Nichte besorgten Oheim klangen, desto erstaunlicher war es mir, mich nach Beendigung unseres Spazierganges auf Gedanken zu ertappen, welche solchen Versicherungen entschieden widersprechen wollten. Ohne meinen Willen muß' ich mich fragen, warum ich denn nicht längst versucht hätte, mit dem bezaubernden Mädchen ein Verhältniß anzuknüpfen; und ob denn nicht dem Verfasser neuer Stücke, dem Schreiber dankbarer Rollen der größte Vortheil zu Gebote stehe? Mitten in das Gefühl wachsender Krankheit, in die Fieberträume der unbehaglichen Herbstabende blickte Julien's Bild mit einem Reiz, den es, als sie mir lebendig gegenüber gestanden, durchaus nicht auf mich ausgeübt. Es verließ mich nicht mehr, es begleitete mich bis nach Berlin. Ich war genöthigt, langsam zu reisen, mehrere Nachtquartiere zu machen; spät am Abend traf ich ein. Sehr ermattet such' ich mein Lager, — doch jedesmal, wenn mich der heftige Husten erweckte, stand das bewußte

Bild vor mir. Am andern Morgen sah ich mich gezwungen, trotz wachsenden Uebelbefindens auszugehen und mehrere unangenehme Geschäfte und Anzeigen in Folge der durch meinen Diener verübten Spitzbübereien abzumachen. Es mochte Mittag sein, und ich befand mich schon auf dem Heimwege, als mir plötzlich der Gedanke kam, erst noch einmal die Leipzigerstraße entlang bei Julien's Wohnung vorbeizugehen, müde und abgespannt, wie ich war. Niemand saß am Fenster, und ich wollte gerade in die Mauerstraße einbiegen, um verträulich nach Hause zu schleichen, — da vernahm ich das Poltern einer Kutsche, und der große Königsstädter Theaterwagen rollte an. Er hielt vor Julien's Thür; ich öffnete den Kutschenschlag und half ihr heraus. Sie war erstaunt, mich schon in Berlin zu sehen; ich war erstaunt über ihre Schönheit und noch mehr erstaunt, daß ich diese nicht schon früher auf solche Weise erkannt; wir wechselten einige artige Worte — und der Würfel war gefallen. Diese Begegnung am ersten Morgen gab den Ausschlag, — die Träume sollten in Wirklichkeit übergehen.

Sie hätte anmuthig sein können, diese Wirklichkeit, denn das Erwachen einer jungen Leidenschaft mit ihren Kämpfen zwischen Furcht und Hoffnung ist immer schön, und auch die Leiden, die aus diesen Täuschungen hervorgehen, sind Bonnen — wenn man frisch, gesund und frei in sinnlicher Zuersticht seine Gefühle knospen und blühen sieht. Aber bei mir ward stets dafür gesorgt, daß ich keine reine Lust, keine ungetrübte Freude genießen

sollte. Auch dieser zauberartige Rücktritt in die frühesten, schon entschwundene Jubelthorheit der Jünglingszeit wurde durch Krankheit gestört. Ich mag keinen Lazareth-Bericht geben. Detaillirte Beschreibungen körperlicher Leiden sind widerlich. Aber ich kann versichern, daß ich schwer litt. Das Furchtbarste dabei war der täglich zunehmende Husten, der so gewaltsam wurde, daß er mich schon von Weitem anmeldete. Wenn ich in's Parterre des Theaters trat, sagten sie hinter den Couliissen: da ist der Holtei. Vom Schlafe bei Nacht war keine Rede; etwa des Nachmittags ein kümmerlich' Stündchen. Bussi schüttelte den Kopf, wie Dr. Küstner in Breslau geschüttelt, ließ mich Isländisch Moos genießen — (ich beneide die Kennthiere nicht um ihre Veckerbissen!) — und schüttelte dann wieder den Kopf. Gewiß hätt' ich trotz des Mooses in's Gras beißen müssen, wenn nicht die eigene Natur als Helferin dazwischen getreten wäre. Sie brach den Krankheitsstoffen äußerliche Auswege, und mein Arzt, mit einer Umsicht und Sorgsamkeit, wie nur gründliches Wissen, reiche Erfahrung und Freundschaft im Verein zu spenden vermögen, reichte diesen Andeutungen hilfreiche Hand. Ich erlitt heftige Schmerzen und quälte mich Monate lang; aber der Husten wich. Diese Sommerzeit meines irdischen Daseins, wo keine Stunde verging, in der ich nicht einen Thee zu trinken, eine Arznei zu gebrauchen, einen Verband zu ordnen, eine ärztliche Vorschrift zu befolgen gehabt hätte, wo keine Minute ohne irgend eine Beschwerde, eine Klage, einen Schmerz blieb, — diese war

die Blüthezeit meiner Liebe. Meiner Liebe, sag' ich, denn in Julien's Benehmen verrieth Nichts, lag kein armes Zeichen, daß sie meine Gefühle zu erwidern geneigt sei. Sie war und blieb artig, verbindlich, zierlich, doch jedem erklärenden Worte, jeder Annäherung mußte sie sorgsam auszuweichen. Was ich in jenem harten Winter getrieben, das ist mir, denk' ich jetzt daran, fast unglaublich. Kein Schmerz, kein Leiden, ja keine Gefahr konnte mich abhalten, dort zu erscheinen, wo ich Julien erwartete. Mochte der Arzt mir streng gebieten, bei Frost und Schnee mein Zimmer nicht zu verlassen, — ich wäre ja doch um keinen Preis aus dem Theater weggeblieben, wenn Julie dort auftrat. Ebenso wenig hätt' ich mir's nehmen lassen, wenn ich ihr beim Schlusse der Vorstellung auf der Bühne schon einmal gute Nacht gesagt, noch vor Ankunft des Theaterwagens an ihrer Haushür zu stehen und noch einmal denselben Wunsch zu wiederholen. Für gewöhnlich war dies denn auch durch eine Droschke leicht zu bewerkstelligen. Bisweilen aber, wenn viele Menschen im Theater gewesen waren, konnte man kein Fuhrwerk bekommen. Dann lief ich durch Sturm und Schnee vom Alexanderplatz bis an die Ecke der Leipziger- und Mauerstraße, den Theaterwagen zu überholen, was für einen gesunden Menschen nun eben nichts Außerordentliches gewesen wäre; bei meinem damaligen Zustande grenzt' es an Raserei. Daß in wechselnden Empfindungen der Seligkeit, des Zweifels, der Furcht, der Hoffnung auch der Satan Eifersucht nicht fehlte, ist wohl natürlich. Je weniger er

berechtigt schien, sich zu zeigen, desto aufdringlicher sucht er mich zu quälen. Wenn ich ihm dann ernst entgegentrat, zeigte sich seine Unmacht. Was man doch mit 32 Jahren noch für eine Fülle von Kraft und Leben in sich trägt! Verliebt bis zum Wahnsinn, krank bis zum Sterben, — beides in voller Gewalt über einen Menschen! und derselbe Mensch kann daneben auch fleißig sein!? Natürlich; daß muß' ich ja! Indem ich für's Königsstädter Theater arbeitete, indem ich Rollen für Julie schrieb, arbeitete ich da nicht auch für meine Liebe? In jene Zeit fällt der dramatische Scherz: „der Dichter im Versammlungszimmer,“ dem sein Ursprung wohl unzweifelhaft abzumerken ist. Dieses Lustspiel und seine erste Aufführung in Berlin gaben einen deutlichen Beweis, was für starke Wahrheiten ein Publikum sich in den Bart werfen läßt, — wenn man die Vorsicht beobachtet, die Sache so zu stellen, als wolle man die Gesamtheit bei dem Einzelnen verklagen und Letzteren zum Richter über Alle machen. In dem Stücke, von dem ich hier rede, hat der Theaterdichter, welcher darin erscheint, eine lange Rede herzusagen, welche weiter Nichts erstrebt, als die Ungerechtigkeit, Unkenntniß, Nichtigkeit des tonangebenden Theaterpublikums (namentlich des Berliner jener Epoche) mit grellen, oft übertriebenen Worten zu schildern. In der Leseprobe waren Alle der Meinung, das könne nicht durchgehen und müsse zu heftigen Ausbrüchen des Unwillens führen! Was geschah bei der Darstellung? Ein Minuten lang anhaltender Applaus folgte der gefährlichen Rede!

Am 10. Januar des Jahres Achtzehnhundert neun- undzwanzig ging denn auch „Doctor Johannes Faust“ in Scene, als Ersatz für die projectirte und durch Journalgeträttsch bereits ausgeschrieene Bearbeitung des Göthe'schen. Karl Blum hatte die Musik dazu geliefert. Die Mitglieder waren mit Lust und Liebe dabei. Ludwig Meyer, Wegener, Köstke, Marie Herold, Julie, als: Faust, Voland, Wagner, Helena und Margarethe versprachen sich — und mir das Beste. Die Ausstattung war mangelhaft. Unser Maschinist, ein vortrefflicher Optikus und Mechanikus, aber ohne eine Spur von Theaterpraxis und Geschmack, wußte sich gar keinen Rath. Auf meine dringenden Bitten, er möge den Einsturz der Stadt im letzten Acte nur recht effectvoll und imponirend machen, erwiderte stets der vortreffliche Mann in ungestörter Seelenruhe und in seiner breiten Mundart: „das Wittenbarg, das soll woll fallen!“ — Aber ach, als es bei der Nachtprobe zum Klopsen kam, sahen wir ein ganz Kleinliches, kindisches Arrangement, und ich begriff sogleich, daß von dieser Seite für den Erfolg Nichts zu hoffen sei. Die Aufführung oder vielmehr die Aufnahme derselben Seitens des überfüllten Hauses ging ruckweise. Der erste Act ließ kalt, der zweite gefiel sehr, im dritten und letzten wurden die mythologischen Anspielungen theils nicht verstanden, theils war die Herold ihrer Kränklichkeit, sowie ihrer frömmelnden Richtung wegen, die sie der Theaterlust entfremdete, nicht mehr eindringlich und lebhaft genug. Auch dauerte die erste Aufführung bis um elf Uhr. Da man in Berlin

um Sechs beginnt, giebt dies einen Zeitraum von fünf Stunden, und darin liegt eigentlich schon das Todesurtheil für ein Stück. Doch lief es im Ganzen noch gnädig ab, und wenn wir auch gestehen mußten, daß mein Faust kein Zugstück werden könne, so war die Ausnahme doch beifällig genug, um ihn mit Ehren „abspielen“ zu dürfen. Niemand hatte sich am ersten Abend besser befunden, und Niemand war mehr entzückt von meiner Arbeit, als der im Hause gewerbtreibende Conditior. Dieser hatte, als sich im letzten Zwischenacte die hungrigen Zuschauer in seine Räume stürzten, ein glänzendes Geschäft gemacht und die vertrocknetsten Reste der ganzen Woche losgeschlagen. Er brachte mir zum Zeichen seines Dankes eine kolossale Torte und sagte: „Solche Stücke schreiben Sie oft, die sind vortrefflich.“ Dies war nun freilich das einzige unbedingte Lob, welches meiner Arbeit zu Theil wurde. In alle andere Ausprüche anerkennenden Urtheils mischte sich mehr oder weniger schwerer Tadel. Diesen hätt' ich mir herzlich gern gefallen lassen, ja ihn dankbar hingenommen, aber was mich sehr stutzig machte und mich, offenerzig gestanden, an der Kritik überhaupt immer mehr irre zu machen drohte, war das entschiedene Stillschweigen aller Theilnehmenden über den eigentlichen Mittelpunkt meiner Idee: über den Kampf der Christlichen Unterwelt, der modernen mit der antiken. Davon schien Niemand Etwas bemerkt zu haben. Chamisso war der Einzige, der darüber sprach, als er mich, seiner echt freundschaftlichen Lebendigkeit getreu, mit den Worten begrüßte: „Du hast's erreicht!“ Ihm

galt der durch Opposition unverkürzte Eindruck eines mit Applaus durchwebten Theaterabends mehr, als recht war; er achtete das Publikum höher, als wir, die täglich damit verkehrten und dessen Unzurechnungsfähigkeit häufig erprobten. Doch auch er hatte, was ich erstrebt, nicht ausgefunden. „Ihre Helena“ — sagt' er — „wollte nicht recht über die Lampen zu uns vordringen! Dagegen im ersten Acte, wo der Nachtwächter mit Faust über die Reformation spricht, da waren Sie mein lieber Holstei!“

Besagter Dialog — (wer es der Mühe werth hält, kann ihn in meinem in Einem Bande erschienenen „Theater“ pag. 180 nachlesen) — ist nur einmal öffentlich gesprochen worden. Bei den folgenden Wiederholungen des Stückes mußte er weggelassen werden*), wodurch natürlich eine nicht auszufüllende Lücke entstand. Schon am Morgen nach der ersten Aufführung im harten Winter früh um acht Uhr war der vornehmste und einflußreichste Mann aus der näheren Umgebung Seiner Majestät des Königs persönlich bei Justizrath Kunowski erschienen und hatte, nachdem er erst angelegentlich gefragt, ob ich katholisch sei? — eine Frage, welche mein Gönner Kunowski nicht genügend beantworten können — das Manuscript begehrt. Dies

*) Ich muß hier noch einmal bemerken, daß das Königsstädter Theater damals keinen Censor von Metier hatte, sondern daß dem Syndikus, Herrn Justizrath Kunowski, dies gefährliche Amt übertragen war.

wurde, weil ich es nothwendiger Kürzungen wegen mit mir nach Hause genommen, bei mir abgeholt, und ich folgte athemlos dem Boten, der mich Langschläfer aus dem Morgen-Traume geweckt hatte, um bei Kunowski zu vernehmen, ob ein Verbot des ganzen Stückes zu befürchten wäre? Kunowski zuckte bedenklich die Achseln und begehrte vor allen Dingen zu wissen, ob ich katholisch sei, was mir als Entgegnung auf meine ängstliche Autorfrage unbegreiflich vorkam. Mit demselben Rechte mochte man mich befragen, ob ich an den Teufel, an sein Bündniß mit Doctor Faust und an seinen Zant mit der trojanischen Helena glaubte. Das Stück ward nicht verboten. Wir empfangen das Manuscript binnen kurzer Frist zurück. Das Gespräch aber, von dem oben die Rede gewesen, war mit Rothstift entschieden durchstrichen. Es konnte keinem Zweifel unterworfen sein, welche Hand diese lutherischen Striche gemacht, und ohne weiter zu forschen, gehorchten wir schweigend. Die Ansicht, daß ein Schriftsteller auch bei Behandlung einer Volksage jede poetische und mythische Wahrheit der strengen vorherrschenden Religionsform unterordnen müsse, scheint in manchen Kreisen Berlins allgemein gewesen zu sein. Es kam mir zu Ohren, daß ein Garde-officier, ein gebildeter Mann, in Gesellschaft die Aeußerung gethan: „Wer die erste Aufführung des Faust gesehen, möchte darauf schwören, der Verfasser sei ein Jesuit!“

Wie zweideutig nun auch immer das Gelingen meines theuren Wagnisses blieb; wie wenig dieser Faust im Stande gewesen war, alle kühnen Erwartungen zu

Holtel, Merzig Jahre. IV. 8

befriedigen, welche die Direktion des Königsstädter Theaters darauf gesetzt; — einen Triumph hatte mir der Schwarzkünstler erringen helfen. Während am ersten Abende unter einem furchtbaren Lärm Segelstücke, Holzblöcke und Coulissen zusammenstürzten, um aus einer dichten Staubwolke die Schlußdekorationen hervortreten zu lassen, empfing ich im Hintergrunde der Bühne von Juliens Lippen die stumme Bestätigung, daß sie mich nicht von sich weise. Das angefochtene, mich zum Katholiken stempelnde Kreuz der Veröhnung stieg im Brillant-Feuer über Wittenbergs Trümmern empor; Margarethe im armen Sündenkleide klimmte, von mir geleitet, die schwankende Leiter hinauf, und von den dünnen Sprossen herab gönnte sie mir das erste Zeichen gewährender und erwidender Liebe. Ein wundersames Bündniß, geschlossen im beengenden Dunkel eines breiteren Theater-Baues, während draußen bei den Klüften des betrogenen Satans die Hölle in ohnmächtige Wuth geräth! —

Daß ich die Verpflichtung in mir fühlte, mich gegen die Weimaraner über meinen Gaust und was er bedeuten sollte auszusprechen, war wohl sehr natürlich und konnte durch die letzteren Vorgänge zwar erschwert, aber nicht gehindert werden. Ich that es zunächst in einem ehrlichen und ausführlichen Schreiben an August, welches ich als offene Einladung meiner theuren Freundin

Schopenhauer *) zur Besorgung beischloß. Sie erwiderte unterm 19. Februar 1829 darauf:

„Ihren Brief an August habe ich gelesen und dann besorgt. Daß Sie sich die Mühe gegeben haben, die Erscheinung Ihres Faust gewissermaßen zu erklären, ist ein neuer Beweis Ihrer Herzensgüte. Sie hätten, nach der Art, wie der alte Herr sich in dieser Angelegenheit gegen Sie benommen, dies kaum nöthig gehabt. Ihr Faust ist da, hat vielen Menschen Ver-

*) Es ist eine schmerzliche Entbehrung für mich, die Briefe dieser vortreflichen Frau nicht öffentlich mittheilen zu dürfen. Sie wären der Mittheilung um so Vieles würdiger, als so Vieles, was gedruckt und begierig gelesen wird. Aber jene Briefe sind zu rücksichtslos, zu vertraulich in ihrer edlen, freisinnigen heiteren Wahrheitsliebe; sie berühren zu viele zum Theil noch bestehende Verhältnisse und Personen; das Andenken der Verstorbenen ist mir zu heilig — es muß unterbleiben. Ich will mich daher mit dem Citat einiger, zu meiner Erzählung gehöriger Stellen begnügen und bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß nach dem durch den Tod des Großherzogs Karl August herbeigeführten Theater-Directions-Wechsel manche Freunde in Weimar thätig waren, mir dort eine bleibende Stellung zu verschaffen; eine Bemühung, welche wohl zunächst daran scheiterte, daß ein Mensch, der als Schauspieler auf den Brettern und als Vorleser vor dem Publikum gestanden, Einem Höchsten Hofe nicht für den Posten des Theaterintendanten geeignet schien. Ueber jene zu meinen Gunsten und Ungunsten kämpfenden Umtriebe, an denen besonders von Seiten des Theaters „La Roche“ für mich Theil nahm, geben die Schopenhauer'schen Briefe allerlei ergötzlichen Bericht. Ich habe noch kurz vor ihrem Tode versprochen, Nichts davon drucken zu lassen, und ich werde mein Versprechen halten, wenn ich nicht Alle Diejenigen überleben sollte, die sich dadurch gekränkt fühlen könnten.

gnügen gemacht und seinen Zweck erfüllt in seiner Art. Ist das nicht genug? Der alte Herr aber ist achtzig Jahre alt, und da ist es denn kein Wunder, daß der viele Weihrauch ihn manchmal schwindeln macht, und er dann nicht begreifen will, wie andere Menschen sich unterstehen mögen, auch noch zu existiren? *** war bei ihm, als ein Brief aus Berlin *) ankam, worin es Ihrem Faust sehr schlecht erging. Und der Alte hatte seine Freude daran. Machen Sie sich nur gefaßt, ihn, wenn Sie herkommen, ein Wenig unzugänglicher zu finden als früher. Er ist es überhaupt und dinirt deshalb schon seit ein paar Monaten in seinem Zimmer ganz allein, oder mit einem einzelnen Gast, den er sich einladet. Das wird aber auch wieder anders. Er hat fast alle Winter solche Sonderbarkeiten, die, wenn der Tag länger wird und die Kälte abnimmt, ihn wieder verlassen."

Diese Zeilen waren es, hinter welche ich mich vor mir selbst versteckte, als ich der wiederholt an mich ergehenden Einladung, noch einmal in Weimar zu lesen, nicht folgte. Daneben aber hielt mich meine langsam vorschreitende Genesung und nicht minder die Liebe für Julien in Berlin zurück. Auch das Schicksal des Königsstädter Theaters, an welches ich durch erneuerte Produktionslust mich mehr als jemals gekettet fühlte, nahm so überraschende Wendungen, und es schien so gar nicht

*) Dieser eben so geistlose, als ungerechte Bericht ist in Zelter's Briefwechsel zu finden.

abzusehen, welche Zukunft dieser Anstalt bevorstünde, daß ich um so mehr geneigt war, den Ausgang an Ort und Stelle abzuwarten, weil ich mich einigermaßen berufen sah, ein Wort mit hineinzureden.

Daß ich es gethan, daß ich zur Unzeit geredet, daß ich durch ein in guter Absicht, aber ohne Ueberlegung ausgesprochenes Wort den gänzlichen Verfall der Anstalt herbeigeführt habe, das bleibt unter allen dummen Streichen meines Lebens in meinen Augen der dümmste. Ich darf gar nicht daran denken, ohne mich zu erboßen, und es gehört ein förmlicher Entschluß dazu, dies niederschlagende Selbstbekenntniß den bereits in diesem Buche enthaltenen ähnlichen anzureihen. Wenn ich aber in nachfolgender gedrängter Erzählung unverständlich werden sollte, so bitt' ich die Ursache davon nicht auf feige Schonung meiner selbst, sondern nur auf jene Discretion zu schieben, welche mich hindert, Namen zu nennen und Personen oder Verhältnisse deutlicher zu bezeichnen.

Es war uns (den literarischen Anhängern des Königsstädter Theaters) schon längst aufgefallen, daß ein der Finanz-Verwaltung angehöriger Beamter fortdauernd Theateraktien aufkaufte, Papiere, die niedrig standen, und von denen zu erwarten war, daß der Käufer nur daran verlieren konnte. Eben so war es mir ersichtlich, daß jener artige, feingebildete Mann jede Gelegenheit aufsuchte, mir zuvorkommend zu begegnen und verbindliche Aeußerungen an mich zu richten. Am lebhaftesten trat seine mir wohlwollende Gesinnung hervor, als in

den ersten Tagen des April mein Drama „Erinnerung“ (siehe: Theater in Einem Bande pag. 256) gegeben wurde, ein Tummelplatz für alle Sentimentalität meines Busens, welche durch das Verhältniß zu Julien in ihren innersten Tiefen aufgeregt war. Wie Alles, was auf einer solchen Spitze steht, stieß es Viele eben so heftig ab, als es Manche*), in deren Herzen ein Echo ertönte, innig anzog. Unter die Letztern gehörte unser räthselhafter Aktienkäufer. Er drückte mir seine gerührte Theilnahme herzlich aus und ließ sich durch mich auf der Bühne Julien vorstellen, die in jenem Stück die schwierige Aufgabe, aus einem zwanzigjährigen Mädchen des ersten Aktes eine siebenzigjährige Greisin des zweiten Aktes zu werden, zur Zufriedenheit des Publikums (wenn auch nicht ohne Anleitung der großen Meisterin „Amalie Wolff“) glücklich gelöst hatte. Seit jenem Abende trat er mir näher, und bald vertraute er mir, daß er die Aktien nicht für sich, sondern in höherem Auftrage ankaufe; daß man durch diesen Ankauf im Stillen und durch die dritte Hand einem Allerhöchsten Wunsche entgegen zu kommen gemeint; daß man

*) Bei der ersten Aufführung sammt den Darstellern herborgerufen, erschien ich auf der Bühne, da rief ein älterer Mann, mir völlig unbekannt, indem er sich weit über die Brüstung der Loge lehnte, mit lauter Stimme mir entgegen: „Ich danke Ihnen!“ — Wie oft habe ich dieses Mannes gedacht und gewünscht, ihm zu begegnen, um seine Bekanntschaft zu machen, weil ich mir einbildete, er müsse Etwas erlebt haben, was dem Geschick jener handelnden Personen ähnlich sei. — Aber ich sah ihn niemals wieder, die Logenschließer meinten, es wäre ein Fremder gewesen.

den Plan gefaßt habe, die schon bankerotte Anstalt der Residenz zu erhalten, indem man sie unter eine von der Behörde gebildete Regie stelle; daß ich ihm der erwünschte Mann sei, an seiner Seite zu wirken; daß er deshalb mich beobachtet und aufgesucht, sich besonders aber sehr über die Anhänglichkeit gefreut habe, die Köstke, Meyer, Beckmann und Schmeltz für mich bethätigten; — daß jedoch seit einiger Zeit bei seinen Behörden eine Bedenklichkeit eingetreten sei, ob dieser Plan, den man mehr auf dunkle Andeutungen hin, als auf bestimmte Befehle fußend verfolge, wirklich Gnade finden werde, und daß dieserhalb gerade jetzt dem so nöthigen Fortschritt unerwünschte Stockung drohe.

So mochten die Sachen stehen, als an Julien ein Engagements-Antrag von Seiten des Königl. Hoftheaters gelangte, durch welchen alsbald im Hause sich zwei völlig entgegengesetzte Parteien bildeten. Vater und Mutter waren für, Julie und ich — in so weit ich als ein halbgebildeter mit reden durfte — waren in unserer kindlichen Anhänglichkeit an die Königsstadt gegen dessen Annahme. Da nun mancherlei vorgefallen war, was mich schon längst überzeugt hatte, daß Juliens sittsames und bescheidenes Talent für die Bühne sich einen Gönner erworben, der wohl der Wichtigste genannt werden durfte, so that ich den einfachen Vorschlag, es möge Diesem die Bestimmung ihres Bühnenschicks als anheim gestellt werden. Dies geschah in passender Art durch günstige Vermittelung und auf geradem

Wege. Die Entscheidung fiel, wie Julie und ich es im Voraus ahneten, für unsere Ansicht und gegen jene der Aelteren aus, indem ohne Rückhalt geäußert wurde, daß man die Strategie nicht loben könne, vermöge deren das Königl. Theater bemüht scheine, junge Talente dem zweiten Theater zu entziehen, um sie dann gleichsam absterben zu lassen; daß man sich „draußen“ auch erfreuen wolle! Als darauf der besorgte Vater einwendete, wie doch das Hoftheater eine schließende Aussicht späteren Tagen versprache, während die zweite Bühne ihrer Auflösung nahe scheine, — erfolgte die bestimmte Erwiderung: „für Julien werde stets gesorgt sein und die Auflösung des Königsstädter Theaters nicht zu fürchten; dieses müsse gehalten werden!“

Der Antrag des Hoftheaters wurde also dankend abgelehnt.

Hätt' ich nun den mir natürlich bis in die kleinsten Details mitgetheilten Vorgang in einem feinen und getreuen Herzen bewahrt und mich begnügt, meinem Gönner, dem rätthselhaften Actienkäufer, allerlei ermunternde Winke aus dunkler Ferne zu geben, — so wäre höchst wahrscheinlich das gewünschte Ziel erreicht worden. Ich aber, ein Knabe von drei und dreißig Jahren, wußte nichts Besseres zu thun, als dem erstaunten Freunde wörtlich vorzuschwätzen, was mich mit Entzücken erfüllte, — versteht sich, unter dem Siegel tieffter Verschwiegenheit, welches er aber, wie sich auch versteht, alsogleich lösete, als er seinen Vorgesetzten gegenüberstand. So ging es denn, wie es gehen mußte: daß vor Ablauf von

vierundzwanzig Stunden ein vornehmer und einflußreicher Herr, diesen unsern Lieblingsplänen abhold, weil er andere hatte, Seiner Majestät dem Könige mit halb spöttelnder Unterthänigkeit zur „Uebnahme der Königsstädter Theater-Direction gratulirte“ und auf die keinesweges in gnädigem Tone gestellte Frage: wer solche Thorheiten behauptete? sehr fest und lächelnd erwiderte: „die kleine Holzbecher.“

Die Rückwirkung dieser drei Worte gelangte binnen kürzester Frist bis an sie, die unschuldige Verbrecherin, und als ich fröhlich und guter Dinge des Abends in ihr Wohnzimmer trat, nichts Uebles ahnend, fand ich die Aeltern in unbegreiflicher Verstimmung, Zuzien ernst und nachdenklich. Sie ergriff einen unbewachten Augenblick, um mir zuzusüstern: „X. hat geplaudert, Alles ist vorbei!“ — — Es währte nicht lange, so wurde das Königsstädter Theater sammt Inventarium subhastirt; im Verkaufs-Termine machte der Besitzer der bis dahin an die Actionaire verpachteten Concession, Herr Friedrich Gerf, von seinem Verkaufsrechte Gebrauch und erstand, was kein Anderer bezahlen wollte oder konnte, um zwanzig Procent unter der gerichtlichen Taxe. Das Königsstädtische Theater gilt seitdem als Eigenthum des genannten Herren, welcher es aus seinen eigenen Mitteln gekauft und dann nicht nur in öconomischer Beziehung ohne allen Zuschuß und ohne jede Hilfe von Außen blühend aufrecht erhalten, sondern auch für sein reines, uneigennütziges, menschenfreundliches und wahrhaft künstlerisches Wirken Titel und Orden empfangen hat. So wenig-

stens soll geglaubt werden. Die Zweifel, welche mir bisweilen darüber aufsteigen wollen, finden vielleicht gelegentlich im Laufe meiner Erzählungen noch ihr kleines Fragezeichen. (1845.)

Herr Cers trat anfänglich, wie nicht zu leugnen ist, schüchtern auf und zeigte den Willen und das Bedürfnis, sich und seinem Unternehmen Diejenigen zu befreunden, von denen er Beistand erwartete. Es hätte nur von mir abgehangen, durch einen entgegenkommenden Schritt, vielmehr durch gefällige Erwiederung seines Entgegenkommens in freundlichen Verkehr mit ihm zu treten. Ich aber trug den Unwillen über das (vielleicht durch meine Schuld herbeigeführte) Mißlingen unserer Pläne auf seine Person über, und da ich noch von Zeiten der ersten Direction, deren Vertrauter zu sein ich mich rühmen durfte, daran gewöhnt war, dem Herrn Concessions-Inhaber und Verpächter wenig Aufmerksamkeit zu bezeigen, wenn sich derselbe einmal flüchtig auf die Bühne wagte, so setzte ich meine kalte, zurückstoßende Vornehmthuerei auch gegen den neuen Director fort. Ich konnte mich gar nicht darein finden, daß von Diesem jetzt die Leitung eines Theaters ausgehen sollte, dem ich noch vor wenigen Wochen Leib und Leben zu widmen, für das ich alle Kräfte meiner Seele aufzubieten so fröhlich bereit gewesen war. Ich meinte immer, es müsse nur ein dumpfer Traum sein, aus dem wir durch irgend ein mächtig eingreifendes Ereigniß geweckt werden würden. Diese Meinung gewann noch an Wahrscheinlichkeit durch die überall ausgesprochene Ansicht, daß der Käufer, der

für's Erste nur ein Angeld deponirt hatte, die Mittel zur Einhaltung des großen Zahlungstermines unmöglich erschwingen könne. „Man läßt uns nur ein Weilchen zappeln,“ sagten wir Einer dem Andern, „und plötzlich wird aus diesen trüben Wolken eine neue Sonne strahlen.“ Dergleichen Gedanken waren wenig geeignet, mich artiger und zuvorkommender zu stimmen, ich benahm mich nicht nur unfreundlich, auch unartig, und förderte dadurch den früher schon gelegten Keim der Zwietracht zwischen mir und dem neuen Director. Dieser sah sich das Ding einige Tage mit an, fuhr auch fort, mich zuerst zu grüßen und mit mir zu sprechen. Nachdem er aber bemerkt, daß mein Betragen kein zufälliges war, vielmehr eine unverhüllte Absicht kund gab, ergriff er die Defensiv, und als ich eines Abends, wo Julie spielte, wie gewöhnlich meinen Weg nach der Bühne nahm, trat mir der bei jenem Durchgang angestellte, wachthabende Logenschließer mit der in größter Verlegenheit gestammelten Erklärung entgegen, daß ihm bei Verlust seines Postens untersagt sei, mir den Zutritt zur Bühne ferner zu gestatten. Dieser Mann, der gewohnt gewesen, mich längere Zeit hindurch als seinen Gebieter zu betrachten, und mich dabei, wie alle Subalternen der Anstalt, lieb hatte, schien selbst nicht zu begreifen, wie es möglich sei, einen Schriftsteller, dessen Arbeiten fortdauernd das Repertoire füllten, vom Besuch der Bühne auszuschließen, und hat mich mit Thränen im Auge, ich möcht' es ihm nicht zur Last legen. Ich bin heute noch vollkommen im Stande, mir den Zustand in's Gedächtniß zurück zu rufen,

in dem ich mich befand. Beschämung und Zorn kämpften in mir, und was das Schlimmste dabei war, ich blieb in dieser Aufregung unparteiisch genug, um mir selbst zu sagen, daß mein Gegner eigentlich nur sein Hausrecht übe gegen einen Menschen, der ihn dazu herausgefordert. Von dieser Einsicht ging die Beschämung aus. Der Zorn jedoch ließ mich was ich für's Königsstädter Theater gethan und mein wohl erworbenes geistiges Unrecht auf dasselbe in Vergleich stellen mit Herrn Cers's Bildung und Beruf. Kein Wunder, daß der Zorn siegte. Er umnebelte mir den Kopf; ich glaubte vollkommen Recht zu haben, auch in der Realität, wie ich es in der Idee vielleicht wirklich hatte. Ich stürzte nach der Kasse, kaufte mir ein Billet, indem ich dem Cassirer zuschrie, daß ich von nun an dem Autorrecht des freien Eintritts entsagen und mich in diesen Räumen wie ein Fremder betrachten müsse. Ich mischte mich im Zwischenact unter die Zuschauer, bildete in den Foyers Gruppen um mich her und erzählte vor Wuth bebend, was mir widerfahren. Berlin's Theaterfreunde waren so durchdrungen von meiner, in jedem Opfer aufgehenden Anhänglichkeit an diese Anstalt, daß sie mich von ihr gar nicht zu trennen vermochten, und es erhob sich ein allgemeiner Ausruf des Unwillens. Nachdem ich diesen erregt, verließ ich gleichsam im Triumphe das Haus mit der laut ausgesprochenen Entschließung, es nicht wieder zu betreten, so lange es in diesen Händen sei!

Man müßte von meiner damaligen, durch mehr als halbjährige Körperleiden noch gesteigerten Reizbarkeit

eine Vorstellung haben, um begreifen zu können, wie unglücklich diese neue Lage mich machte! Der Schauplatz meiner Thätigkeit, auf dem ich mit Fleiß und Glück weiter zu streben gehofft, war mir nun verschlossen. Was sollt' ich sürder in Berlin, wenn die Königsstadt meine Heimath nicht mehr sein durfte? Für welchen Zweck sollt' ich arbeiten, wenn es nicht mehr für den war, auch Julien zu fördern und mich durch sie? Auf dies Verhältniß zu ihr, zu dem Theater, dem sie angehörte, zu dem Publikum ihrer Vaterstadt, die auch die meinige geworden, war ja meine ganze Zukunft gestellt. Was konnt' ich nun beginnen? Wohin mich wenden? In Berlin bleiben? Mich dem Hoftheater anbetteln, wo Raupach's allgewaltiger Scepter herrschte, und wo ich immer nur ein Geduldeter geblieben wäre, während Julie, durch erneuerten Vertrag an die Königsstadt gebunden, der Willkür meines Gegners überlassen blieb? Eine eheliche Verbindung, über welche zwar noch keine Silbe gewechselt, deren Möglichkeit aber von den Aeltern angenommen war, mußte unter diesen Umständen zu unauslöschlichen Widersprüchen führen. Auch empfand ich, als mir nun in den rathlosen Stunden tieffter Niedergeschlagenheit der Gedanke daran näher rückte, die entschiedenste Abneigung, ja eine Art von Abscheu dagegen! Ich, ohne Vermögen, ohne Anstellung, ohne Aussicht in die Nähe und Ferne, sollte, wie ich mich für einen Aufgegebenen ansah, das Schicksal eines blühenden, allbeliebten, vorwurfsfreien Mädchens an das meine fesseln? Hätte das Königsstädter Theater in der Art, wie

wir es uns gedacht, fortbestehen, hätte ich rüstig dafür arbeiten, durch meinen Fleiß mir eine Existenz begründen und zugleich Juliens theatralische Laufbahn in meinen Händen behalten dürfen, — ja, dann wär' es denkbar gewesen, und ich hätte, wie schwer ich daran ging, eine zweite Theater-Ghe zu schließen, in dieser Verbindung ein Ziel, einen vernünftigen Zweck verfolgen zu können gehofft. Jetzt sah ich gar keinen Ausweg, gar keine Hilfe, gar keinen Trost. Der einzige Lichtblick glänzte aus dem Gedanken an Trennung, an Entfernung! Julie war jung, heitren Sinnes, fand Freude am Gelingen ihres Talentes! Sie wird dich — so tröstete ich mich — bald vergessen haben und in glücklicheren Stunden ihrem Gott danken, daß du sie nicht in dein Mißgeschick verflochten! Nachdem ich mich nun erst mit diesem schmerzlichen Gedanken befreundet, fand ich eine Art von wehmüthiger Ruhe in ihm und in den herzdurchschneidenden Entschlüssen gänzlicher Entsagung. Ich ging in der Lust mich selbst zu quälen so weit, daß ich mir deutlich ausmalte, wie bald mein Platz durch einen Andern, vom Glück mehr Begünstigten ausgefüllt sein, und mein Gedächtniß gleich der Blume auf einem Grabe daneben stehen würde. Dabei sang ich, in mein Gemach versperret, unaufhörlich jene Lieder aus dem kürzlich gegebenen Drama „Erinnerung“ und weinte wie ein Kalb. Ja, ich wollte, ich mußte fort! Aber auf was gründete sich mein Reiseplan? Was hatt' ich mit mir und meinem Leben vor? Ei nun! ich dachte es zu enden. Das heißt, nicht etwa durch Selbstmord. Nein, ich wollte

leben, aber als ein Anderer! Der abenteuerliche Gedanke, unter fremdem Namen im fernsten Winkel Deutschlands mich einer Schauspielertruppe anzuschließen und als ein Herr „Anders, Neumann, Fröhlich oder Horst“ ein wenig beachtetes Dasein zu führen, genügte mir. Von meinem dramatisch produktiven Talent als Schriftsteller urtheilte ich sehr unparteiisch; ich betrachtete es als völlig abhängig von einem bestimmten Lokale, einem befreundeten Publikum, einem beschränkten Personale, wie ich es in der Königsstadt gehabt und benützt. Zu höheren Aufgaben fühlte ich mich nicht befähigt. Deshalb fehlte mir die innere Ueberzeugung, als deutscher Theater-Dichter auftreten zu können, und der Muth, mich als solcher erhalten zu wollen. Als Schauspieler konnt' ich zur Noth bestehen. Der unzweideutige Erfolg der dramatischen Vorlesungen hatte mir bewährt, daß ich trotz meines Fegefeuer-Jahres in Breslau nicht ohne wirkliche Anlagen sei, und was ich begehrte, womit ich mich begnügte, leicht erringen würde. Die Knabenträume wachten wieder auf. Ueber Wien nach Ungarn deuteten sie hin, und Pesth oder Ofen schienen passende Plätze zur Auferstehung eines für Berlin Gestorbenen. Von einer Sommerreise nach Schlessien hatt' ich schon früher vorbereitend gesprochen. Das kam mir jetzt zu Statte. Ich nahm Abschied mit den herkömmlichen Verheißungen baldigen Wiedersehens und sagte Julien ein flüchtiges Lebewohl, um durch längeres Verweilen die künstlich erzwungene Fassung nicht einzubüßen. Ich weiß nicht mehr anzu-

geben, wodurch ich veranlaßt wurde, den Weg nach Schlessen über Dresden zu nehmen. Aber ich weiß, daß ich mit einem Herzen voll Behmuth dort so heiter als möglich zu erscheinen suchte und die Absicht, von welcher ich durch und durch erfüllt war, auch meinen nächsten Bekannten nicht kund gab. Am tiefsten verschloß ich sie in mein Inneres, wenn ich bei Tied war. Und ich war fast täglich bei ihm. Der schöne Sommer lockte die Schaaren, die sich sonst wohl bei ihm in bunter Abwechselung zu versammeln pflegten, jetzt häufig in's Freie; Einheimische wie Fremde entflohen der drückenden Stubenluft, die bei ihm selten durch geöffnete Fenster gereinigt werden durfte. Diese Abende, wo er in sehr kleinem Kreise, nur von Vertrautesten umgeben, lebenswürdiger schien als je, gestatteten ihm denn auch, mich mit meinen neuern Arbeiten hervortreten zu lassen, und er forderte mich auf, vor ihm darzulegen, was ich als Vorleser vermöge! Vor einem großen und bewegten Publikum, mochte dieses auch sein Recht, strenge zu urtheilen, durch Eintrittsgeld erkaufte haben, war ich gewöhnt, mit vollkommener Besonnenheit aufzutreten und mich, wie meine Aufgabe zu beherrschen. Als ich aber zum ersten Male in jenem Raume, wo seine Stimme die Vertreter aller Stände, aller Nationen seit so vielen Jahren entzückt hatte, beginnen sollte; als die ihren Vater anbetende strenge Richterin Dorothea mir das Tischchen, das Pespult zurecht stellte, vor welchem Tied zu sitzen pflegte, als er in behaglicher Stellung von seinem Lehnstuhl wie von einem Throne auf mich hin-

über blickte und mit ironischem Lächeln sagte: ein so berüchtneter Mann wie Sie wird ja doch vor uns nicht verlegen sein? — da wurde mir denn doch schwarz vor den Augen. Er wollte „Lenore“ hören, von der er gehört hatte. Schon bei'm ersten Liede fand ich mich wieder, und nachdem einige Auftritte vorüber waren, konnt' ich mich dreist mir selbst überlassen. Die Damen, Dorothea zuerst, zeigten den unversteltsten Antheil. Tied begleitete jede humoristische Aeußerung des alten Husaren mit helllautem Lachen; im dritten Akte blieben auch die Thränen nicht aus, meine Prüfung war überstanden. Der Meister sprach den Lehrling frei, und ich stand, eine große Tasse in der Hand, als Geselle der Vorleserkunst in der Herberge.

Als ich zum zweiten Male bei Tied las, ereignete sich etwas höchst Possierliches. Herr S. v. W., ein aus Frankfurt a. M. empfohlener Gelehrter und Musikkenner, war des Vormittags da gewesen, hatte, da er den Herrn des Hauses verfehlte, Brief und Karte abgegeben und sich zugleich, offenbar in der Voraussetzung, Tied werde wie gewöhnlich lesen, die Erlaubniß, des Abends wiederkommen zu dürfen, bei Dorothea erbeten; Letztere hatte vergessen, dies zu erwähnen. Eben als ich nun den Vortrag meines Liederstückes „Erinnerung“ begonnen, und kaum einen Auftritt gelesen hatte, trat der Fremde ein und setzte sich, um nicht zu stören, auf den nächsten leeren Stuhl. Niemand ließ sich irre machen, am wenigsten ich, für den „Erinnerung“ mit ihren Erinnerungen an jüngst vergangene Tage, an Julie, an die Trennung
 Hotel, Vierzig Jahre. IV. 9

von Berlin ein tiefter Duell aufrichtigster Rührung war. Ich hatte längst vergessen, daß ich, dem Verfasser wie dem Vorleser, Tied's Beifall erringen wollte; ich war ganz bei der Sache, und in solcher Stimmung macht man gewöhnlich seine Sache am Besten. Die letzten Strophen waren verklungen, ich steckte mein Manuscript in die Tasche, erhob mich langsam und erwartete eben Tied's Meinung über das Stück zu vernehmen, als ich mich von der andern Seite angerebet hörte: „Herr Hofrath, ich bin zwar mit hohen Erwartungen hier eingetreten, aber einen solchen Eindruck hatt' ich nicht zu erleben geglaubt, und wie gerade auf mich der rührende Vortrag der eingewebten Volksmelodien wirkte! Ich wußte gar nicht, daß Sie auch singen!?“ „Das thur' ich auch nicht,“ nahm nun Tied mit seiner schelmischen Subtilität das Wort, „ich überlasse dergleichen halsbrechende Künste meinem jungen Freunde Holtei!“ — Male sich ein Jeder diesen Auftritt nach Belieben weiter aus, ich fühle mich der Aufgabe nicht gewachsen.

Daß Tied's und der Seinen, vorzüglich der stets wahrhaftigen Dorothea Beifall mich belebend über meinen deprimirten Zustand erhob und auf Stunden vergessen ließ, wie grau und trübe mein Himmel beim Abschiede von Berlin über mir gehangen, darf ich eben so wenig verschweigen, als daß ich im Umgange mit zwei klugen, guten, gebildeten Freundinnen aus früherer Breslauer Zeit Ansprache und Beruhigung fand, wenn ich mich im schönen Dresden einsam fühlte. Auch

gedenke ich aus jenen Tagen des lebhaften Verkehrs mit einem geistvollen feinen Manne, dem Dr. Rösch aus Braunschweig, der voll gütiger Geduld in meine sich oft widersprechenden Stimmungen einging, wie nur ein wohlwollender Freund es thun kann.

Von Dresden aus schrieb ich am Tage vor meiner Abreise nach Grafenort einen langen, ausführlichen Brief an Julie, worin ich ihr auseinandersetzte, warum es für sie besser sei, daß ich Berlin auf immer verlassen möge. Meine Armuth, meine Hoffnungslosigkeit, meine Abneigung gegen die Fesseln und Verpflichtungen des Ehestandes, die Mißverhältnisse beim und zum Königsstädter Theater, — dies Alles rechnete ich zusammen und bewies ihr aus der Summe, daß sie mit mir nur unglücklich werden könne, daß ich sie nicht unglücklich machen, daß ich lieber entsagen wolle! Dieser verhängnißvolle Brief ward auf die nach Berlin gehende Post gegeben, und ich schlug zur selben Stunde den Weg nach Schlessien ein. Ueber Görlitz, Hirschberg, Reichenbach erreicht' ich die Grafschaft Glatz. Es war eine Fahrt, die ich niemals vergessen kann. Denn nachdem ich in Görlitz den großen Postwagen verlassen und meine Richtung allein und ohne Begleiter eingeschlagen, hatt' ich Zeit, ungestört dem Eindrücke nachzusinnen, den mein Brief auf Julien hervorgebracht haben würde. Ich berechnete genau die Stunde, wann er in ihre Hände gelangte. Ich las ihn im Geiste mit ihr. Ich verfolgte Zeile für Zeile, da ich mich fast auf jeden Ausdruck, auf jede Wendung zu besinnen vermochte. Ich fand jetzt

Vieles zu schroff, zu verlegend gesagt. Ich sah ihre Thränen, ihre Kämpfe, mit denen sie, was in ihr vorging, den zärtlichen Aeltern zu verbergen suchte. Um jeden Preis hätt' ich nun den unseligen Brief ungeschrieben, unabgesendet machen wollen. Der Wagen wurde mir zur Folterbank, der munter blasende Postillon war mir zuwider, die schlesischen Berge dünkten mich abscheulich. Der Verzweiflung nahe traf ich in Grafenort ein und brachte die ersten Tage in so sichtbarer Niedergeschlagenheit und Zerstreuung hin, daß Niemand wußte, was er aus mir machen und welchem Geheimniß mein Benehmen zugeschrieben werden sollte. Den höchsten Grad jedoch erreichte dieser unsäglich drückende Zustand, als mit zwei Zeilen von Juliens zitternder Hand zugleich der umständliche Bericht eines uns nah vertrauten Freundes einlief, der den Effect meines aus Dresden gesendeten Scheidebriefes in den schwärzesten Farben schilderte und mit den Worten schloß: „Mögest Du nie bereuen, ein treues edles Herz gebrochen zu haben!“ Darauf war ich am allerwenigsten gefaßt. In meinen Augen, nach meiner Ansicht war ich der Verlierende, der Entsagende, war ich es ja gewesen, der Anmuth, Jugend und Schönheit in Julien vereint hingeben, der einen beneidenswerthen Besiz aufopfern wollen, um ihr Leben nicht an das meine gekettet egoistisch zu zerstören. Daß ich überhaupt so wichtig, daß Juliens Anhänglichkeit an mich so fest und ernst wäre, daß mein Verlust sie wirklich unglücklich machen könnte, — dergleichen war mir ja gar nicht in den Sinn gekommen. Nun muß' ich, was

ich so gern als einen Act der reinsten Großmuth auslegte, wie frevelhaften Leichtsinns, wie Treulosigkeit schildern und mich anklagen hören, daß ich ein kindliches Vertrauen getäuscht, eine innige Neigung hingeworfen und mit Füßen getreten hätte. Uner schöpfl ich in düstern Vorstellungen malte ich mir nun der Uermsten Gegenwart furchtbar aus und war ersfinderisch in Allem, was mein Leiden irgend vermehren konnte. In jener Seufzerallee, wo ich in mond hellen Herbstnächten vor Jahren an Louisen s Seite gewandelt, ging oder wandte ich jetzt trostlos, von Vorwürfen gemartert umher. Meine Gedanken, nebelhaft und unklar, jagten sich wie im Kreise: erst kam Julie, bleich, halb sterbend (wie der Freund sie geschildert), einem hitzigen Nervenfieber nahe; dann stiegen die Pläne meiner Entweichung, meiner Namensänderung, meines in weiter Ferne zu beginnenden neuen Lebenslaufes empor; dann sah ich wieder Julien, die Nichts retten konnte, als Rückkehr und dauernde Vereinigung, und endlich erwachte die nicht zu besiegende Abneigung gegen ein Bündniß mit jener Theaterführung, welche mich immer wieder auf Flucht, Trennung, Freiheit zurückführte. Wie oft ich in unnennbaren Qualen diesen Kreislauf durchgemacht und den schattigen, in ganz anderer Bedeutung „Seufzerallee“ genannten Weg mit schweren Seufzern aus tiefster Brust gemessen habe! — Wenn die alten Buchen reden könnten! — Weht mich doch heute noch, sobald ich harmlos unter ihnen auf- und abgehe, aus dem Flüstern ihrer Blätter ein Schauer an, der zu mahnen scheint an jene fürchterlichen

Stunden, und nicht selten schnürt mir dumpfe Angst das Herz zusammen, als ob ich noch einmal durchkämpfen müßte, was hinter mir liegt.

Endlich glaubt' ich Rettung zu finden. Ich entschloß mich, Julien zu erklären, daß ich bereit sei, jeden Gedanken an die Fremde, jedes Streben nach einem fernem, neuen Ziele aufzugeben und an ihrer Seite in Berlin ein stilles engbegrenztes Dasein zu führen. Sie müßte vom Theater sich trennen, sich willig finden, das Weib eines armen Literaten zu sein, und dann wollten wir von meinem kümmerlichen Erwerb uns durchbringen, so gut oder so schlecht es ginge. Nicht allein weil die Aussicht auf solch' ein dürftiges Stilleben einen poetischen Reiz darbot, sondern vielmehr weil ich Beruhigung darin fand, durch eine meiner bisherigen so unähnliche Existenz gewissermaßen zu süßnen, was ich gegen Julien verbrochen hätte, besfreundete sich mein Gemüth mit dieser Selbsttäuschung, deren Unhaltbarkeit mir bei ruhiger Prüfung sehr deutlich hätte vor Augen treten müssen. Denn nicht ich allein war durch ein süppiges Junggesellen- oder Wittwer-Leben in der frivolen Residenz und durch meinen Umgang mit den reichsten Familien, den glänzendsten Häusern verwöhnt. Auch Julie war es, wenn schon in anderer Art. Einziges Kind ihrer sie vergötternden Aeltern war sie steter Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt und Pflege und behielt, während Alles, was zu des irdischen Daseins Noth und Plage gehört, ihr ferne stand, die volle Verwendung ihres recht bedeutenden Jahrgehaltes zu selbsteigener

Verfügung, die sich denn auch, wie bei einer jungen Schauspielerin leicht erklärlich, in glänzender Toilette fund gab, so daß ich sie früher vor näherer Bekanntschaft häufig im Scherz unsere kleine Prinzessin genannt hatte. Die Mühen und Lasten der Häuslichkeit kannte sie nicht. Ihre Zeit ward getheilt zwischen ihren Rollen, Sprach- und Musik-Studien, Lectüre und Puß. Und dieses junge Geschöpf, dem ein Taschengeld von mehr als Tausend Thalern zu Gebote gestanden, sollte nun als Weib eines subordinirten und was noch mehr sagt: deutschen Theaterdichters die kleine Wirthschaft führen, den Topf an's Feuer schieben und Fußsocken ausbessern! Unsinnig! — Unsinnig, aber glücklich, daß ich darin Trost fand, denn noch acht Tage in der Seufzerallee, wie die verfloßenen — und ich säße heut' im Irrenhause; — oder ich wäre todt. Das letztere freilich könnte nicht schaden. — Ich schrieb ihr, was ich ausgefunden, und als ich diesen zärtlichen Brief unterwegs wußte, ward ich wieder ein Mensch und schöpste freien Athem auf den Bergen. Julie antwortete: „Ich habe mit meinen Aeltern geredet. Ich bin entschlossen, Dir meine Hand zu reichen. Was aber Deine Lebenspläne betrifft, die uns sehr bedenklich scheinen, so müssen wir erst an Ort und Stelle“ u. s. w. Fast zu derselben Zeit empfing ich Briefe von den Königstädter Schauspielern. Meyer, Schmellka meldeten mir, daß „Angely's Reich“ zu Ende sei, daß der kleine Bühnentyrann, mit dem zweimal sieben Directoren binnen fünf Jahren nicht fertig werden konnten, durch Herrn Cerf in einem Augen-

blicke gestürzt worden sei, daß Letzterer sich in allen fraglichen Angelegenheiten an sie, die Schreiber wende, und „daß es doch sehr schön wäre, wenn der alte Holtei wieder zu seiner alten Königstadt zurückkehre.“ Wie könnt' ich's leugnen? Halb und halb war ich nun schon gefangen. Angely's Abgang war mir sehr erwünscht. Ich habe bereits früher ausgesprochen, daß ich seine Verdienste bei Uebertragung französischer Vaudeville-Scherze vollkommen anerkenne, und wenn ich auch recht wohl weiß, daß viele gute Einfälle, die Angely als bonne prise in seine Manuscripte aufnahm, eigentlich nur Einlagen der Darsteller waren, so muß' ich doch schon damals bekennen, daß seine Arrangements meist zweckmäßig erschienen, und daß ohne seinen Fleiß, seine Ausdauer die Maschine oft still gestanden hätte. Aber wie wir ihn schonungslos „Kindermörder“ nannten, weil er seinen niedrigsten Arbeiten als Schauspieler Schaden that, so mußte die arrogante Selbstzufriedenheit, die aufdringliche Breite seiner Darstellungsweise jeden unbefangenen Theaterfreund anwidern. Dabei war er, obgleich mir niemals Etwas bekannt geworden, was mich berechtigte, seine redliche Gesinnung in Zweifel zu ziehen, im Umgang, wie im Geschäft gleich unausstehlich und ein so eitler, parteiischer und breitmäuliger Schreier und Krakehler, daß es bei'm besten Willen nicht möglich war, Frieden mit ihm zu halten. Ich betrachtete seinen Abgang, durch den freilich eine Bresche in der Festung entstand, doch wie ein Glück und will nicht dafür gut sagen, daß ich nicht trotz der tränkenden Erlebnisse vor meiner

Abreise von Weitem daran dachte, es sei möglich, daß ich durch jene Bresche einen triumphirenden Einzug halten könne. So viel ist gewiß, die Idee der Flucht in ferne Lande war aufgegeben, der Bund mit Julien erneuert, die Qualen, die mein Herz bestürmten, beseitigt, — und die Hoffnung stand wieder auf, wenn sie auch auf Nichts gestellt war, als auf sich selbst in ihrer Lebenskraft und Lust. Je lebhafter diese mit täglich zunehmender Genesung wieder wuchs und sich geltend zu machen begann, desto drohender wollte manchmal der Gedanke mir erscheinen, daß ich gänzlich verlernt haben würde, mich in die Grenzen und Pflichten des Ehebandes zu schmiegen und zu fügen. Ein dunkler Trieb, die bis jetzt genossene Freiheit noch möglichst zu benützen, drängte mich nach der Ferne, und ich suchte die Abreise von Grafenort zu beschleunigen, indem ich eine in Breslauer Zeitungen enthaltene Anzeige von Seydelmann's letztem Gastspiel benützte, mich eiligst auf den Weg nach meiner Geburtsstadt zu machen, um dort den lange nicht gesehenen Jugendfreund nun als einen berühmten Künstler, wie er es unterdessen geworden, zu bewundern. Wir begrüßten uns herzlich, fanden jedoch kaum ein Stündchen für Rückerinnerung an vergangene Tage, da er unmittelbar nach seinem letzten Austritt in den Reisewagen steigen mußte. Seydelmann hatte in Breslau vollständig reussirt. Die Kritik hatte seine Vortrefflichkeit bewiesen, und das Publicum hatte daran geglaubt. Im Jahre Achtzehnhundertneunundzwanzig war es nicht mehr unser alter Schall, der jene oft geschmähte und stets

gefürchtete Kritik*) verwaltete; er besuchte das Theater selten oder nie — (kaum glaub' ich, daß er Seydelmann spielen sehen!) — und ließ sich von jungen Leuten, die ihn vertraten, Berichte für seine Zeitung liefern. Einer dieser

*) Schall's Theaterkritiken anlangend, hab' ich ein Geschichtchen vorzutragen versäumt. Es war in Breslau ein bekannter Pantomimenmeister angelangt, der mit seinen sehr hübschen jugendlichen Töchtern Balletartige Vorstellungen ordnete. Er war ein guter Springer; die Töchter, eigentlich keine geschulte Tänzerinnen, überließen sich einer wilden Natürlichkeit. Schall rügte dies in der Zeitung und hob den Mangel an Grazie hervor. Das begab sich im heißen Sommer. Eines Tages saß Schall mit einigen Freunden, die bei ihm geipeiset, um den Kaffeetisch, er befand sich im tiefsten Negligee, — wer Schall jemals im Sommer besucht hat, wird wissen, aus wie wenigen, sehr dünnen Bestandtheilen es zusammengesetzt war! — als plötzlich die beiden reizenden Töchter des Pantomimenmeisters, begleitet von einer noch reizenderen, sehr jungen Gouvernante, eintraten und ihn mit fecker Zuversicht wegen seines Tabeis zur Rede stellten; sie sagten unter Anderm: wor ta bel n wolle, müsse belehren können, und da er ihnen Anstand und Grazie abgesprochen, so würde er auch — (und darauf legten sie, seine Korpuslenz bezeichnend, einen spöttischen Accent) — ihnen unbedenklich zu zeigen fähig sein, wie sie tanzen sollten. Unbedenklich kann ich dies, meine Schönen, erwiderte Schall sehr ruhig, und ich stehe sogleich zu Diensten, nehmen Sie Platz. Er ergriff nun seine alte, stets an der Wand hängende Geige, strich eine Menuet und tanzte dazu, wobei nicht aus der Acht zu lassen, daß er in seiner Jugend für einen Breslauer Ballkönig gegolten und auch in späteren, vielen Jahren sich wegen seiner schönen Haltung beim Tanze noch gern loben ließ. Gessellos flatterte bald der enge Schlafrock um ihn her, der Eifer seines neuen Berufes als Tanzmeister verhinderte ihn, zu erwägen, wie nothwendig eine schützende Hülle sei — den drei Mädchen blieb Nichts übrig, als schreiend zu entfliehen. — Tages darauf besuchte der Vater den strengen Kritiker, wollte sich über die den naseweissen Kindern ertheilte Section todtlachen, — und sie schieden als die besten Freunde.

jugendlichen Recensenten hatte, kurz bevor ich Grafenort verließ, daß Gastspiel einer Schauspielerin benützt, — (eben fällt mir ein, daß jene Debütantin Ludwig Devrient's Tochter war!) — um seinem Herzen gegen meine arme „Lenore“ Luft zu machen. Diesen Angriff in Schall's Zeitung zu finden, war mir einigermaßen schmerzlich gewesen, und ich weiß sehr wohl, daß ich diesmal mit der Absicht in sein Zimmer trat, jede Erwähnung dieser Sache zu vermeiden und mich durch großartiges Schweigen zu rächen. Aber es war mir vom günstigen Geschick ein noch größerer Triumph der Selbstbeherrschung vorbehalten. Der Verfasser des strengen Artikels war in Person gegenwärtig, wurde mir als Herr Studiosus „Heinrich Laube“ vorgestellt, und ich konnte nun im heitersten Gespräch und in harmloser, unbefangener Artigkeit gegen den Gegner meine Seelengröße als verletzter Autor entfalten. Glückliche Zeit der Unschuld, wo solches Begegnen zu einem wichtigen Momente wird! Wenn wir Beide, Laube und ich, heute in ähnlicher Position zusammenträfen, wie gleichgültig würden wir über Dinge hinweggehen, die damals unsre Einbildungskraft gefangen nahmen. — O, glücklich der, den noch der Tadel kränkt und verletzt, den eine bittere Recension noch unglücklich macht! Er wird auch noch im Stande sein, sich am Lobe zu erfreuen, der Erfolg wird ihn noch entzücken!

Der 27. August, als Vorabend von Göthe's achtzigster Jahresfeier, fand mich in Weimar, wo ich gegen

Abend mit meinem Freunde Hermann Franck einfuhr, und wo der Postillon, der die muthigen Pferde den Abhang vor der Stadt herunter kaum zu zügeln vermochte, uns fast unfähig für das Fest abgeliefert hätte. Franck war während dieser Gefahr sehr komisch. Bereits Wochen vorher, als wir den Zug nach dem Rom der Poeten und Literaten verabredeten, behauptete er consequent, sein Unstern werde ihm irgend ein Hinderniß entgegenstellen und die Erfüllung des längstgehegten Wunsches, daß er Göthe's Angesicht schaue, in Nichts auflösen. Und wenn wir wirklich nach Weimar kommen sollten, sagte Hermann, so wird Göthe krank sein oder stirbt gar bis dahin, und ich werde in Rom gewesen sein, ohne den Papst gesehen zu haben. Als wir uns der Stadt näherten, vorher aber in Leipzig schon erfahren hatten, daß der alte Herr munter und frisch sei, rief ich meinem Gefährten zu: na, jetzt wirst Du doch endlich daran glauben, daß Du Ihn zu sehen bekommst? In diesem Augenblicke rissen die Pferde aus, der Wagen drohte in den nicht niedrigen Graben zu stürzen, und Franck entgegnete mir sehr ruhig: durchaus nicht, denn wir werden den Hals brechen, ehe wir nach Weimar gelangen. — (Wer hätte damals den fürchterlichen Ernst vorherahnen können, der einst des Scherzenden Dasein enden sollte!) —

Mit ganzen Gliedern trafen wir im alten, lieben Elephanten ein und wurden, während wir Toilette machten, von August Göthe begrüßt, der in voller Pracht, zierlichst uniformirt nach Hofe ging und im

Vorübergehen bei mir ein sprach, um mich im Namen des Papa's zu Letzterem zu laden, bei dem sich schon heute all' die Fremden und Gäste aus fernem Ländern und Zonen zur Vorfeier des morgenden Festes versammelten. Ein buntes Gewirre rauschte uns entgegen; der Alte empfing mich mit seinem urewigen: Nun, daß ist ja schön! und mein theurer Hermann sah ihn nicht nur, nein, er pflog ein langes Gespräch mit ihm in Sachen „zur Morphologie“ gehörig, von dem ich mich alsogleich in bester Ordnung zurückzog, mich unter die schöne Damenwelt mischend, die durch ein wunderbares Walten höherer Fügung, diesmal von Englischen Heerschaaren ziemlich frei, einen Polnischen Cultus eingeführt hatte, welchem letzteren ich, der alle Polenfreund, mich lebhaft anschloß. Zwei polnische Dichter waren eingetroffen. Der Eine „Odieniec“, von dem ich weiter Nichts mehr vernommen, der Andere „Mieckiowiec“, ein Mann, der später als Mystiker in Paris eine wunderliche Celebrität erlangt hat, der damals aber nur wie ein bleicher, interessanter, lebenswürdiger Schwärmer auftrat und bei Weimar's schöner Welt so viel Beifall fand, als ob er aus England oder Schottland käme. Er gab an jenem 27. August schon ein Pröbchen seiner mystischen Richtung, dessen Gelingen ich freilich auf Rechnung eines heimlich durchgeführten geselligen Scherzes schieben wollte, mir aber doch dabei gestehen mußte, daß es mich in Erstaunen setzte. Er ließ nämlich unter den Frauen und Mädchen einen Teller umher kreisen, auf welchen jede und jedes nach Belieben einen Ring legen

durfte, — doch mit der Bedingung, daß sie denselben schon seit mehreren Jahren trage, ohne ihn abzulegen. Nachdem nun eine Menge von Ringen durch- und übereinander gehäuft waren, ging Mickiewicz in einen Winkel, beobachtete sie ernstlich und vertheilte sie dann der Reihe nach an ihre ihm völlig unbekannte Besitzerinnen, wobei er noch den Taufnamen (und ich glaube gar auch das Alter!) einer Jeden errieth. Dabei war er bleich geworden wie der Tod, und kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Ich hielt wie gesagt erst das Ganze für einen verabredeten Scherz, überzeugte mich aber dann, daß er es ernstlich gemeint hatte. Und jedesmal, wenn ich in französischen Blättern seinen Namen in Verbindung mit den unglaublichsten Märchen las, stand der bleiche Ringsucher aus Weimar vor mir.

Während das achtzigjährige Geburtstagskind sich zwölf hübsche Frauen und Mädchen zu seinem Festdiner eingeladen, versammelten wir Männer, Einheimische wie Fremde, uns im Hôtel „zum Erbprinzen,“ um dort zu seinen Ehren das Unsere zu thun. Daß es an Liedern nicht fehlte, versteht sich von selbst. Auch ich trat in die Reihen der Festlänger (siehe in meinen Gedichten) und zog eben nicht den Kürzeren. Scherz und Nührung löseten sich an jener Tafel wechselnd ab; bei mir herrschte die letztere vor, jeder Klang aus der Sängers Munde bewegte mich zu Thränen, und um dieser lumpigen Stimmung zu entgehen, zwang ich mich zum Weintrinken, bracht' es auch wirklich — das erste und letzte Mal in meinem Leben!! — auf zwei und eine halbe

Flasche rothen französischen Weines. Es ist mir unerklärlich, wie ich nach dieser unerhörten That noch im Stande gewesen bin, nicht nur bei einem großen Ball zu erscheinen, sondern auch daselbst auf Verlangen der Damen mein Festlied zu wiederholen! Auch steht jener Abend nur theilweise vor meinem Angedenken. Ich sehe mich nach Beendigung des Liedes unsicheren Schrittes ein Nebenzimmer suchen, dort ein Ruhebett erreichen — und dann fehlen mehrere Stunden aus meinem Leben. Um Mitternacht wurd' ich unsanft erweckt und durch Hermann bedeutet, daß die Gesellschaft auseinander gehe, und daß es an der Zeit sei aufzubrechen. Auch besinn' ich mich noch ganz deutlich, wie ich mich zu Bett legte, mit unsäglichlicher Angst, daß ich die nächtliche Ruhe meines Reisegefährten stören, oder im Zustande jammernder Ragen erwachen würd! Nichts davon! Der Teufel, der mich wahrscheinlich verlocken wollte, ein Säufer zu werden, ließ mich von jedem Unbehagen frei erwachen. Aber er hat seinen Zweck nicht erreicht. Von dieser Seite hat er keine Gewalt über mich gewonnen.

Hermann war genöthigt, Weimar zeitig zu verlassen, ich blieb zurück, ein späteres Zusammentreffen mit ihm in Leipzig verabredend. Die zum Fest gehörige Aufführung des Göthe'schen Faust hatte manche Fremde zurückgehalten. Unter den Anwesenden ragte der berühmte Pariser Bildhauer David hervor, der bekanntlich gekommen war, Göthe's kolossale Büste zu formen. Ich war viel mit ihm zusammen. Wir fanden mancherlei Berührungs- und Anziehungspunkte. Am innigsten

vereinigten wir uns in der Begeisterung für *Béranger*, und weil David einsah, daß die meinige für diesen großen Dichter auf wirklicher, nicht oberflächlicher Kenntniß seiner *Chanson's* beruhe, so erfreute sich sein Künstlerherz an meinem Entzücken, und er versprach mir zum Lohne dafür ein von eigener Meisterhand vollendetes Bildniß jenes Sängers der Liebe, des Ruhmes und der Menschlichkeit zu schenken. Daß er dies Versprechen in Göthe's Hause beim frohen Mahle gab, das will nun eben nicht viel sagen; daß ich aber nach Verlauf eines Jahres, als ich's längst vergessen wähnte, seine Erfüllung erlebte, und daß ich durch einen Reisenden die schöne werthvolle Gabe wirklich empfing, — nun, das mag für David's gutes Gedächtniß zeugen! Mir bezeugt es, daß er mich wirklich lieb gewonnen, und diese Ueberzeugung gewährte mir viel Vergnügen.

Die Aufführung des *Faust* anlangend, fand dieselbe in acht Acten und in einer seltsam gestellten Anordnung statt. Manches von dem, was ich in meiner (verschmähten) Bearbeitung weggelassen und weglassen zu dürfen, ja zu müssen gemeint, war stehen geblieben und machte, wie ich's vorausgesehen, auf den Brettern keine oder eine verfehlte Wirkung. Manches aber, was mir wichtig, ja unentbehrlich scheint, war gestrichen. So z. B. *Faust's* erstes Gespräch mit *Wagner*, welches seine Stellung zur gelehrten Welt bezeichnet; dann jene Worte des alten Bauers und was darauf folgt, wodurch sein Verhältniß als praktischer Arzt und die daraus entspringenden skeptischen Zweifel angedeutet werden sollen.

Und dergleichen mehr! In den Liebes-Scenen war denn auch richtig das ewige Hin- und Hergelaufe, was jede Einheit theatralischer Sammlung zerreißt, ungeändert verblieben. Kurz, es war halt eben Nichts gethan, sondern nur gestrichen, und ich hatte den Muth, meine Kritik der Excellenz deutsch und ehlich in den Bart zu werfen, auch nicht zu verschweigen, daß ich meine Umarbeitung für ungleich dramatischer, concentrirter, besser und wirksamer hielte, worauf denn ein: „Ihr junges Volk versteht es freilich viel besser!“ doch sonder Groll und am Schlusse das obligate: „Nun, nun, das ist ja schön!“ lächelnd erfolgte.

Die Abwesenheit der Schopenhauer, welche den Sommer am Rhein zubrachte und (wie sie mir vertraulich mitgetheilt) schon längst entschlossen war, Weimar mit einem andern für sie minder kostspieligen Aufenthaltsorte zu vertauschen, ward nun zur Veranlassung, daß ich die Abende, die sonst ihr gehört haben würden, mit August verlebte, welcher sich immer fester an mich hing und mich mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft beschenkte, die mir bisweilen Angst einjagten. Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmuth herzzerreißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb im Gegensatz zu sonstigem Thun und Treiben gespenstig ausnahm. Unvergesslich bleibt mir der Abend, wo er mir die Brüderschaft

Holtei, Bierzig Jahre. IV. 10

antrag; ein Act, den ich überhaupt nicht liebe, wenn er sich nicht, wie durch innere Nothwendigkeit herbeigeführt, gleichsam von selbst ergibt. Dies war bei uns nicht der Fall, wenigstens von meiner Seite nicht, denn ich konnte im Umgange mit ihm niemals vergessen lernen, daß er Göthe's Sohn sei, und unsere Vertraulichkeit behielt, was mich betraf, stets eine ergebene Zurückhaltung, die nur in brieflichen Eröffnungen rücksichtsloser Hingebung Raum gönnte. Deshalb drückte mich die Brüderschaft, das „Du“ ging mir gewaltsam von den Lippen.

Die Damen des Hauses waren auch diesmal gütig und nachsichtig für mich und widmeten wie früher meinen lyrischen Poesieen herzliche Theilnahme. Was ich von Liedern hatte, mußte ich erklingen lassen. Besonderer Auszeichnung erfreuten sich die in schlesischer Mundart, von denen denn auch — Dank sei es den vermittelnden Bestrebungen seiner Schwiegertochter! — der alte Herr Kenntniß nahm und ihres bevorstehenden öffentlichen Erscheinens in einem Hefte von „Kunst und Alterthum“ einleitend gedenken ließ. — Vielleicht waren es meine Erzählungen von unserer Berliner „Schnee- und Thee-Zeitung,“ die Frau Ottilien anregten, einen ähnlichen Plan für Weimar zu fassen und auszuführen. Während meiner diesmaligen Anwesenheit wurde das „Chaos“ gestiftet, ein Blatt, an welchem Weimar und was geistig dazu gehörte durch kleine anonyme oder pseudonyme Beiträge mitarbeiten sollte. Es wurde zwar gedruckt, aber nur als Manuscript für die Theilnehmer, und bald öffneten sich seine Spalten allen Zungen

aller Nationen (obgleich die englische vorherrschend blieb!),
so daß Gries in folgenden, aus Gena für's Chaos ein-
sendeten Verschen treffend sagte:

„Britisch, Gallisch und Italisch,
Daran scheint es nicht zu fehlen.
Wüßt' ich etwas Kamtschadalisch,
Möcht' ich wirksam mich empfehlen.“

„Ach ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich Türkisch radebrechen!
Aber Deutsch ist aus der Mode,
Und ich weiß nur Deutsch zu sprechen.“

„Gebuld! Verlaß Dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden;
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.“

„Manches läßt die Zeit uns seh'n,
Was uns einst gedäucht als Kadel.
Sonst hieß Weimar Deutsch-Athen,
Jezo ist's das Deutsche Babel.“

Auch der Papa ging, wie Ottilie mir später schrieb,
bisweilen „ohne Stern“ im Chaos lustwandeln. — Mir
war schon in den Stiftungsconferenzen die Ehre zu Theil

worden, mit Abfassung des (deutschen) Prologs, der Nummer Eins eröffnete, beauftragt zu werden, und diesen geb' ich hier zum Besten, weil er des Unternehmens Zweck andeutet, und weil es, sei er noch so schwach, doch Manchem Spas machen wird, zu lesen, wie ein Götthe'sches Haus-Journal angekündigt worden.

Prolog.

Ihr staunt vielleicht, daß ich mich Chaos nenne,
Ihr Menschen?? — Weil ihr Form und Regel sucht
Und zweifelnd lächelt, wo die beiden fehlen?
(Obgleich ihr gegen beide gern verstoßt,
Dürft' ihr es heimlich nur und sicher thun.)
Hier ist kein Wählen mehr. In's offne Meer
Des wüsten, bunten Dranges müßt ihr springen;
Hier gilt kein Anseh'n des Geschlechts, des Landes,
Kein Name selbst; denn unbekannt muß Jeder,
Bermummt in fremden Namen muß er schwimmen,
Und auch den kühnsten Schwimmer lohnt kein Ziel.
„Ein planlos Treiben, ein phantastisch Drängen!“
Und nie ertönt der Ruf: es werde Licht!
Sie werden sich die weiten Massen sondern,
Shaotisch liegt die Zukunft vor uns da.

Ich bin ein Blatt von jenem großen Baume,
Der seine Äste rings umher verbreitet
Und immer schattig grünt und blüht, ob Raupen
Ihn feig beschleichen! — Nein, ich bin kein Blatt;
Ich bin ein Zweig, denn Knospen trag ich auch!! —

Nun Sonne, komm' und sieh' mich liebeich an;
 Hervor aus dieses Sommers nasser Kälte,
 Hervor September-Sonne, strahle warm!
 Bring' einen Herbst voll Trauben, die du zeitig'st.
 Auch Winter, Du, aus Deinem Schneegewölke,
 Gieb heit'res Licht! Ich will ja freudig grünen,
 Will heit're Stirnen schmücken, holde Wangen,
 Will schöne Augen wunderbar umschatten;
 Selbst in die Fenster will ich traulich blicken,
 Wo unser hoher Greis, der weise Dichter,
 Der Meister weilt und sinnt. — Nun Sonne, sieh',
 Du mußt Dein Bestes thun, daß Er mir lächle. —

Ich wär' ein Zweig?? — O nein, ich bin 'was mehr!
 Ein Zweig ist nur ein Theil; ich bin ein Ganzes,
 Noch nicht vollendet zwar, ja kaum begonnen,
 Und doch ein Ganzes schon in der Idee.
 Ich bin ein Nichts, das Alles ist. Ich bin
 Ein Alles, das noch Nichts. — Mich faßt ein St urm
 Holdsel'gen Wahnsinns, wirrender Gedanken,
 Die Völker stehen opfernd vor mir da,
 Ich seh' mich freisend zwischen beiden Polen*),

*) „Zwischen beiden Polen.“ Diese Worte enthalten einen scherzhaften Doppelsinn. Dzieniec und Mickiewicz, die oben erwähnten Polnischen Dichter, hatten am Festmahle natürlich Theil genommen. Als nun die Gäste den Speisesaal verließen, befand sich der Gastwirth, hinter einem kleinen Tischchen sitzend, bei der Ausgangsthür, um die Bezahlung für genossenen Wein von uns zu empfangen; vor ihm lag eine Liste, auf der bei eines jeden Namen der Betrag der Schuld notirt war, und wie man sich ihm nannte, machte er die

Ich höre nachgeklingen ew'ge Töne,
 Europa's Meister schweben mir vorüber,
 Ich schweb' um sie! — Auf, singt in Melodien
 Ihr Lebenden mich ein. Löst ird'sche Prosa
 In lieblich süße Melodien auf! . . .
 Die Mauern fallen und die Hüllen sinken,
 Entfesselt scheint Psyche. Amor flattert
 Mit leichtem Fittig tänzelnd ihr zur Seite!
 Der Himmel senkt sich auf die Erde nieder,
 Die Sterne tauchen in das tiefe Meer,
 Die Nacht bricht ein, — das Licht verschwindet jauchzend, —
 Im Chaos klingen wonnetrunk'ne Sphären

 — — Und war's ein Traum und ist's ein kurzer Scherz,

Berechnung. Die Polnischen Namen aber hatten ihm nicht aus der Feder gewollt, und es stand nur zu lesen: „Pole I., Pole II.“ Von da an hießen D. und M. kurzweg: Pole Eins, Pole Zwei, und da wir etliche Damen beargwöhnten, daß ihr Interesse zwischen Eins und Zwei geschwankt habe, so wurde der Ausdruck: „zwischen beiden Polen“ einigermaßen bedeutend. Frau v. Göthe schreibt mir in Erinnerung an diese Scherze u. A. „Hier, verehrter Chaotischer Prosektor, sende ich Ihnen unser erstes Blatt, wo Sie nun selbst urtheilen können, wie vortrefflich Ihr Prolog sich ausnimmt. Wenn ich Ihnen sage, daß ich englische Gedichte, nicht wie Sand am Meere, denn das klingt prosaisch, sondern wie Sterne am Himmel bekommen habe, daß es aber sehr an deutschen Febern fehlt, so werden Sie doch wohl, und war' es nur aus Opposition gegen England, die Ihrige in Bewegung setzen. Ich singe Ihre „Erinnerungs-Lieder“, doch aus dem alten Feldherrn bekam ich nur zwei? Ist das richtig? Von dem alten Feldherren komm' ich natürlich auf Polen und von Polen auf — einen Polen. Ganz vergessen ist er hier noch nicht!“

Auch kurze Träume, wenn sie geistig sind,
Entzücken wohl. Kommt! Träumet, liebe Freunde!

Als ich mich diesesmal von Weimar trennte, geschah dies in der Ueberzeugung, daß ich es sobald nicht wiedersehen würde. Zog' ich nicht nach Berlin mit der Absicht, mich dort fest und unauflöslich zu verbinden? Und konnte der neue Ehemann, zu entbehren, zu ersparen, häuslich zu leben verpflichtet, fürder noch an Lustfahrten durch's deutsche Land denken? Durst' er's? Ich freute mich auf Julien, auf unser Wiederseh'n, auf das beglückende Gefühl, ihr und mir sagen zu können, was ich höher schätzte als Gut und Gold, meine persönliche Freiheit, die Ungebundenheit, die ich mir durch schwere Opfer bewahrt, bring' ich Dir, der harmlos Vertrauenden, willig dar! Aber wie ich mich darauf freute, fürchtete ich mich doch auch vor der Zukunft, weil ich mich vor mir selbst fürchtete, und nicht ohne bange Seufzer vermocht' ich an Berlin zu denken.

In Leipzig, wo ich den aus Göttingen zurückkehrenden Freund Franz zu finden versprochen, macht' ich Halt, um ihn zu erwarten. Ich war im Hôtel de Saxe bei'm verstorbenen „Friedlein,“ dem Vorbild und Muster aller Wirthe jener Zeit, abgestiegen, und in seinem Gastzimmer sollte der Zufall eine Begegnung herbeiführen, die für mein ganzes Leben höchst wichtig wurde und in ihren unvorhergesehenen Folgen eine Last von Sorge, Kummer und Gram über mich und die arme Julie verhängte.

Herr Hofrath Küstner hatte die Direction des Leipziger Stadttheaters, nachdem er sie längere Zeit hindurch ruhmvoll und zur Ehre der Kunst nicht ohne eigenen Nachtheil geleitet, endlich niedergelegt. Die Anstalt wurde damals wie ein Filial des Dreßdner Hoftheaters geführt und stand unter Regie meines alten Freundes Remie; diesen suchte ich natürlich auf, nicht minder aber Herrn Hofrath Küstner, den ich jedoch nicht zu Hause traf. Er machte mir an dem nämlichen Tage noch einen Abendbesuch, fand mich im Speisezimmer und setzte sich neben mich. Es waren wenig oder gar keine andern Gäste zugegen, Friedlein ging ab und zu — wir konnten ungestört plaudern. Bald wendete sich das Gespräch auf mein Verhältniß zu Julien, von dem Küstner, mit Theaterpersonen immer in Verbindung, bereits gehört. Er hatte sie bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin als „Renore“ gesehen. Auch ihm, dem geübten Theaterkenner, war es ergangen, wie es oft und Vielen ergeht, er hatte die drastisch wirkende Darstellung der Wahnsinnszenen für den Ausdruck wirklich vorhandenen tragischen Verufes gehalten und war bei dem Wohlgefallen, welches ein so junges blühendes Mädchen erregen mußte, in der Meinung befangen, sie sei von der Natur auf höhere Stufen gewiesen, als sie bisher mit ihren Soubretten- und Lokalparthien eingenommen. Mich kannte er für einen ehrlichen, honetten Menschen nicht ohne Geschick und Talent; als Vorleser dramatischer Dichtungen galt ich ihm Etwas. Und so meinte er denn, ich müsse ein eben so ausgezeichnete Regisseur

werden können, wie Julie eine vorzügliche tragische Liebhaberin. Möge man noch so bescheidene Zweifel in sich und in diejenigen setzen, die Einem nahe stehen, — wer hörte nicht gern dergleichen Meinungen mit an? Wer fände sich nicht geneigt, sie nach Umständen zu seinen eigenen zu machen? Rüstner blieb im Ganzen sehr geheimnißvoll. Er deutete nur entfernt an, daß ihm der Ruf als Intendant eines der ersten Hoftheater bevorstehe; daß die Entscheidung nicht mehr fern sei, — daß er auf mich und Julien rechne! Er nahm mir das Wort ab, mich nirgend fest zu binden, für ihn und auf seinen Wink bereit zu sein, und dann, meine Thätigkeit an die seinige knüpfend, mit ihm vereinigt zu wirken. Ich gab das meine und empfing dagegen das seinige; ich würde der erste Mensch sein, an den er schriebe, und den er beriefe, sobald der erwartete unausbleibliche Ruf nur erst an ihn gelangte! Mit dieser zwar dunklen, doch eben darum desto vielversprechenderen Erwartung kehrte ich nach Berlin heim. Und wahrlich sie that nöthig, jene durch den Leipziger Bönnerr angeregte Hoffnung. Denn in Berlin standen die Sachen recht schlimm. Während meiner Abwesenheit waren zwischen Julien und der neuen Direction mancherlei Unannehmlichkeiten vorgefallen; die, zuerst erzeugt durch einen Zwiespalt über Entziehung des bisher gesicherten Theaterwagens, in spitzigem und verletzendem Briefwechsel sich steigerten und endlich nur von dem Nachwort eines in allerhöchster Instanz aufgerufenen Richters für den Augenblick beschwichtigt wurden; doch glimmte das

Feuer unter der Asche fort, und von beiden Seiten versah man sich trotz freundlicher Worte nicht der aufrichtigsten Gesinnung. Meine Dazwischenkunft schien auf den ersten Anlauf günstig zu wirken. Man versprach sich von meiner literarischen Thätigkeit goldene Berge und erwartete wohl eine Reihe neuer Stücke, die nicht minder einbringen sollten als „Lenore“, welche fortbau-erend Kasse machte.

Im November begann ich wieder meine Vorlesungen, diesmal zum Besten der durch Ueberschwemmung verunglückten schlesischen Pandsleute; ich konnte einen nicht unbedeutenden Ertrag an den Oberpräsidenten der Provinz abliefern. (Schon im vergangenen Frühjahr hatte ich mit Karl Blum im Vereine für die durch ähnliches Unglück betroffenen Preuß. Niederungen eine Morgenunterhaltung gegeben, die sich dadurch auszeichnete, daß alle bedeutenden Mitglieder beider Theater dabei mitwirkten, und welche weit über tausend Thaler einbrachte). Daneben beschäftigte mich eine neue dramatische Arbeit, mit der ich einen in Berlin noch nie betretenen Weg zu bahnen wähnte. Ich war auf den gefährlichen Gedanken gerathen, ein lokales Zauberspiel zu schreiben, in welchem nach Raimund's Vorbild tiefer gemüthlicher Ernst mit keckem possenhaftem Scherz vereinigt werden sollte. Allegorische Figuren waren bestimmt, aus niedrigster Umgebung sich emporzuheben und im Berliner Sande einen Zauberbain aufwachsen zu lassen. Ich vergaß nur Eines: daß Berlin nicht Wien ist. „Die Droschke“ hieß jenes in der Anlage total verfehlte, in der Ausfüh-

rung mit vielen gelungenen Einzelheiten durchwebte
 Probestück. Es wurde am 2. Dezember zum ersten Male
 gegeben und schmähslich ausgepiffen. Was mich, als
 Verfasser, dabei traf, hält' ich gern und leicht verwunden.
 Schmerzhafter war die Kränkung, und bis in's innerste
 Leben verlehrt fühlt' ich mich durch die Schmach, die eine
 Schaar roher Gefellen an jenem Abende der armen
 Julie zufügte. Es schien, als ob man hauptsächlich den
 Angriff gegen sie richten wollte, weil sie meine Braut
 war. Schonungslos pochten, zischten und piffen ihrer
 dreißig junge Herren, während sie auf der Bühne stand
 und sprach; ja sie mißchten kränkende Ausrufungen in den
 Lärm und höhnten so ohne Grund und Sinn ein junges,
 wehrloses Geschöpf, welches, die unritterlichen Kämpen
 beschämend, fest und muthig den angewiesenen Platz
 behauptete. Mein Stück war verfehlt, und ebgleich aus
 poetischer Idee hervorgegangen, vermochten die ihm und
 mir Günstigen, die ihre Beifallszeichen an jede wirkjame
 Stelle knüpfen, das Ganze unmöglich zu halten —
 darüber wurd' ich bald mit mir einig und zürnte denen
 wirklich nicht, welche dem Erzeugnisse meiner fleißigen
 Bemühung den Stab gebrochen. Aber wie man ein
 hübsches, talentvolles und vorwurfsfreies Mädchen auf
 so pöbelhafte und grausame Weise entgelten lassen mag,
 daß ihr Verlobter unser Gegner ist oder wir vielmehr die
 seinigen, — das hab' ich niemals begreifen lernen, wie
 gut ich auch lernte, die Tonangeber im Parterre sammt
 ihren Motiven gering zu schätzen.

Es war eine traurige Nacht, die jenem Abende folgte,

und durch meine unruhigen Träume ging nur der eine Gedanke: Wenn doch bald ein Brief aus Leipzig käme!

Wer das Theaterleben nur ein wenig kennt, wird ohne Mühe durchschauen, welch' nachtheilige Wirkung dieses Mißlingen auf unser Verhältniß zur Direction des Königsstädter Theaters hervorbringen, wie groß der Rückschritt sein mußte, den ich dadurch gethan. War ich damals noch frei, wie ich's vor einem Jahre gewesen, bei Nacht und Nebel hätt' ich Berlin verlassen und mich sobald nicht wieder gezeigt. Widerte mich doch Alles an! Schlag ich doch beschämt die Augen nieder, wenn mir eine Droschke begegnete, weil sie mich an mein vermaledeites Zauberspiel erinnerte! Aber ich war gebunden, verlobt, ich hatte Pflichten, — ich mußte aushalten. Und so warf ich mich denn mit einer in diesen Umständen und bei meiner Stimmung vielleicht anerkennenswerthen geistigen Gewalt auf eine neue Arbeit. Ja, während schrillende Pfeife, höhnische Bemerkungen, tobendes Pochen mir noch vor den Ohren dröhnten, begann ich mit festem Willen und unversiegter Productionslust ein Drama, welches eben nicht zu den schlechteren gehört und schon zwei Monate nach der ersten Aufführung der „Droschke,“ am 3. Februar 1830, zur Darstellung kam. Da mindestens vier Wochen auf Abschrift, Rollen ausschreiben, Einstudiren und Proben gerechnet werden müssen, so darf ich annehmen, daß ich es in weniger als vier Wochen vollendet. Unter dem Titel: „Theodor und Leonhard oder die Majorsräthe“ ist es in meinem „Theater“ pag. 298 ab-

gedruckt. Gut besetzt, fleißig gelernt, mit Liebe gespielt, wurde es mehr als günstig aufgenommen. Ich selbst war, von der letzten Niederlage entmuthigt, nicht im Theater und brachte die Zeit während der ersten Ausführung bei Juliens Aeltern zu. Mangelnd saßen wir drei Menschen beisammen, konnten zu keinem freien Gespräche kommen und zählten Viertelstunden und Minuten, um zu berechnen, wie weit sie jetzt auf der Bühne sein möchten. Der Abend wollte kein Ende nehmen. Endlich schlug es zehn Uhr — ein Wagen hielt vor dem Hause, — es war nicht Julie, es waren besreundete Frauen, die mit Jubelgeschrei die Stiegen heraufstürmten, um zu verkündigen, daß die Scharte ausgeweht sei, welche jene „Droschke“ gemacht. Sie konnten nicht müde werden, die Darstellung, die Ausnahme, das Publikum zu preisen. Alles war vom ersten Austritt an Gunst, Wohlwollen, Beifall und Antheil gewesen, Julie mit Applaus überschüttet worden; Beckmann hatte sich selbst übertroffen! — Und ich stand da, Thränen im Auge und Dank, innigen Dank gegen ein Publikum im Herzen, dem ich vor acht Wochen geflucht mit allen Flüchen der Erde! O, welch' ein Widerspruch ist das Leben, welch' ein Räthsel des Menschen Freud' und Leid! — Nun kam denn auch Julie, das arme Lamm, das meine Sünden getragen; sie, die schwächste, hilfloseste von uns, die, eingeschnürt von drohenden Erinnerungen und bangen Ahnungen, doch Kraft genug behalten, ihre Schuldigkeit zu thun, — und mehr als das, die, während wir im Schutze der vier Wände daheim gesessen und uns

im Stillen geängstigt, mit kühnem Schritt auf die Bretter getreten war, als ob sie Nichts zu befürchten hätte, weder für sich, noch für mich!? Wenn es auf Erden ein Heldenthum giebt, ein unbestreitbares, erhabenes, nicht genug erkanntes, so wird es wahrlich von dem Weibe geübt, welches im schwierigen und gefährlichen Berufe einer Schauspielerin die Dichtung ihres Gatten oder Geliebten unter eigener persönlicher Verantwortung als Darstellerin der Hauptrolle vor einer bewegten, wilden Menschenmenge zur Anschauung bringt und mit scheinbarer Heiterkeit, ungestörter Seelenruhe alle Mittel und Kräfte anbietet, das ihr so theure anvertraute Gut sicher und siegreich durch alle Gefahren zu leiten, wie eine Fahne durch tausend Schwerter und Kugeln! Auch war sie der Erschöpfung nahe, wie sie bei uns eintrat. Nach dem unglücklichen Droschkenabend hatten gerechter Zorn und Wuth über unverdiente Schmach sie aufrecht gehalten. Der Freude war sie nach solch' unsäglichlicher Anstrengung nicht gewachsen; und sie sank halbohnmächtig der Mutter in die Arme.

Gestrenge Richter, Kritiker, Beurtheiler und Stimmführer! Wüßtet ihr doch, könntet ihr doch mitempfinden, was es heißt, um euren Beifall werben! Oder wüßtet ihr mindestens die schwüchterne, verzagte Bescheidenheit edlerer Naturen von arroganter und schamloser Zuversicht jeder Komödianten und Theaterdichter zu sondern! Es stände besser um uns und um euch!

Auf den 23. März war meine Verheirathung festgesetzt. Julie hatte den Wunsch ausgesprochen, daß

Schleiermacher, dessen Schülerin und Liebling sie gewesen, und trauen solle, wozu dieser berühmte Mann sich von Herzen bereitwillig erklärte, obgleich die Braut nicht in sein Kirchspiel gehörte und unsern Gebräuchen zu Folge aus dem ihrigen erst losgekauft werden mußte, ein Brauch, welcher nothwendig sein mag, in meinen Augen jedoch etwas Gehässiges und Drückendes hat. Bei der wilden Schaulust und stürmischen Neugier des verehrten Publikums bleibt es höchst bedenklich für öffentliche Personen, dergleichen Akte in der Kirche vorzunehmen, und eine junge, allbekannte Schauspielerin ist der Gefahr ausgesetzt, durch ihr Erscheinen vor dem Altare letzteren mit der Bühne verwechselt zu sehen. Deshalb zogen wir es vor, die Trauung in Julien's Wohnung verrichten zu lassen, und Schleiermacher war ganz unserer Ansicht. Ein kleiner Kreis nächster Freunde, dem das gute Glück auch meinen Grafenortler Gönner, den Grafen, und die Pflegemutter meiner ersten Frau zugeführt hatte, fand sich Nachmittags gegen fünf Uhr ein, und wir harrten denn in den zierlich ausgeschmückten, aber engen Räumen nicht ohne ängstliche Spannung und in verlegenem, oft stockendem Gespräche der Ankunft des Geistlichen. Eine Stunde nach der andern verging, die Nacht brach ein, Schleiermacher blieb aus, und schon glaubt' ich am nächsten Tage noch einmal als Wittwer zu erwachen. Ich wüßte nicht eine langweiligere Ungeduld empfunden zu haben, als an jenem Abende. Die vergeblich ausgesendeten Boten brachten die Nachricht, daß der Prediger, durch mehrfache Amtsverrichtungen

ungewöhnlich in Anspruch genommen und aufgehalten, zuletzt mit einem großen Begräbniß auf den Kirchhof vor dem Halle'schen Thore gefahren sei. Von dieser traurigen Pflicht kam er denn endlich keuchend und körperlich ganz erschöpft die zwei hohen Stiegen herauf, uns zu erlösen. Es hat wohl selten oder nie außer ihm einen Prediger gegeben, der es so wie er verstand, in einer Gelegenheitsrede solcher Gattung jenen widerwärtigen Antston zu vermeiden, welcher uns stets verlegt. Er wußte die wenigen Worte, die er schlicht und eindringlich sprach, so zu stellen, daß sie, zur Umgebung wie zu den Verhältnissen passend, vollkommen natürlich klangen, als ob ein besonnener, wohlmeinender Freund zu jüngeren Freunden spräche. Er begann zum Beispiel so:

„Als wir mit der ganzen großen Stadt den Verlust einer stiftamen, lebenswürdigen Frau und zugleich Denjenigen beklagten, den dieser Verlust zunächst betraf, konnten wir nicht ahnen und ich, der Lehrer, am wenigsten, daß diese meine liebe Schülerin bestimmt sei, der Verstorbenen zu folgen!“

Natürlich verschwand im nächsten Verlauf seiner Rede die bange, unbehagliche Stimmung, in welche sonst wohl ein Jeder sich versetzt fühlt, der als Hauptperson einer feierlichen Handlung sich anreden lassen muß, und ich konnte mit ruhiger und gesammelter Aufmerksamkeit ungestört seinem Ideengange folgen. Ich gewann, während er zu uns sprach, diesen seltenen Mann, den ich bis dahin nur wenig und immer nur in größeren Kreisen gesehen, wahrhaft lieb, weshalb ich auch um so mehr

bedauerte, daß seine Schwäche und Kränklichkeit ihn hinderte, den Abend bei uns zu beschließen. Unser unausbleibliches Festmahl war recht im Gegensatz zu meinem ersten Hochzeitsschmause ruhig, ohne Aeußerungen geselligen Frohsinns, ohne Sang und Klang, und kein Lied ertönte. Wie gern ich auch meinem Gefühle nach jede rauschende Lust-Bezeigung entbehren mochte, empfand ich doch eine lästige, unausgefüllte Leere jener Tafelstunden, deren Ende ich sehnlichst herbeiwünschte.

Die nächtliche Heimführung der Braut war seltsam genug. Wir hatten in der Alexanderstraße eine große Wohnung *) gemiethet, welche mit uns im Verein Juliens Aeltern bewohnen sollten. Diese jedoch waren erst nach einigen Tagen einzuziehen entschlossen, und die ihnen bestimmten Räume noch öd' und leer. Nur mein Arbeitszimmer und Juliens Gemächer waren eingerichtet, aber noch kein Diensthote dort. Vor jenem uns neuen, fast unbekannten Hause fuhren wir nach Mitternacht vor. Mühsam öffnete ich mit dem kolossalen Schlüssel das große, schwer zu regierende Hausthor und tappte mich nun mit meiner jungen Frau über die dunklen Stiegen, für jeden Schritt und jede Wendung mit den Händen Bahn suchend. Wir hatten es so gewollt, weil wir es höchst ergötzlich fanden. Nach der tödtenden

*) Diese Wohnung war, bis wir ihn ablöseten, die des unbergeßlichen Sängers und Komikers »Spitzeder« gewesen. Nach uns bezog sie Freund »Bedmann.« Das ist, was man in der Kunstsprache eine »Schauspieler-Kaserne« zu nennen pflegt.

Langenweile der Hochzeitgesellschaft that uns diese außergewöhnliche Entdeckungsreise sehr wohl. Wir lachten aus vollem Herzen, erweckten die zahlreiche vierbeinige Einwohnerschaft der Nachbarn durch unser Gelächter zu lautem Geflässe und hielten im Uebermaasse der Fröhlichkeit unsern Einzug in die neue Heimath, wo es natürlich an Allem fehlte, und wo wir unter unaufhörlichen Scherzen zusammenholen mußten, was irgend von Nöthen war. Vielleicht hatte der laut- und lustlose Hochzeit-Abend vorangehen müssen, um uns zu diesem kindischen Uebermuth zu steigern. — Den Neuvermählten kamen denn bald von vielen Seiten aus Näh' und Ferne Zeichen und Beweise freundschaftlicher Theilnahme zu, unter denen freilich auch Spott und Neckerei sich geltend machten. So hatte, um von letzterer zuerst ein Beispiel zu erwähnen, der Oberpriester aus dem Tempel der Tugend, während wir beim langen und feierlichen Hochzeitmahle gesessen, in seinem Lokale eine kleine Gesellschaft vereinigt und übersendete mir zum „lendemain“ ein von mehreren saubern Gänsepfötchen unterzeichnetes Alttenstück über jene Versammlung, wahrscheinlich in der frohen Erwartung, mich beim Empfange, der natürlich in Gegenwart der jungen Frau vor sich gehen mußte, in peinliche Verlegenheit zu setzen. Diese seine humoristische Absicht jedoch schlug fehl, und die Bosheit des kleinen neckischen und neckenden Freundes scheiterte am freien, grandiosen Sinne der vortrefflichen Frau, die sich schon als Braut die Aufgabe gestellt, alle Irrthümer und Thorheiten meines Lebens wie eine milde Richterin zu

betrachten, und mit wahrhaft weiblicher Würde den Vorsatz ausgesprochen hatte (welchem sie auch bis zum Tode treu blieb), „mir jede Freiheit zu gönnen, ohne jemals eine für sich in Anspruch zu nehmen!“ Sie war in den Monaten vor der Verheirathung reichlich mit anonymen Zuschriften bedacht worden, deren Absender sie vor der Verbindung mit einem so ruchlosen Menschen warnten, und die als Beleg für solche Warnung nicht bloß zu Flühen ihre Zuflucht nehmen durften, sondern leider oft genug mit der nackten Wahrheit ausreichen mochten. Auch an Mutter und Vater wurden dergleichen Episteln gerichtet, und wenn die besorgten Aeltern nun auch ihre Warnungsstimmen erhoben, so erwiederte das junge muthige Mädchen: „Ich liebe den Menschen, wie er ist, und wenn er ein Anderer wäre, dann wär' es ja nicht mehr der, den ich liebe!“

Auch ein früherer Genosse wilder Tage stellte sich mit einem Glückwunsch ein: Schall, der aus Breslau seine nahe bevorstehende Ankunft in Berlin meldete. Das Sonett, in welchem er Julien gratulirte, ist so ächt Schallisch, daß ich mir nicht versagen kann, es einzuschalten:

„An Frau Julie v. Hol-zei geborne -zbecher.“

O gnäd'ge Frau, Dir sei der Himmel gnädig,
Und sei Du es dem lieben langen Schlingel,
Mit dem Du hast gewechselt güldne Ringel,
Er ist nun Dein und nicht mehr loß und ledig.

Verdient er's, beßr' ihn durch Gardinenpredig',
Du hast ein feines und gewandtes Züngel.
Und — herzlich wünscht Dir das dies Reimgeflügel, —
Des Ebbethimmels schönste Luft umweh' Dich!

Der Gatte schreibe Dir die besten Rollen,
Und unaufhörlich sei das Beifallzollen,
Und giebt's ein Lebensweh', die Kunst versüß' es!

Das Leben sei mit meinem Bruder Lama*)
Für Dich ein glücklich-heit'res Melodrama,
Und mit der frohesten Jubelhochzeit schließ' es!

Neben den mannichfachen Gaben und Geschenken, die Freunde und Freundinnen uns reichten, glänzte an Werth und Bedeutung ein kostbares Tafelbesteck, durch Geheimkammerer Limm auf Befehl des Königs übersendet. Es war diese von einem officiellen Schreiben begleitete Gabe gewissermaßen der Abschluß einer langen Reihe größerer oder kleinerer Geschenke, wie sie Julie fast nach jeder neuen Rolle ohne Nennung des Gebers empfangen hatte. Dieses schöne Besteck, verbunden mit einem ähnlichen meines Grafenortor Gönners, sollte

*) Frau Justizräthin M. hatte gesagt, daß wenn sie mich hinter Schall (als ich noch ein Züngling war) durch die Breslauer Gassen ziehen sähe, ihr jedesmal die beiden Lamas, das ältere mit dem jüngeren, aus Robinson Crusoe einfielen.

denn baldmöglichst seine Pracht vor vielen Augen entfalten, als wir unsern jungen Ehestand, unsere neu eingerichtete Behausung durch eine große Gesellschaft einweiheten, die hauptsächlich veranstaltet wurde, damit Schall, der seinem Sonett sehr geschwind folgte, in einem durch Intelligenz und Bildung ausgezeichneten Kreise sein Talent als Vorleser entfalten könne. Vielleicht gab ich durch dieses Arrangement, ohne daß ich mir selbst recht klar darüber gewesen, einen Beweis uncigennütziger Freundschaft; denn der Gedanke, daß Schall, mein Meister, mich, obgleich ich die dramatische Vorleserei in Berlin gewissermaßen gepachtet hatte, doch leicht ausstechen könnte, lag nicht gar fern. Und wirklich hat auch einer unserer Berliner Freunde, der liebenswürdige und in seiner Art einzige Banquier E. E., in Beziehung auf einen Vergleich zwischen uns Beiden zum höchsten Ergötzen aller Hörer die naive Aeußerung gethan: „Ohne Schmeichelei, Holtei, Schall lest besser wie Sie!“ An jenem Gesellschafts-Abend gelang es ihm aber nicht besonders: er hatte Scenen aus „Wallenstein“ gewählt und konnte mit seinem dicken Bauche nicht über Max und Thekla hinweg. Er war nach Berlin gekommen unter dem Vorwande, seinen literarischen (uralten) Plänen eine Förderung angedeihen zu lassen, wie er dieselbe in Breslau nicht für möglich hielt; ja, er gab sich sogar das Ansehn, als wolle er des Gelderwerbes wegen mit öffentlichen Vorlesungen in meiner Art auftreten. Von all' dem aber war kein Wort wahr und Alles nur erfunden, um seine Gläubiger in Breslau zu täuschen. Denn

er hatte ganz in der Stille eine Summe von etwa zehntausend Thalern in der Lotterie gewonnen — und diese mußten begreiflicher Weise erst in Berlin unter die Leute gebracht sein, bevor er sich entschließen konnte, zu seiner Zeitungsredaction heimzukehren. Vielmehr richtete sich mein dicker Freund in Berlin breit und behaglich ein und ließ sich von seiner Eitelkeit verlocken, den Ruf eines vieleßenden, vieltrinkenden und vielerzählenden, höchst angenehmen Tischgastes durch zahllose Diner's zu erkaufen. Er wurde der wahre Ueberall und Nirgends und bewegte sich in den verschiedensten Kreisen, schrieb geistreiche Morgenbillets auf kleine Briefbogen in allen erdenklichen Formen und Farben, entsendete seinen Diener mit duftigen Blumensträußen von einer Dame zur andern, rollte von Früh bis Abend in einem eleganten Miethwagen umher, spendete mit vollen Händen theuerste Plätze in's Opernhaus und that überhaupt, was in seinen Kräften stand, den Hauptzweck der Anwesenheit in Berlin, nämlich die Besiegung des ihn drückenden Lotterie-Gewinnes, möglichst schnell zu erreichen. Unsere Wege führten bald sehr weit auseinander, um so früher, weil ich in viele Gesellschaften, wo er glänzte, nicht mehr eingeladen wurde. Denn ohne meine Frau wollte man mich doch nicht invitiren, um uns nicht zu kränken, und mit ihr wollte man es auch nicht thun, weil sie Schauspielerin war. Unsere geselligen Zustände sind in diesem Falle gerade so schwankend, unsicher und inconsequent, wie in hundert andern. Wohl weiß ich mich noch sehr genau des Eindrucks zu erinnern, den diese mit ganz fremde und mich verlegende

Zurücksetzung einigemal auf mich machte; doch suchte und fand ich Trost in reger Thätigkeit. Die Redaction und Correctur meiner „Schlesischen Gedichte,“ welche in einer artigen kleinen Ausgabe bei unserm Freunde Josephy (Haude-Spener'sche Buchhandlung) erschienen, machte mir viel zu thun. Daneben schrieb ich die dramatische Legende „Robert der Teufel“ für die Königsstadt. Ich befand mich in der glücklichen Epoche des Lebens, wo es dem Manne vergönnt ist, Tage lang ununterbrochen am Schreibtisch zu verweilen, ohne sich körperlich oder geistig ermattet zu fühlen, und wo die frisch aus dem Innersten quellende Productionslust vor keiner Anstrengung zurückweicht. Solche Tage sind seelig! Und sei, was man schafft und hervorbringt, eben nichts Bedeutendes, — dem Fleißigen bedeutet es doch unendlich viel, denn es macht ihm Freude und belohnt durch sich selbst. Unzählige neue Entwürfe lagen mir vor. Für zwanzig Jahre hätt' ich Stoff gehabt, wenn ich in Ruhe geblieben wäre. Aber diese sollte mir auf Erden nicht vergönnt sein. Zunächst war es der Tod, der wieder einmal an unsere Thür pochte. Mein Schwiegervater, ein origineller, wunderlicher Mann, hatte schon lange mit einem bedenklichen Brustübel kämpfend seinen eigentlichen Zustand vor uns zu verbergen gewußt; wie er denn überhaupt in sich verschlossen, ziemlich wortlos gern zurückgezogen lebte, in seine Bücher-, Kupferstich- und Raritäten-Sammlungen vergraben und nur dann mittheilend und theilnehmend, wenn es dem einzigen, ihm über Alles theuren Kinde galt. Praktisch und

geschickt in jeder häuslichen Anordnung, war er es zunächst gewesen, der unsere hübsche neue Einrichtung besorgt, und dabei mochte er sich wohl über Gebühr bemüht und gequält haben. Er litt sichlich. Aber wir sollten es nicht bemerken, am wenigsten Julie. Deshalb that er sich Gewalt, setzte mit eisernem Willen die Verheimlichung des immer wachsenden Leidens durch, ja zwang sich sogar, mit scheinbarer Lust zu essen, was mir oft Besorgniß erregte. Besonders auffallend war mir an einem Abend die unruhige Hast und Angst, mit der er die Speisen verschlang, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn aufmerksam zu machen, daß diese Art zu essen schädlich sein müsse. Er hörte augenblicklich auf und sah mich mit einem eigenthümlich wehmüthigen Blicke an. Bald darauf wünschten wir uns gute Nacht und gingen auseinander: Julie in ihr Gemach, ich in mein Arbeitszimmer, wo ich noch einige Stunden aufzubleiben Willens war. Nun geschah mir etwas Erstaunliches. Ohne mich auf fabelhafte Ausschmückungen einzulassen, will ich nur die schlichte Wahrheit erzählen. Ich stand vor einem Schreibpulte, um die Correctur eines der letzteren Bogen meiner Schlesiſchen Gedichte zu beginnen. Da sah ich, — zum ersten und letzten Male im Leben, daß ich eine Vision hatte! — sah ich vor mir, oder glaubte zu sehen, wie Juliens Vater in einem Lehnstuhl saß, vielmehr lag, mit seinem gelben Rocke, auf dem eine große Menge Blutflecke röthlich leuchteten, zugedeckt und das brechende Auge flehend nach mir gerichtet. Ich empfand nicht eine Spur von Grauen dabei, sondern fragte mich

so vollkommen ruhig und besonnen, wie ich es jetzt bin, wo ich nach fünfzehn Jahren diese Zeilen niederschreibe: Was ist denn das für ein sonderbares Bild, das Dir da in den Sinn kommt? Wobei doch gewiß bemerkenswerth bleibt, daß ich mich gar nicht wunderte, eben jenes Bild nicht, wie man öfters thut, in meinen Gedanken, sondern vielmehr wirklich wie außer mir aufsteigen und mir als etwas Fremdes entgegenzutreten zu sehen! Ich ließ mich auch weiter nicht stören und ging an meine Arbeit. Nun glaubte ich unten im Hofraume, über den Vorflur hinweg, ein banges, jammervolles Gestöhn' zu vernehmen. Ich ging denn auch, nachdem ich es erst überhören gewollt, doch nicht gekonnt, auf den Flur hinaus, blieb ein Weilchen lauschend stehen, vernahm Nichts mehr, dachte mich getäuscht zu haben und kehrte in mein Arbeitszimmer zurück. Die Thür, welche zu den Gemächern meiner Frau führte, war, als ich hinausging, fest eingeklinkt gewesen, das wußt' ich gewiß, jetzt stand sie weit auf, und ich sah, daß alle Thüren der fünf in einer Reihe liegenden Zimmer bis zum Schlafgemach der Schwiegerältern, aus dem ein matter Nachtlampen-Schein blickte, geöffnet waren. Ich trat in die nächste Stube, aus der eine Seitenthür zu unserem Schlaf-Kabinet führte, und fand dort Julien im Begriff aufzustehen und sich flüchtig anzukleiden, weil, wie sie sagte, Mutter eiligt und Hilfe rufend an meiner Thür' gewesen wäre. Nun drang ich weiter vor bis in die Küche, wo ich Stimmen vernahm, und dort lag von seiner Frau und den Mädchen gehalten mein Schwie-

gervater wie ein Sterbender am Boden. Natürlich eilt' ich, ohne weiter mit Fragen Zeit zu verschwenden, in meine Stube, kleidete mich wieder an, erzählte Julien, die mir in Todesangst Stück um Stück reichte, welch' eine Erscheinung ich gehabt, und stürzte, auf der Stiege erst den Rock völlig anziehend, nach einem Arzte. Es mochte nicht weit von Mitternacht sein. Gesellen, die aus einem Bierhause heimkehrten, wiesen mir in der Nähe die Wohnung eines Arztes nach, diesen pochte ich, da mein bisheriger Arzt Dr. Bussé zu weit von unserer Gegend wohnte, heraus, setzte ihn, während er sich bereitete mir zu folgen, so weit ich vermochte in Kenntniß vom Zustande des Kranken, sah, wie er sogleich mehrere chirurgische Instrumente zu sich steckte, und zog ihn fort. Unterweges gab er mir einige Aufträge zu nothwendigen Hilfsmitteln, und ich eilte, nachdem ich ihm unsre Wohnung genau bezeichnet, nach der Apotheke. Als ich nun heimkam und in den Saal trat, wohin man den Vater unterdessen gebracht, lag dieser auf dem wohlbekannten blauen Lehnstuhl lang ausgestreckt; der Arzt hatte ihm eine Ader geöffnet, und das reichlich fließende Blut hatte jenen gelben Rock, mit dem sie den fast Unbekleideten zugedeckt, über und über bespritzt. Jetzt erst erschreckte mich die prophetische Vision, die ich mir gern weggeleugnet haben möchte, wenn ich sie nicht noch vor ihrer Erfüllung meiner Frau mitgetheilt hätte. Auch sah mich der Kranke, indem er mir mit den Worten: ohne Sie war es aus mit mir! für die schnelle Herbeischaffung des Arztes dankte, gerade so an, wie mich die Erschei-

nung angesehen, mit demselben halbgebrochenen Auge. Ich wiederhole, daß ich nie wieder ähnliches Gaukelspiel der Phantasie erlebte, und will mich ausdrücklich gegen jede sich daran knüpfende Folgerung verwahrt wissen. Leider hatte der Ueberlaß nur augenblickliche Linderung gewähren können, die heftigsten Anfälle kehrten in rascher Steigerung wieder, und gar bald hatten wir in unsrer neuen Haushaltung eine Leiche. Es darf wohl als eine günstige Fügung bezeichnet werden, daß dieser Todesfall erst nach Juliens Verheirathung eintrat, da ohne mich und meinen Beistand Mutter und Tochter in diesen Tagen der Trübsal vollkommen rath- und hilflos gewesen sein würden. Mitten in die Zerstörung, die solchem Ereigniß sammt ihren lästigen Anstalten zum Begräbniß zu folgen pflegt, gelangte an mich ein Auftrag ganz entgegengesetzter Art, dem ich mich unmöglich entziehen konnte, weil er der Feier einer unvergleichlichen Künstlerin galt. Henriette Sontag hatte, schon vermählt und eben im Begriff, die Bühne zu verlassen und einen andern Namen öffentlich anzunehmen, noch vorher eine Reihe von Gastvorstellungen auf dem Königl. Hoftheater gegeben. Der letzte Abend, wo sie vor dem Publikum erscheinen sollte, war auserselben, ihr eine Huldigung zu bereiten, welche in ihrer Art eben so einzig, als die Sängerin es in der ihrigen genannt werden durfte. Baurath Krahmer, ein alter Theaterfreund und Gardist — (denn die Berliner alte Theatergarde, im Gegensatz zur Napoleonischen, sagte von sich: *elle ne meurt pas, mais elle se rend*, = das heißt, einer neuen Herrscherin!) — kam

im Namen des Generalintendanten Grafen Rebern, Lied und Wort bei mir zu bestellen, in welchem Bader und Amalie Wolff als Repräsentanten der Oper und des Drama's ihre holdseligste Schwester besingen sollten. Daß ich die verlangten Strophen passend und erträglich genug an der Bahre meines Schwiegervaters und umgeben von weinenden Weibern binnen einigen Minuten und während Krahmer darauf wartete zu Stande bringen konnte, erfüllte diesen mit unsäglichlicher Hochachtung vor dem Metier eines Gelegenheitsdichters; und ich muß gestehen, es thut mir leid, jene Verse nicht mehr zu besitzen, weil ich durch eigene Anschauung heute zu erfahren wünschte, in welcher Form ich damals die Blühendlebende aus dem Todtenkämmerlein angesungen.

Und so trugen wir denn unsern Verstorbenen hinaus auf den sandigen Kirchhof; ein Weg, den ich in diesem Buche noch manchmal machen werde!

Daheim aber war es recht öde, als er uns fehlte. Nicht gerade, daß er und ich besonders sympathisirt hätten; im Gegentheile: wir waren uns innerlichst fremd und mußten es unserm Wesen nach bleiben. Aber wir vereinigten uns zunächst in Einem: in der liebenden Anerkennung von Julius's Werth, und das ließ uns trotz aller Verschiedenheit der Lebensansichten Freunde werden. Dann, was für unser Zusammensein noch wichtiger blieb, es bildete die Eigenthümlichkeit des Vaters ein Gegengewicht für jene der Mutter, wonach folglich, so lang' er lebte, jedes Mißverständniß, wie es in derlei Doppel-Haushalt zwischen Aeltern und Kindern

unvermeidlich scheint, sich zwischen Vater und Mutter durchkämpfte, ohne mich oder die Tochter zu berühren. Möchten Beide gegen ihren Herrn Schwiegersohn, den Poeten, aus ihrem Standpunkte beurtheilt, noch so Vieles einzuwenden haben, — der Vater in seiner unbedingten Verehrung für die Tochter gab niemals zu, daß sie ein Wort der Klage vernehme, und durch diese Fürsorge ward auch ich geschützt. Jetzt, wo er fehlte, gestalteten sich die Dinge anders, und von bitteren Andeutungen gelangten wir zeitig genug zu offenen Vorwürfen! — Wozu das schildern? Ist es nicht das alte Lied, wiederklingend, wo es Schwiegersöhne giebt, im Palast wie in der Lehmhütte? Nur noch dunkel entsinn' ich mich jener Leiden, weil ich die lobenswerthe Eigenschaft habe, dergleichen gern und fröhlich zu vergessen. Doch muß ich mich schwer gedrückt gefühlt haben, wie aus mehreren Antwortschreiben auf meine Briefe hervorgeht. Eines derselben will ich mittheilen, nicht nur weil es meine Stimmung wie ein Echo bezeichnet, sondern auch weil es von dem Erscheinen meiner schon erwähnten Gedichte in niederschlesischer Mundart handelt. Frau von Göthe schreibt:

„Ich habe mein gewöhnliches Geschäft, wenn ich Ihnen schreibe, — nämlich, Ihnen zu danken. Und ich thu' es von ganzem Herzen. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich oft eine Art von Sehnsucht nach Ihren schlesischen Liedern befiel, und ich Sie nächstens um ein Paar gebeten hätte, wären sie nicht im Druck erschienen. Ich möchte, Sie hätten gehört, was der

Vater (ihm, Göthe'n, sind sie zugeeignet!) Gutes und Gemüthliches darüber gesagt! Doch so ist es in der Welt, die guten Worte verklingen in der Ferne, und die glücklichsten Stunden haben mehr wie Flügel.

Von August sind Briefe aus Lausanne da. Wie jetzt scheint er mir nur noch mit den Augen zu sehen, ohne daß die Gegenstände auch wirklich in sein Gemüth dringen, und doch ist ihm diese Zerstreuung gerade so nöthig, denn Sie können sich nicht denken, in welchem Zustand er war. — Also, Sie wollen nächsten Sommer nicht mit Ihrer Frau zu uns kommen? Das ist nicht Recht; ich habe mich herzlich darauf gefreut. Doch was eben so Unrecht ist, daß Sie krank und verstimmt sind. Ich möchte Sie tüchtig darüber schelten. Verstimmt, wenn man eben erst verheirathet!? — Schämen Sie sich! Ich hoffe überhaupt, daß das Heirathen gänzlich abkommen wird, denn für eine göttliche Einrichtung halt' ich es schon lange nicht mehr, da es unmöglich, daß der Himmel ein Bündniß billige, wo der eine Theil Alles giebt und duldet, und der Andere jedes Opfer annimmt, als sei es von Rechts wegen, ohne es zu erwidern. Sie werden mir sagen, daß es ja nicht Ihre Frau ist, über die Sie verstimmt sind. Doch ich erwiedre Ihnen, daß dies keine Antwort ist, denn in diesem Moment müßte diese wenigstens einen so glücklichen Einfluß auf Sie ausüben, daß gar Niemand im Stande wäre, Sie zu verstimmen!"

Gewiß, es hätte so sein sollen! Aber es war nicht so. Wir beide, Julie wie ich, fühlten uns unbehaglich im Hause — und im Theater konnte ihr wahrhaftig auch nicht wohl sein. Da schlug denn wie der Funke in's Pulverfaß ein Küstner'scher Brief, welcher anhub: „Sie werden gelesen haben, daß der Großherzog von Darmstadt gestorben ist; der Thronfolger hat Alles, was Theaterangelegenheit heißt, Seiner Gemahlin überlassen, diese hat mich augenblicklich nach D. berufen, und ich berufe mich nun auf unsere in Leipzig getroffene Verabredung.“ Diesem Eingange folgten denn zwei volle Briefbogen, auf denen die Verhältnisse höchst reizend geschildert, die himmlische Bergstraße mit ihren blühenden Mandelbäumen nicht vergessen, mir wie Julien ein reicher Wirkungskreis geöffnet, eine ansehnliche Gage geboten und lebenslängliche Versorgungen gesichert wurden. Man kann denken, wie wir diese Anerbietungen empfangen, mit welchem Jubel wir sie begrüßten! Doch konnte nichts Entschiedenes von unserer Seite geschehen, kein sicherer Entschluß gefaßt werden, bevor Julie, des Könighchen Wortes gedenk, diesen neuen Antrag in die Ferne nicht dem Allerhöchsten Gönner vorgelegt und eine Bestimmung empfangen hatte, in wiefern sie auf eine Zukunft in Berlin rechnen dürfe. Diese Bestimmung aber blieb aus, und statt ihrer empfangen wir ein Schreiben des Herrn Geheimkammerers, in welchem „zu dem höchst annehmbaren Darmstädter Antrage alles Glück“ gewünscht wurde. Ich hatte fast gefürchtet, die Gnade des Herrschers für Julien werde mir's zur

Pflicht machen, in Berlin zu bleiben! Diese Furcht war ungegründet. Niemand hinderte die Abreise meiner Frau oder suchte sie zu hindern, — außer dem Director des Königsstädter Theaters, welcher seinen mit ihr abgeschlossenen mehrjährigen Contract entgegenhielt. Dieser Contract, den ein unverheirathetes Mädchen unterschrieben, mußte jedoch vor den Pflichten der Gattin und den Rechten ihres Mannes den Kürzeren ziehen, auch von dieser Seite gab es keine Hinderung. Es wurden also die Anstalten mit ungeduldiger Hast betrieben. Das Wichtigste war das Schicksal meiner beiden Kinder erster Ehe. Heinrich bei dem alten, würdigen Pastor Boite in Obernitz, Marie bei unserem treuen Freunde, dem Breslauer Arzte Dr. Küstner — (wenn mich nicht Alles täuscht, ein Verwandter unseres neuen Darmstädter Intendanten) — in Pension, konnten doch, wie gut und sicher beide immer aufgehoben sein mochten, dort nicht zurückbleiben, wenn wir hundert Meilen weit in ein anderes Land übersiedelten. Julie sprach mit frohem Herzen den Wunsch und Willen aus, ihnen Mutter zu werden, und — die Kinder wurden „verschrieben!“ Dr. Küstner hatte sie unter schützende Begleitung einer zuverlässigen Dienerin gestellt, und mit dieser traten sie, Heinrich im neunten, Marie im achten Jahre ihres Alters, Hand in Hand und sehr verlegen ganz unerwartet in's Speisezimmer, wo wir uns eben an den Tisch gesetzt hatten. Heinrich brüllte in die zärtlichen Umarmungen seiner jugendlichen Stiefmutter ein Obernitzes Tammer-

lieb, Marie aber wußte mit weiblicher Gewandtheit ihrer neuen Situation augenblicklich eine angenehme Seite abzugewinnen und schmiegte sich schmeichelnd in die willkommenen Liebkosungen.

Es wiederholte sich nun in Berlin, was sich bei mir nur in beschränkteren Verhältnissen in Breslau zuge tragen hatte, als ich mit meiner ersten Frau eine kaum errungene und theuer bezahlte Einrichtung verschleudern mußte, um in die Welt zu gehen. Freilich waren wir jetzt insofern besser daran, als nicht stürmische Kämpfe uns aus der Heimath in's Ungewisse vertrieben; aber nicht minder empfindlich wirkte der Gedanke, all' jene zierlichen und bereits liebgewonnenen Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus zurücklassen zu sollen. Wir entschlossen uns daher, wenigstens einen Theil derselben nach Darmstadt folgen zu lassen. Am liebsten hätt' ich auch unsere schöne, geräumige Wohnung einem Expediteur verdingen und mit zur Fracht geben wollen. Jedesmal, wenn ich mein Arbeitszimmer betrat, flüsterte mir eine dumpfe Ahnung zu: so wirst Du's nicht wieder bekommen. Das Erstaunen unter unseren Freunden, ich möchte sagen, die Bestürzung war allgemein, als die Nachricht vom nah' bevorstehenden Ausbruch sich bestätigte. Niemand hatte geglaubt, daß wir ernstlich scheiden könnten, Niemand, daß man uns scheiden lassen würde, da die Versprechungen, in Folge deren Julie den Ruf zum Hoftheater früher aufgegeben, bekannt genug waren. Wir beide durften gewissermaßen

wie Berliner Stadtfiguren betrachtet werden. Ich finde unter den Papieren aus jener Zeit ein Briefchen von Wilhelm Neumann, worin es unter Anderm heißt:

„Sehr betrübt mich die Aussicht auf Ihren nahen Verlust, den ich um so schmerzlicher empfinden würde, als ich das Unrecht fühle, das Berlin sich selbst thut, wenn es Sie scheiden läßt, da Sie ja doch in jedem Sinne hierher gehören.“

Ach ja, kein Mensch konnte die Wahrheit dieser letzten Worte tiefer empfinden, als ich, und ich suchte mich nur im Rausche der Erwartung auf einen neuen Wirkungskreis darüber zu täuschen. Auf daß mir's aber recht schmerzlich klar werden möge, was ich aufgab, veranstaltete Hitzig in der Litteraria ein großes Abschiedsfezt, woran Alle, Männer wie Frauen, Theil nahmen, die uns lieb hatten. Einige Lieder, die bei diesem traurigen Feste gesungen wurden, liegen mir vor; indem ich sie durchlese, blickt mich aus ihren Scherzen und den frohen Hoffnungen, die sie für mich anregen wollen, doch in jeder Zeile die Wehmuth noch heute an, die mich am Abende des 14. Juni 1830 während des Gesanges erfüllte. In einem Gedichte von Zeune kommt die Strophe vor:

„Nun so leb' Du großer Leser
Und der Bühne Reichsverweser
In der Königsstadt fürwahr!
Ach, sie ist versenkt in Trauern, —
Bald verläßt nun diese Mauern
Ein geliebtes Künstlerpaar!“

Ich habe keinen Ausdruck für die Betrübniß, die mich jetzt noch durchdringt, während ich diese Strophe abschreibe. Ich hätte Lust zu sagen, daß mir jedes einzelne Wort wie ein verlorenes Jahr meines Lebens, jede Zeile wie eine begrabene Hoffnung vorkommt, — wenn sich so Etwas überhaupt sagen ließe.

Je dringender und eiliger meinerseits die Anstalten zur Abreise nach Darmstadt betrieben wurden, desto schwieriger schien sich der Geldpunkt gestalten zu wollen. Unbezahlte Rechnungen hinterlassen, war mir stets furchtbar, und wo ich dergleichen vermeiden konnte, vermied ich's gewiß. Ich schlug mich mit manchem Opfer denn doch so weit durch, daß ich in Berlin flott wurde, aber nun war ich auch vollkommen ausgebeutelt und erwartete mit Ungeduld das stipulirte Reisegeld sammt den noch nicht ausgefertigten Contracten aus Darmstadt. Beides wurde mir auf ein bestimmtes Datum versprochen, und ich regelte nach diesem den Tag unserer Abreise, miethete Kutsche und Pferde und ordnete die Verpackung der nicht zu verkaufenden Mobilien, die uns nachgesendet werden sollten, auf festgesetzte Stunden an. Ich that, wie ein Feldherr, der hinter sich die Brücken verbrennen läßt, um sich die Möglichkeit der Rückkehr oder des Verweilens abzuschneiden. Ueber die nun einmal bestimmte Frist konnten wir in Berlin uns nicht mehr aufhalten, dafür war nun gesorgt. Abschiedsbesuche waren gemacht. Wir standen mit einem Fuße schon im Wagen. Auch das Königsstädter Theater besuchten wir nicht mehr. Ich hatte meine letzte Arbeit:

„Robert der Teufel“ eingereicht, sie war zur Auf-
 führung angenommen, und dieser Teufel sollte den
 Scheidenden vertreten. Wer es schon durchgelebt hat
 und aus Erfahrung weiß, in welch' unruhiger Aufregung
 man sich kurz vor Antritt einer solchen Trennung vom
 heimischen Wohnort befindet, und wie man Stunden
 und Minuten zählt, um nur endlich mit entschlossenem
 Willen die tausend Fäden und Bänder zu zerreißen, die
 das pochende Herz noch immer halten wollen, — der
 kann sich meinen Schrecken vorstellen, als anstatt der
 erwarteten Contracte und Reisegelder ein Künstler'scher
 Brief einging mit der Kunde: „die Ausfertigung habe
 Verzögerungen erlitten, die Sendung könne erst später
 abgehen, und es habe ja mit unserm Ausbruch keine solche
 Eile, da ja doch noch zwei Monate Frist bis zur Wieder-
 eröffnung der großherzogl. Bühne vergönnt wären. Es
 käme nicht darauf an, ob wir acht Tage später in D.
 einträfen!“ Jetzt noch müßig, heimatlos, harrend in
 Berlin zu verweilen und mich wie ein schon Entfrem-
 deter umherzutreiben, wo ich nicht mehr zu Hause sein
 durfte, — das dünkte mich entsetzlich. Unter jeder
 Bedingung wollte, mußte ich fort! Daß ich die Con-
 tracte noch nicht in Händen hielt, die unser Geschick
 sichern sollten, schien mir für den Augenblick höchst gleich-
 gültig, daran dachte ich gar nicht. Ich dachte nur an's
 Fortkommen. Aber das Reisegeld? — Alsogleich begab
 ich mich auf den Weg, Künstler's Brief als Zeugniß mit
 mir nehmend. Vergebens! Niemand wollte mir Geld
 leihen; Alle, zu denen ich kam, suchten Ausflüchte, und

ich, mit dem Bewußtsein redlichen Willens im Herzen, war zu stolz, um zu bitten, trogte wohl gar und verdarb es mit Allen. In dem Maaße, wie mir die Aussicht schwand, eine Summe von dreihundert Thalern — darum handelte sich's — zu erschwingen, stieg meine Ungeduld, meine Reifewuth. Mir war, als müßt' ich sterben, wenn ich noch vierzehn Tage in Berlin bliebe. In dieser Angst und Qual setz' ich halb unzurechnungsfähig ein Gesuch an den König auf, worin ich diesem die Lage der Dinge vorstellte und mir jene dreihundert Thaler von Seiner Gnade als ein Darlehn erbat, welches ich möglichst bald zurückzahlen verspräche; auch deutete ich an, daß meiner noch eine kleine Erbschaft von einem bereits sehr alten und kranken Oheim — (der aus den ersten Bänden wohlbekannte „Baron Riedel“) — harre! — Solche Supplik reichte ich beim Portier ein, und schon nach etlichen Stunden ward ich zum Herrn Geheimkammerer beschieden. Diese Vocation ließ keinen Zweifel aufkommen, daß meine Bitte erhört sei; ich sagte im Vorübergehen einem Freunde, der mir hilfreich sein wollte, er brauche sich weiter keine Mühe zu geben, das Geld wäre da, und somit eilte ich, pünktlich zur Erhebung desselben einzutreffen. Der Geheimkammerer ließ mich Platz nehmen, war sehr freundlich, plauderte von Diesem und Jenem, von Berlin und Darmstadt, von All' und Jedem, — nur mein Geld kam nicht an die Reihe. Ein Stündchen verging, — was blieb mir übrig, als, da ich doch nicht schicklicher Weise von meinem festen Gesuch zu reden

beginnen durfte, nach dem Hute zu greifen und mich zu erheben, was sie auf dem französischen Theater „sansse sortie“ nennen. Jetzt, sagt' ich zu mir selbst, muß der Hase aus dem Busch kommen! Und er kam. „Sie haben da auch,“ hub der Geheimkämmerer an, „dem Könige wegen eines Darlehns geschrieben — aber — (o Gott und Herr: aber?) — Se. Majestät wollen Sich darauf nicht einlassen. Sehen Sie, mein Bester, dergleichen Bitten kommen zu häufig, und es sind ihrer schon unglaublich viele gewährt worden. Was war die Folge? Wenn die Menschen einmal das Geld hatten, dachten sie nicht mehr an ihr heiliges Versprechen, es wieder zu erstatten. Und der König, das werden Sie begreifen, kann doch nicht als Kläger wegen einer Schuldsforderung auftreten, um so weniger, da die Schuldner gewöhnlich Nichts haben, und da hat er sich denn vorgenommen, ein Ende zu machen, denn zuletzt wird es doch zu Viel!“ Gewiß, stammelte ich; aber ich kann beschwören, daß ich den festen Willen habe, das Vertrauen eines königlichen Gläubigers nicht zu täuschen. „Davon bin ich überzeugt! Doch wenn Sie's nicht haben? Beim Theaterleben sind die Finanzen schwer in Ordnung zu halten. Mit dem besten Willen könnten sie wortbrüchig werden müssen.“

— Ich habe mir ja die Freiheit genommen, darauf hinzuweisen, daß die Erbschaft meines Onkels —

„Ja, mein lieber Herr von Holtei, das hat der König wohl gelesen. Aber Er sagte auch gleich: wenn nun der Holtei früher stirbt, als der Baron Riedel, wer bezahlt denn nachher?“ Indem der Geheimkämmerer dies sagte,

mußte er wider Willen lächeln, und auch ich, so niedergeschlagen ich eigentlich war, konnte nicht umhin, laut aufzulachen. So trennten wir uns heiter genug, und erst als ich aus dem Vorzimmer, wo ich so oft in Königsstädter Theaterangelegenheiten der königlichen Befehle (die Seinem Willen zu Folge stets nur als unmaßgebliche Wünsche betrachtet werden durften) harrend mich aufgehalten hatte, auf den Flur trat, wurd' ich wieder traurig, wahrlich nicht, weil ich ohne Geld weggehen, sondern weil ich daran denken mußte, daß ich nie mehr dort verweilen sollte, und daß jene heit're Blüthezeit unsres Theaters unwiederbringlich dahin sei!

Derselbe Freund, dessen Hilfe ich vor einer Stunde so schönede abgewiesen, wurde nun wieder aufgeboten, und ihm gelang es auch wirklich, mir für morgen eine bestimmte Zusage zu verschaffen, so daß unsre Abreise auf übermorgen fest bleiben konnte. Ich kleidete mich am nächsten Tage eben an, um zur gerichtlichen Aufnahme der geforderten Schuldverschreibung einen Notar aufzusuchen, als Marie'chen mir einen Herrn in Jäger-Uniform anmeldete, der mich dringend zu sprechen verlangte. Ich ließ ihn eintreten und erkannte in ihm einen königlichen Feldjäger, der mir ein Schreiben des Geheimkammerers und ein Geschenk des Königes, bestehend in Hundert Stück Dukaten, überbrachte. Dies Geschenk war zugleich auf eine zarte Weise mit meiner kurz vorher erfolgten Ueberreichung der „Schleßischen Gedichte“ in Verbindung gebracht, damit es das Ansehn gewinne, als wär' es von meinem Gesuch um ein Darlehn völlig

unabhängig. Auch war dem Briefe eine Nachschrift beigefügt, welche mich stutzig machte; sie enthielt den Befehl, genau in Ziffern anzugeben, wie hoch die Gage sei, die meine Frau und ich, jedes einzeln, in Darmstadt erhielten. Diese Anfrage konnte nicht anders, als in uns die Vermuthung erregen, daß sich eine für unsere Zukunft bedeutende Absicht daran knüpfte, weshalb sich denn auch in die Empfindungen meiner aufrichtigsten Dankbarkeit eine gewisse Unruhe und schon ein leises Bedauern mischte, dem Darmstädter Rufe zu bereitwillig Folge geleistet zu haben. Hätte ich mindestens die Contrakte abgewartet. Aber an Geduld war ja bei mir ebenso wenig zu denken, als an Vorsicht. Blind vertrauend, drängte mich neugierige Erwartung dem neuen Leben entgegen, und jetzt, wo ich Reisegeld führte, konnte keine vernünftige Ueberlegung mich zurückhalten. Zur festgesetzten Stunde rollten wir beim Grauen des Morgens die Leipziger Straße entlang, und erst als wir bei dem Hause vorbeifuhren, wo Julie seit frühesten Kindheit bis zu ihrer Verheirathung mit ihren Aeltern gewohnt, traten dem guten Berliner Kinde Thränen in die Augen.

Heinrich und Marie theilten sich sammt einem grünen Papagey und einem kleinen Kafadu in die angenehme Pflicht, uns während der langweiligen Fahrt, von starken aber bedächtlich wandelnden Pohnpferden gezogen, die Zeit zu vertreiben. Beide Kinder, auf die weder ich noch Julie in den letzten Tagen des Berliner Trubels und der Reise-Unruhe zu achten Zeit gewonnen, traten jetzt erst in ihrer Eigenthümlichkeit hervor und entwickelten,

neben einander sitzend, auch wie ächte Geschwister sich sehr ähnlich, eine überraschende Verschiedenheit ihrer natürlichen Anlagen und Richtungen. Ich will nicht leugnen, daß, während Marie an alle sanften und lieblichen Eigenschaften ihrer verstorbenen Mutter mahnend einen höchst erfreulichen Eindruck hervorbrachte, der Knabe trotz seines vorleuchtenden Geistes mich schon damals erschreckte und mir in vielen einzelnen Unarten und Aeußerungen wie mein eigenes Gespenst aus der Kinderzeit erschien. In allem Tadelnswerthen, was ich an ihm bemerkte, glaubte ich mich und meine Erinnerungen aus früh'rer Jugend wiederzufinden.

In Weimar machten wir Halt, um einige Tage zu verweilen. Ich hatte Julien versprochen, daß sie Göthe sehen solle! Dies Versprechen ging denn auch am Morgen nach unserer Ankunft in Erfüllung, wo er uns gestattete, ihn zu besuchen, und sehr freundlich war. Leider überfiel ihn noch an demselben Tage eine Unpäßlichkeit, die, wie er sich selbst darüber ausgedrückt, der Seelkrankheit vergleichbar schien, indem nur eine horizontale Lage erträglich war. Dadurch wurde nun jede Aussicht auf ein weiteres Beisammensein abgeschnitten, und er hatte, gleich als er sich hinlegte, zu Herrn von Müller geäußert: „Das trifft sich recht übel; nun kann der guten kleinen Frau nicht einmal etwas Angenehmes erwiesen werden!“ Diese Störung sowohl, als die Abwesenheit August's und meiner Freundin Schopenhauer zeigten mir das theure Weimar in einem minder hellen Lichte wie früher; obgleich Frau von Göthe und

mein gütiger Landsmann Hofrath Vogel und vollständige herzliche Gassfreundschaft vergönnten. Ich kam mir fremd in Weimar vor. Und frag' ich mich heute recht ernstlich, woran das eigentlich lag, so ertapp' ich mich auf einer Schwäche, die zwar ganz menschlich, aber darum doch höchst tadelnswerth ist. Es war ein Gefühl des Drucks, dem ich als *Ghemann* dort unterlag, wo ich zuvor in voller ungebundener Freiheit mein Wesen getrieben und, auf mich allein gestellt, Befriedigung so mancher kleinen Eitelkeit gefunden. Daß ich als öffentliche Person dort aufgetreten und in meinen Vorträgen, zu denen Eintrittskarten verkauft wurden, dem Publikum als solche gegenüber getreten war, hatt' ich im Stolge gütig anerkannter Künstlerschaft mit meiner geselligen Stellung vereinen zu können geglaubt; daß ich aber jetzt als Mann einer Schauspielerin auftreten sollte, das genirte mich und machte mich besangen. Was im großen Berlin, wo mir die Zuflucht meines Arbeitszimmers blieb, wenig aufgefallen war, das belästigte mich im kleinen Weimar. Zu dieser Last gesellte sich noch eine unheimliche Vorahnung, an dem Orte meiner neuen Bestimmung möge nicht Alles den Geist der Freude und des Friedens athmen, auf den ich, einem der Welt und ihrem Treiben entfremdeten unerfahrenen Jüngling ähnlich, zuversichtlich gerechnet hatte. Mir fiel ein Blatt des Nürnberger Correspondenten in die Hände, welches in einem Artikel aus Darmstadt die neuen Theaterverhältnisse besprach, auch meines Engagements Erwähnung that und dieses, so wie Küstner's Regierungsan-

tritt, gleichsam entschuldigend bevormortete. Aus dem Tone dieses Aufsatzes sprach mich eine nicht wegzuleugnende Besorgniß an; zwischen seinen Zeilen las ich die Befürchtung, daß eine mächtige, festbegründete Gegen-Partei den Ankömmlingen drohe; und da ich, meine Frau nicht zu beunruhigen, diese Muthmaßungen in mich verschließen mußte, war mein freudiger Muth schon auf halbem Wege gebrochen. Leider bestätigte sich, was ich Schlimmes gefürchtet, nur allzusehr, und der erste Tag in Darmstadt reichte hin, mich einen Blick in die unversöhnlichen Widersprüche thun zu lassen, zwischen denen meine neue Laufbahn beginnen sollte.

Während unserer langwierigen, durch den Aufenthalt in Weimar noch verzögerten Lohnkutscherfahrt hatte das Packet mit Reisegeld und Contracten den Weg nach Berlin angetreten, wo ich natürlich auf dem Postamte hinterlassen, daß man mir jene Sendung gleich nach ihrer Ankunft zurücksenden möge. Sie langte folglich bald nach uns in Darmstadt an. Ein rasches Ueberfliegen der übrigens nach vorhergeschlossener Uebereinkunft treulichst abgefaßten Contracte zeigte nun, daß der Hauptpunkt darin fehlte; der Hauptpunkt, um deswillen einzig und allein wir uns entschließen können und mögen, Berlin mit Darmstadt zu vertauschen; der Punkt, den wir Sr. Majestät als den wichtigsten, entschiedensten vorgestellt; um deswillen all' unsre Gönner und Freunde die Trennung von der Königstadt für begründet hielten: der Punkt einer lebenslänglichen Versorgung. Davon stand nicht ein Buchstabe in den Contracten, ja nicht

einmal eine Andeutung dieser Art war zu finden, und lediglich auf dem von Herrn Geh. Hofr. Rüstner an die Frau Großherzogin über unser Engagement gemachten Rapporte, welcher diese unsere Forderung enthielt, war von der Hand Ihrer Königl. Hoheit an den Rand geschrieben, daß die Entscheidung darüber späterer Bestimmung vorbehalten bleiben müsse. Hätte ich diese Contrakte noch in Berlin abgewartet, so wären wir in keinem Falle aufgebrochen; wir hätten entweder durch unser Ausbleiben den fraglichen Paragraphen nachträglich ertrogt — oder wir wären in Berlin verblieben, woran wir wahrlich nicht übel gethan. Jetzt blieb mir Nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sah ich doch zu klar und hörte ich es doch aus jeder Aeußerung um uns her deutlich heraus, daß Rüstner's Wirksamkeit vielfachen Hemmungen begegnete, und daß der Einfluß, den er zu üben verhofft, keinesweges so entschieden sein konnte, als er sich vorher geschmeichelt. Die ganze Sache war in der Anlage verdorben. Als der alte Großherzog, berühmt wegen seiner Vorliebe für die große Oper, die er nicht nur mit aller Pracht auszustatten, die er auch persönlich einzuüben und in den Proben zu leiten pflegte, seine Augen geschlossen hatte, durfte sich die Schwiegertochter des Verstorbenen als unumschränkte Herrin des Theaters betrachten, um welches sich ihr Gemahl der neu regierende Großherzog durchaus nicht bekümmerte, noch bekümmern wollte. Sie hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als sogleich an Rüstner zu schreiben und ihr demselben früher schon gegebenes

Wort in Erfüllung gehen zu lassen. Erst nachdem dies geschehen war, fand zwischen dem fürstlichen Ehepaar eine ausführliche Unterredung wegen der Bühnengangelegenheiten Statt, und in dieser Unterredung erklärte der Großherzog seiner Gemahlin, daß er ihr in diesen Dingen vollkommenste Freiheit lasse; sich in gar Nichts mischen werde und nur auf Einem bestehen müsse, daß der bisherige General-Intendant, Herr Geheimrath von L., auf diesem Posten verbleibe, als worauf er demselben vor Besteigung des Thrones sein fürstliches Wort gegeben habe. Und so waren denn, durch zwei nicht mehr zurückzunehmende Worte, zwei Intendanten ernannt; so war der Keim zur Zwietracht, Kabale und Feindschaft für Direktion, Personale und Publikum gelegt. Und dieser Keim ging in der Sonne strahlender Hofgunst, in dem wechselnden Wetter kleinstädtischer Klatschereien so üppig auf, daß er die besten Absichten, den redlichsten Willen hoch überwuchs. Alles, was vom alten Stamme beim Theater geblieben war, gehörte zu Küstner's Gegnern und hing an Herrn von L. Diese Leute waren durch langjährigen Aufenthalt in Darmstadt mit dem tonangebenden Publikum völlig verwachsen und hezten im Voraus gegen „die Neuen“ auf. An der Spitze dieser Schaar stand die erste Sängerin, Madame Krüger-Wschenbrenner, welche früher sehr gut gewesen sein soll, im Jahre Dreißig aber wirklich schon völlig verblüht war und sich wie den Hörer oft mit schneidenden Tönen quälen mußte. In den Fesseln dieser wohlhabenden Dame schmachtete der General-Inten-

dant, wie man behaupten wollte, hoffnungslos, doch darum nicht minder schwärmerisch und anhänglich; vor ihr beugten sich alle Mitglieder der Bühne; bei ihr fanden in pflichtschuldigst beobachteten Besuchsstunden förmliche Berathungen Statt, in denen Alles niedergelegt wurde, was nur irgend zu Sachen contra Künstler und dessen Anhang gehörte; und von dort ging die Parole für sämtliche Junker und Fähdrich's aus, jede strategische Operation im Publikum vorher bestimmend.

Gott soll mich schützen, daß ich Zeit und Papier mit ausführlichen Schilderungen jener für uns so traurigen Tage verderbe! Wen könnte der Jammer interessieren? Wo es hinaus will, sieht Jeder auf den ersten Blick! Und da es nicht in meinem Wesen lag, mich unter diejenigen zu mischen, in deren Hände Wohl und Wehe des theatralischen Erfolges gegeben war; und da die Bekannten und Freunde, die wir uns gewannen, nicht geneigt waren, ihre Stimmen in das Gebrüll der streitenden Menge zu mengen, so blieb für Julien wenig zu hoffen, und schon vor Wiedereröffnung des großen, prachtvollen Hauses, ließ sich vorausschen, daß ihr in Berlin einstimmig anerkanntes Talent in Darmstadt nicht aufgenommen werde.

Ende Juni waren wir eingetroffen, und bis zum ersten September war der Beginn der theatralischen Vorstellungen hinausgeschoben. Das war eine lange, bange Zeit, wo ich die Wetterwolken von allen Seiten sich um uns her zusammenziehen sah. Jeder Tag brachte neue trübe Wahrnehmungen; eine Stunde um die andere

riß den Hoffnungs-Schwingen, die uns an den Rhein getragen, eine bunte Feder aus. Wie aber überall und stets im Leben, mocht' es noch so traurig und finster um mich her aussehn, die Huld und Freundschaft der Besseren, der Besten mich getröstet und beglückt hat, so wollte Gott auch nicht, daß ich an Muthlosigkeit und innerer Trauer in Darmstadt ganz untergehen sollte. Durch Rüstner wurden wir zuerst in das Haus des Geheimrath Salwach einggeführt. An diese Bekanntschaft knüpften sich andere in gleichem Sinne, und ich darf nur die Namen: Georg Heumann, Höpfner, von Dalwigk, Jaup, Gut, Gottfried Weber nennen, um anzudeuten, in welchen Kreisen wir Liebe und Anerkennung fanden. Das konnte aber, wie sich von selbst versteht, nicht das Ergebniß der ersten Wochen und Monate sein. Diese waren vielmehr öde, leer und unerquicklich. Auch unsere Wohnung, die einzige, welche bald zu haben war, eignete sich durchaus nicht für Leute, die wünschen, daß ihnen zu Hause am Wohlsten sein solle, und die es lieben, ihren kleinen sauber eingerichteten Räumen jenen Charakter von Häuslichkeit zu geben, der den Heimkehrenden immer mit einem Gefühle von Behaglichkeit durchströmt. Die Thüren sämtlicher Zimmer und Gemächer, Küche mit eingeschlossen, vereinigten sich auf einem kleinen Vorflur, und dieser war nur durch ein Gitter von der Treppe getrennt, so daß Jeder, der sich die Mühe geben wollte, fünf Minuten an der Gitterthür zu lauschen, mit Gewißheit angeben konnte, in welchem Zimmer und was in demselben

gesprachen würde. Zum Ueberfluß gab es auch zwischen einigen Zimmern keine innere Verbindung, so daß ich, um aus meinem kleinen Gebiete in jenes meiner Frau zu gelangen, über den Flur wandern mußte. Es wurde folglich unmöglich, jemals nicht zu Hause zu sein, wenn man zu Hause war, und eine Existenz dieser Art muß schon an und für sich Demjenigen unerträglich scheinen, der daran gewöhnt ist, sich bisweilen zu isoliren und ungestört sich selbst zu leben. Auf einen Zufluchtsort, in welchem ich gesichert war vor unwillkommenen Besuchen, — (denn es giebt Stimmungen und Gemüthsverfassungen, wo man auch die liebsten Freunde nicht zu sehen wünscht) — hab' ich immer gehalten, mochte mir's im Leben noch so schlecht gehen, und wenn ich nur eine Zelle hatte, wohin ich, und wär's erst am späten Abend gewesen, flüchten und einige Stunden zubringen konnte, ohne Andere zu hören oder von Andern gehört zu werden, so fand ich Beruhigung und Glück in meiner Einsamkeit. Das war in Darmstadt schlechterdings unmöglich; am Tage wohnten wir nicht viel anders, als auf der offenen Gasse, und des Nachts hört' ich das Schnarchen der Dienstboten, deren Gemach nur eine dünne Wand von meinem sogenannten Arbeitszimmer trennte. Und was mir die Freude an unsern Stuben, auch nachdem sie mit allen aus Berlin glücklich nachfolgenden Meublen recht hübsch ausgepuzt schienen, vollends verleidete, waren — mag man mich verlachen! — die in jener Gegend gebräuchlichen Fenster, die sich fast bis auf

den Fußboden öffnen und mir immer die Empfindung machten, als sollte ich sammt Allem, was um mich her stand, hinaus fallen. Eine durch ihren Umfang in Anspruch nehmende, folglich von hypochondrischen Grübeleien ableitende amtliche Thätigkeit ward mir für's Erste noch nicht auferlegt, und was von mir gefordert ward, beschränkte sich zunächst darauf, mit meinem Chef im Verein den neuen Bühnenkoder, das Strafgesetzbuch zu redigiren, das heißt: an Sommernachmittagen, deren Schwüle mir noch in den Gliedern steckt, wenn ich daran denke, die Theatergesetze aller möglichen und unmöglichen Städte vor Augen, auszurechnen und festzustellen, wie viel Kreuzer für jede Verspätung oder anderweitige Vernachlässigung entrichtet werden müssen. Bei der fast pedantischen Gewissenhaftigkeit und unermüdblichen Sorgfalt, welche mein Intendant — (mit dem Herrn General-Intendanten kam ich außer den Conferenzen selten oder nie zusammen) — auf alle Details zu wenden pflegt, war dies eine langsam vorschreitende Arbeit; die Ungeduld, die ich dabei an den Tag legte, setzte mich manchem Tadel aus; doch fehlt' es auch nicht an lustigen Unterbrechungen, die „Fido,“ ein großer und in großen Gnaden stehender Pudelhund, verursachte, indem er meine von Hitze und Langerweile hervorgerufenen Seufzer durch Töne begleitete, an denen nicht nur die Gehör-, sondern auch die Geruch- Werkzeuge sich laben konnten, und durch welche mein verehrter Chef seinem mühsam fest gehaltenen Amts-Ernste zum Trost

Holtei, Bierzig Jahre. IV.

nicht selten aufgefördert wurde, in das Gelächter über die Seufzer des Hundes einzustimmen, mit welchem ich meine Seufzer vertauschte.

Wie tief die düstern Vorahnungen, denen ich anheimfiel, mich darniederbeugte, wie schwer sie meinen Lebensmuth gedrückt haben müssen, geht wohl am deutlichsten aus dem geringen Eindruck hervor, den die in ganz Europa nachhallenden Donnerschläge der Juli-Revolution auf mich machten. Nur, als ob Andere mir davon erzählt hätten, schwebt mir noch dunkel vor, daß rings um mich her lauter Jubel ertönte, daß man in Gasthäusern die Zeitungen vorlas, daß man aus den zwei Namen Casitte und Casahette einen bildete und die Gesundheit Beider nicht im üblichen Rheinwein, sondern in Bordeaux ausbrachte, den man mit dem neu zusammengestellten Worte: „Casahette“ benannte. Doch weiß ich, daß mancherlei später erfolgende, unheildrohende Regungen zusammengelaufener Menschen im Odenwalde der Residenz Besorgnisse einflößten, daß unter Commando des Prinzen Emil von Hessen sich die Truppen in Bewegung setzten, daß von Bildung einer städtischen Nationalgarde für die Sicherheit der Einwohner die Rede war, und daß auch ich mich zu diesem Zwecke einschreiben ließ. Aber wenn ich versuche, mir jene einzelnen Bilder jetzt wieder klar zu machen, so verschwinden sie im grauen Nebel, und ich erblicke mich immer nur in peinlicher Erwartung der Unannehmlichkeiten, die das Theater bringen soll!

Dieses wurde denn am ersten September mit

„Egmont,“ worin Julie das Klärchen gab, eröffnet. Küstner, der es herzlich gut mit meiner Frau meinte, und dem auch schon, weil er sie nach Darmstadt berufen hatte, ihr Heil am Herzen liegen mußte, täuschte sich nach diesem ersten Auftritt noch über den günstigen Erfolg, und es war möglich, sich zu täuschen, weil an jenem Eröffnungs-Abende, wo man die Höchsten Herrschaften mit Beifallsbezeugungen empfangen, für unschicklich befunden worden war, dergleichen noch an den Darsteller zu verschwenden, weshalb denn gar kein Applaus fiel und Niemand berechnen konnte, wie sich das Publikum benommen haben würde, wenn es anders gewesen wäre. Ich täuschte mich nicht. Ich erkannte mit sicherem Blick (doch zu spät, denn ich hätt' es längst wissen sollen), daß Julie zur hohen Tragödie nicht berufen war, daß die Mittel, welche zur erfolgreichen Mitwirkung in einem Königsstädter Melodrama genügten, sie nicht auf die Stufe heben würden, die hier eingenommen werden sollte, und daß, wenn auch alle geistigen und gemüthlichen Fonds vorhanden waren, dennoch die nach Außen wirkende drastische Kraft fehle, ohne welche auch dem sinnigsten Studium, der innersten Poesie des Herzens niemals die Auerkennung der Masse zu Theil werden kann. Desto sicherer rechnete ich nun auf das Lustspiel und freute mich nicht wenig, daß sie schon beim zweiten Auftritt Gelegenheit finden sollte, in einer ihrer besten, zierlichsten Rollen, als „Franziska in Minna von Barnhelm,“ zu glänzen. Hier aber zeigte sich deutlich und auf eine für unsern Aufenthalt in Darmstadt völlig vernichtende

Art, wie allgemein die Ansicht, daß Rüstner's Reich nicht von dieser Welt und Julien's Engagement ein ungern gesehenes sei, im größeren Publicum verbreitet war. Nicht ein beifälliges Gemurmel der Theilnahme, nicht ein Lächeln, nicht ein Ton gab sich kund. An der Giseskälte der Versammlung erkältete auch der Humor der armen Frau, die letzten Acte spielte sie schon ganz matt und mußte, während neben ihr das Rohe, Verfehlte, Uebertriebene stürmisch beklatscht wurde, ohne ein kleines armes Zeichen der Anerkennung den Schauplatz verlassen; sie, welche gerade in ähnlichen Rollen den lauten Enthusiasmus der Berliner zu erregen gewöhnt war.

An diesem Abend hatte die Ärmste gleich nach dem Schauspiel die doppelt schweren Pflichten der aufmerksamen Hausfrau zu üben. Börne, auf seiner ersten Reise nach Paris, wohnte der Vorstellung bei und besuchte uns nachher. Verschlüssener, tauber und mißmüthiger als je, blieb er jedem Gespräch fast unzugänglich und klagte über die Langeweile, die ihm unsere matte Aufführung des Lessing'schen Lustspiels verursacht, so rücksichtslos, daß ich wirklich Gott dankte, als er sich empfahl, und daß ich ihn bei all' meiner Hochachtung für seinen Geist sehr gern scheiden sah*). Mit diesem

*) Nicht für Leser, die mich kennen, — denn diese wissen, woran sie in diesem Punkte mit mir sind — sondern für solche, denen ich persönlich unbekannt bin, muß ich jetzt, nach 38 Jahren noch, mich gegen eine Verfbie verwahren. Die nach seinem Tode im Druck erschienenen Briefe des Herrn Börne beginnen mit Erwähnung des oben bezeichneten

Abende schließt denn auch Juliens Theaterleben für Darmstadt ab. Was sie auch ferner gespielt, worin wir es auch mit ihr versuchten, niemals gelang es ihr, nur die geringste Aeußerung des Wohlwollens zu erkämpfen; und als nun erst gar bekannt wurde, daß die Großherzogin mit ihr zufrieden war; als diese geistreiche Frau sie zu sich entbieten ließ, um es ihr zu sagen und sie durch huldvolle Versicherungen über die offenkundige Parteilichkeit der Tonangeber zu trösten, da richtete sich die Opposition, welche überhaupt gegen jene unpopulaire, für stolz und prachtliebend gehaltene Fürstin vorherrschte, mit doppelter Heftigkeit auf die arme Julie. Ja, es ging so weit, daß ihr einmal, wo sie in dem Liederspiel „Wicner in Berlin“ die kleine Rolle der Berliner Dienstmagd gab (ein Genre, das sie eigentlich für Berlin geschaffen, und worin ihre Meisterschaft dort anerkannt war), von den Großherzoglich - Hessischen jugendlichen

ten Abends und gaben dem Edlen Gelegenheit, seine Reise gleich beim Antritt derselben mit einem Biß zu schmücken, den er über die ihm bei mir vorgelegten Kartoffeln zu machen versucht. Möglich, daß dergleichen auch vorhanden waren; wahrscheinlich auch, daß wir ihn und die übrigen Anwesenden nicht sardanapalisch bewirtheten; denn er meldete sich bei mir erst kurz vor Beginn des Schauspiels, „um freien Eintritt ersuchend“; und während meine Frau Comödie spielte, konnte sie nicht für die Küche sorgen. Aber daß irgend Etwas versäumt worden sei, was eine freundliche Wirthin ihren Gästen gern bietet, das erklär' ich für Verleumdung. Wer in Breslau, Berlin, Darmstadt, Wien, Miga oder sonst irgend wo in meinem Hause sich's gefallen ließ, wird mich der Knickerei nicht beschuldigen. Geröstete Rojalisten und Thronenblut konnte ich Herrn Börne freilich nicht aufstischen. S.

Helden nachgezischt wurde! Diese Art der Mißhandlung war uns beruhigend, fast angenehm. Denn sie stellte die Absicht in's voll'ste Licht und ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß nicht einmal die Täuschung, wie sie durch blinde Parteilichkeit oft hervorgerufen wird, sondern lediglich böser Wille vormalte, der durch Nichts mehr zu beschwichtigen sei. Sobald erst jede Hoffnung verstummt, sobald erst entschiedene Resignation eintritt, folgt auch die Ruhe nach; und im Umgange mit gebildeten, anerkennenden Freunden suchten und fanden wir Entschädigung.

Die Großherzogin dehnte die Beweise ihrer Huld nicht nur auf Julien aus; sie gönnte auch mir Gelegenheit, vor ihr an den Tag zu legen, daß ich zu etwas Besserem berufen sei, als den *souffre douleur* zwischen zwei feindseligen Intendanten, einer mißvergünstigten Truppe und einem aufgeregten Theaterpublicum abzugeben. Ihr Hofhalt war klein und anspruchslos. Ihr gegenüber hab' ich niemals empfunden, daß sie, wie man ihr nachsagen wollte, eine stolze, ihrer Erdenmacht sich überhebende Fürstin sei. Aber sie schien zu wissen, daß sie nicht beliebt war, und dadurch bekam ihr ganzes Wesen eine unverkennbare Bitterkeit, welche noch vermehrt wurde durch die Unruhen, die als kleinliche Nachahmungen der großartigen Ereignisse in Paris manche Regierungen in Deutschland belästigten, und welche auch im Hessischen hauptsächlich gegen den vor Kurzem abgeschlossenen Beitritt zum Zollvereine sich richten wollten; wie ich denn überhaupt einen seltsamen Groll gegen Preußen beson-

Verß bei Denjenigen wahrzunehmen meinte, die, wenn auch der jugendlichen Gegenwart angehörig, doch durch militärische Cameradschaft in jene Vergangenheit eingeweiht waren, wo Deutsche wider Deutsche siegreich zu sechten unter einem unbesiegten Feldherrn gelernt hatten.

Wenn nun aber das Darmstädter Publicum mit dem Großherzoglichen Hoftheater, wie es zu unserer Zeit bestand, unzufrieden war, so lag der Grund nicht allein in Parteiungen und Rabalen, nicht allein im Zwiespalt zweier Intendanten und ihrer sich gegenseitig beseindenden Anhänger. Ich habe der Wahrheit gemäß meine gerechten Klagen gegen die Unbill erhoben, die meiner armen, ungerecht angefeindeten Frau widerfuhr. Ich muß nun auch, soll ich nicht aus dem Tone fallen, der diesem Buche den Werth der Aufrichtigkeit verleiht, die Sache von der andern Seite beleuchten. Zunächst, was meine Frau betrifft, hatten wir uns, Küstner wie ich, entschieden getäuscht, als wir deren tragische Mittel überschätzten und geistige Intelligenz für drastische Kraft hielten. In diesem Irrthum befangen, hatten wir eine schon vorhandene junge Schauspielerin, Ule. Lauber, — (nachher als Mad. Versing in Petersburg) — übersehen zu dürfen geglaubt, die uns durch ihr Aeußeres nicht vortheilhaft begabt schien. Allerdings war sie nicht hübsch, auch stand sie meiner Frau in jeder Beziehung an Bildung und Fähigkeit tieferen Verständnisses, richtiger Auffassung weit nach. Aber sie besaß lebhaften Instinkt der Darstellungsgabe, der auf der Bühne über viele Mängel hinweghilft, und sie besaß, was meiner

Frau versagt war, die wohlklingende Fülle eines umfassenden, kräftigen und dennoch zum Herzen dringenden Sprechorgans. Mehr bedurft' es nicht, um die öffentliche Meinung ihr gänzlich zuzuwenden; wer fragte nach einem falschen Accent, nach einer nicht begriffenen Phrase, wenn nur das Ganze klang und tönte? Eben so schlimm stand es mit mir als Regisseur. Wäre ich auch im Stande gewesen, durch meine Einwirkung einem poetischen Drama, einem feinen Lustspiel manche Vollkommenheiten der Darstellung zu geben, die man vor mir nicht gekannt hatte, so kam es darauf gar nicht an, und die Menge, die sich ja nirgends darum bekümmert, war in Darmstadt am allerwenigsten geneigt, darnach zu fragen. Ihr galt die Oper! Und das war so natürlich. Die Oper war das Schooskind des verstorbenen Großherzogs gewesen, in ihr waren seine späteren Lebensjahre völlig aufgegangen, an sie hatte seine Prachtliebe unglaubliche Summen gewendet. Und wenn auch die Stände des Landes dazu den Kopf schütteln wollten, den Bewohnern der Residenzstadt war diese Richtung höchst willkommen und einträglich. Ein großer, herrlicher Saal, groß genug für eine Stadt von Hundert- oder Zweihundert-Tausend Einwohnern; eine kolossale Bühne mit Nebenräumen, Garderoben, Statisten-Hallen, Versammlungszimmern, Maschinen-Wesen, Decorationsprunk, wie kein Hoftheater sonst aufzuweisen hat; eine zahlreiche, vortreffliche, von Virtuosen gezielte Capelle; ein starker, tüchtiger Chor; eine Prachtfülle der Costüme, die zu hunderten mit Courrierpferden aus Paris herbeige-

schafft wurden; und über All' diesem in der Person des Herrn Grüner ein Regisseur, der mit grandiosem Ueberblick, lebhafter Phantasie und unumschränkter, vom Souverain persönlich unterstützter Autorität all' jene überreichen Mittel für gewaltige Bilder, sinnige Gruppen, große Effecte zu benützen verstand! War es ein Wunder, daß aus Hanau, Mainz, Offenbach, Frankfurt, aus Städten und Flecken der Umgegend ganze Caravanen Schaulustiger anrückten, um der Aufführung einer Prachtoper beizuwohnen, deren Ausstattung viele Tausend Gulden gekostet, und von der Grüner und sein Fürst mehr als vierzig Theaterproben gehalten? An solchen Tagen wurde das menschenleere, oft öde Darmstadt von Fremden übersüllt, und nicht bloß die Rassen der Gastwirths, auch viele andere Bürger zogen davon erkleckliche Vortheile. Dies Alles war mit dem alten Großherzog gestorben. Ein Ersparnißsystem sollte eingeführt werden! die Oper sollte nicht mehr auf Kosten des recitirenden Dramas glänzen, und das lebendige Wort, der Geist sollte vorherrschen, — weil er wohlfeiler war. Grüner wurde entlassen. Vielerlei Anklagen lasteten auf ihm. Er hatte seine Macht mißbraucht, sagte man; der junge Hof war ihm nicht günstig. Die nothwendige Regeneration mußte mit ihm beginnen! — Gut und schön! Aber dann hätte man uns auch ein kleines, behagliches Theaterchen geben müssen. Im unheuren Opernhause waren unsere Reductionen übel angebracht. Kein Fremder fand sich mehr ein, um zu prüfen, in wiefern die Ersparungen gelingen möchten, und als

den bisherigen Aechthundert Inhabern von Freibillets Mancherlei gegen ihre Vorrechte eingewendet und ihre Zahl herabgesetzt war, spielten wir oft vor leerem Hause. Ist das nicht ganz natürlich? Konnt' es anders sein? Die neue Unternehmung war todt, bevor sie noch in's Leben trat. Nur in einem kleinen, dem kleinen Theater-Publicum Darmstadt's entsprechenden Gebäude konnte ein poetisches Dasein für sie erblühen. Meine Vorschläge in dem noch vorhandenen, alten Theaterchen*) zu spielen, fanden keinen Anklang und wurden als armselig zurückgewiesen. Ich gelangte sehr bald zu der Einsicht, daß mir für die Leitung der Opernregie in einem Raume, der, um ihn nur leidlich zu füllen, noch immer ein Heer von Statisten brauchte, nicht mehr als Alles fehle, und legte höhern Orts die dringende Bitte vor, mich dieser Pflicht zu entbinden. Sie wurde mir gewährt. Der bisherige Inspicient, der schon an Grüner's Seite gearbeitet und zum Theil dessen Scenarien besaß, übernahm gegen Empfang eines entsprechenden Anthells von meiner Gage dieses schwierige Amt. Er hatte Nichts zu fürchten, denn er gehörte zum alten, beliebten Regime.

So waren wir denn eigentlich schon abgethan, Julie

*) Es überfällt mich während des Schreibens auf einmal die Besorgniß, mein Gedächtniß könnte mich täuschen, ich könnte irgend eine Verwechslung mit einer andern Stadt machen, und jenes kleine „vorhandene Theater“ könnte am Ende gar nicht vorhanden sein. Ich muß wiederholen, daß die Erinnerungen an das dortige Bühnenleben die unklarsten sind, die ich mir bewahrt habe, und daß Manches aus jener Zeit mir total verschwunden ist.

wie ich. Außer der persönlichen Huld der Großherzogin, dem durch peinliche Rücksichten nach Außen beschränkten Wohlwollen Küstner's blieb uns Nichts, als die täglich wachsende Ueberzeugung, daß hier unser Bleibens nicht sei, und daß wir eine schöne, liebe Heimath aufgeopfert hatten, um nach vielen Verlusten, unsäglichen Kränkungen muthlos und eingeschüchtert den Wanderstab zu ergreifen. Denn daß jetzt nicht mehr erwartet werden konnte, jenes in Aussicht gestellte Versprechen lebenslänglicher Versorgung solle wieder angeregt werden, war eben so klar, als es mir unmöglich und mit der Rücksicht für Julien unverträglich gewesen wäre, ein fortdauerndes Engagement anzunehmen, wenn man wirklich großmüthig genug gedacht hätte, es mit uns abschließen zu wollen. Im Gegentheil, ich hatte Nichts im Sinne, als möglichst baldige Entfernung vom Schauplatz unsrer Leiden, weshalb ich Küstner'n mit Bitten bestürmte, — da es doch undankbar gewesen wäre, die Güte der Fürstin direct durch ähnliche Aeußerungen zu erwiedern. Von ihm aber wurde ich für's Erste immer noch zur Geduld ermahnt. —

Nähe bei Darmstadt liegt ein ziemlich großer Nadelholzwald, „die Tanne,“ wo man außer wilden Kaninchen selten einem lebenden Wesen begegnet. Dort wandelte ich halbe Tage lang einsam umher und grämte mich im Stillen ab. Das waren die blühenden Mandelhaine, das die Bergstraße mit ihrem südlichen Hauch, auf die ich mich gefreut hatte, wenn ich dem sandigen Berlin nicht zeitig genug entfliehen zu können wähnte!

Doch will ich nicht ungerecht gegen jene „Tanne“ sein, die nach unserm Sprachgebrauch besser „die Kiefer“ geheißen hätte. In ihrem Sande, unter immergrünen, rauschenden Zweigen umherirrend, glaubte ich mich in meine niederschleifischen Wälder versetzt, und oft suchte ich mir einzubilden, das wäre Oberrigter Forst, ich wäre siebzehn Jahr alt, die Welt meiner kindlichen Wünsche läge noch vor mir, ich hätte nicht für Weib und Kind zu sorgen, ich dürfte mein Bündel schütren und das Weite suchen! Was Wunder, wenn ich auf diesen Wegen, die ich auch im Winterschnee mir zu bahnen mußte (und wo mir wahrhaftig weniger kalt war, als in meiner Wohnung, in welcher die verwünschten eisernen Ofen keine dauernde Wärme hervorbrachten), unversehens wieder dahin gelangte, von wo ich vor so viel Jahren ausgegangen war, dahin, wohin mich verzweifelter Unmuth treiben wollte, als ich in Grafenort's Buchengängen um Julie weinte. — Ja, ich wendete mich, da ich sonst rathlos und ohne Plan für's Leben war, abermals dem Gedanken zu, wieder die Bühne zu betreten. Ermuntert und mit Selbstvertrauen beseelt, fühle ich mich zu diesem Vorsatz durch den Beifall, den ich in Frankfurt fand, wo ich einige Male in den Akademien des Kapellmeister Guhr im Theatergebäude mitzuwirken eingeladen wurde, und wo ich auch im „Museum“ Auszeichnung und Dank erndtete.

Bevor ich jetzt erzähle, durch welche Wendung des Geschicks diesmal noch die Ausführung meiner Absicht hinausgeschoben wurde, muß ich einiger in Darmstadt

empfangener Besuche gedenken, deren erster sich eben an meinen ersten Auftritt im Gühr'schen Concert knüpft. Ich darf dies um so weniger unterlassen, weil ich versäumt habe, den Namen, welcher hier folgen wird, da zu nennen, wo er in meinen Schilderungen seinen Platz hätte finden sollen. Wer hätte diesen Namen nicht mindestens gehört? Wer wüßte nicht von Nicolo Paganini? Als er in Berlin Concerte gab, gelang es mir, für meine in diesem Grade noch nie erlebte Begeisterung treffende Worte und für solche Worte eine poetische Form zu finden. Ich ließ dies Gedicht*), welches beginnt:

„Du düst'rer Mann, in Mährchen eingehüllt“
durch den Druck vervielfältigt, damals in Berlin vertheilen; so gelangt' es, von Prof. Valentini in's Italienische übertragen, auch in Paganini's Hände, und als ich letzteren dann bei einem wunderschönen Feste, welches Meyerbeer ihm gab, kennen lernte und ihm als Verfasser bezeichnet wurde, fand ich einen Platz in seinem sonst nicht leicht zugänglichen Herzen. Er lud mich zu seinen Proben ein, er empfing mich gern bei sich, er überhäufte mich mit Freibillet's (mit denen, wie bekannt, er gar nicht

*) Siehe: »Gedichte.« Das Gedicht war auch in Göthe's Hände gekommen, und dieser ließ mir ausdrücklich schreiben, daß er »sehr damit zufrieden sei.« Es ist das einzige Mal, daß er sich gegen mich über mich ausgelassen. — Paganini hatte in Weimar gespielt und auch dort auf seinen vier elenden Saiten wimmernd den Menschen die Herzen im Leibe umgerührt. Sage man, was man wolle, von seinen Vorgängern, seinen Nachfolgern, seinen Mängeln und Fehlern!! — Seit ich ihn gehört, läßt mich jedes Virtuositenthum kalt.

freigebig war), die ich mich zu empfangen weigerte, und die er mir dann „pour mes amis!“ aufdrang, ja er schenkte mir sein Bildniß mit der von seiner Hand geschriebenen Widmung: „Grato all' amico Holtei!“ welches heute noch eine Zierde meines Albums, zur Zeit an den Wänden meiner Tochter, bildet*).

Daß Paganini in Frankfurt a. M. seit Monaten sich aufhalte, war mir wohl zu Ohren gekommen. Doch als ich zum ersten Gühr'schen Concert hinüber fuhr, hatt' ich, mit meiner Declamation und ihrem Successe beschäftigt, fast darauf vergessen. Wie ich nun geendet und mich in die Garderobe begeben hatte, um meine Kleidung zu wechseln, stand der lange, schwarze Dämon, der weltbeherrschende Zauberer und Hexenmeister so unerwartet vor mir, daß ich fast erschraf. „Ich habe,“ sagt' er mir, „Ihre Worte nicht verstehen können, weil ich nicht deutsch weiß, aber ich habe sie begriffen durch Ihren Vortrag, und ich fühle mich sehr glücklich, de pouvoir vous rendre les claques, que vous m'avez données à Berlin.“ Ich mußte ihn am nächsten Morgen in seinem Hôtel besuchen und konnte nicht hindern, daß er ein Déjeuner mit Champagner serviren ließ. (Dabei begegnete noch der unglaubliche Spaß, daß, wie ich fortging, ein Kellner, mir folgend, mich um meinen Namen bat. Als ich ihn fragte, was ihn dazu veranlassen

*) Das war 1845. Seitdem ist es durch Tausch in Besitz meiner gütigen Gönnerin Madame Elise Campe-Hoffmann in Hamburg übergegangen.

könne, erwiderte er ganz offen: Sehen Sie, Herr Paganini wohnt schon so lange bei uns und hat noch keiner Seele einen Tropfen vorgelegt. Nun möcht' ich doch gar zu gern wissen, wie der Mensch heißt, den er mit Champagner traktirt?) Während dieses Frühstücks wurde verabredet, daß Paganini mich in Darmstadt heimsuchen solle, was er denn auch, aber ohne sich vorher anzumelden, wirklich that. Seine unerwartete Ankunft setzte meine Frau in große Verlegenheit, weil sie zu kurz vor Mittag erfolgte, um noch häusliche Anstalten zu einem splendiden Empfange an häuslicher Tafel zu treffen. Ich verschob also die Zusammenkunft bei uns für den Abend, führte meinen Gast sammt einigen Darmstädter Genossen in das vortreffliche Hôtel zur „Traube“ und setzte ihn dann, da ich eine Abend-Probe der Jungfrau von Orleans abzuhalten hatte, während dieser in eine Theaterloge, wo er bon gré mal gré bis um neun Uhr aushalten und Schiller'sche Verse mit anhören mußte.

Zum Souper hatt' ich nun Gönner und Freunde zusammen geladen, die sämmtlich darauf brannten, den fabelhaften „Nur ein Geiger“ von Angesicht zu sehen. Beim Sehen blieb es denn auch; auf's Reden ließ er sich wenig oder gar nicht ein und erwiderte alle an ihn gerichteten Begrüßungen durch stumme Verneigung und jedesmaliges Austrinken seines Glases, welches immer wieder mit perlendem „oeil de perdrix“ zu füllen die Sorge meiner Frau war. Wir saßen bis tief in die Nacht am Tische. Gottfried Weber bestand darauf, wir sollten ihn einladen, in Darmstadt Konzert zu

geben. Ich stritt dagegen und wendete ein, daß die von ihm beliebten Preise für den Ort zu hoch wären. Andere schlugen vor, ihm zuzureden, daß er den Eintrittspreis auf einen Raubthaler stelle. Einige meinten wieder, gerade der ungewöhnlich hohe Preis würde Viele anlocken, und er müsse auf einem Kronthaler bestehen. Während nun hinüber und herüber gestritten wurde und Niemand daran dachte, daß Paganini dem Gespräch zu folgen im Stande sei, erhob er plötzlich seine Stimme und rief: „si si Messieurs, große Thaler!“ Da brach der liebenswürdige Medizinalrath H., dieser ächte Deutsche von edelster Gesinnung, in die Worte aus: „Schinnoos, stäubiges! das vom große Thaler hat er all's verstande!“ Das Gelächter war allgemein und wollte nicht enden. Paganini lachte mit. Aber er hatte es doch übel vermerkt, denn er wollte von späteren Unterhandlungen Nichts mehr hören und hat auch wirklich jene Gegend verlassen, ohne in Darmstadt gespielt zu haben.

Ein zweiter Besuch, der mich überraschte und ehrte, war A. W. v. Schlegel. Dieser ausgezeichnete Mann hatte von Baurath Moller, bei welchem er auf der Durchreise einsprach, erfahren, daß ich mich in Darmstadt niedergelassen, und mir von Berlin her ein so gültiges Andenken bewahrt, daß er seine Weiterreise auf den andern Tag verschob, um mir den Abend zu gönnen. Als ich davon in Kenntniß gesetzt wurde, gerieth ich in nicht geringe Verlegenheit, denn gerade für diesen Abend waren wir zu dem alten würdigen Generallieutenant

v. Dalwigk eingeladen, wo ich vor einer großen Gesellschaft meine in Darmstadt noch unbekannte „Lenore“ zum Besten geben sollte. Dort wegzubleiben schien unmöglich, weil die Gesellschaft auf mich berechnet war. Ich erbat mir also von Schlegel die Erlaubniß, ihn anzumelden, und erbat mir dann von Frau von Dalwigk (Schwester des hochverehrten, herrlichen, erst kürzlich verstorbenen [1845] Juristen Hoppfner, eines Mannes, an dessen originelle Liebenswürdigkeit ich mit Begeisterung zurück denke!) die Erlaubniß, den berühmten Gast bei ihr einführen zu dürfen. Als wir Schlegel abholten, hatte dieser seine Toilette nicht gänzlich beendet, und wir sahen, meine Frau und ich, wie er, nur halb von uns abgewendet, den längst verblühten Wangen einen jugendlichen Rosenschimmer aufzustreichen sich noch beeilte. Meine Frau, die sich einen Gelehrten von Schlegel's Bedeutung überhaupt nur mit der Feder hinter'm Ohr und in Folianten vergraben denken mochte, und die man ihrerseits um keinen Preis dazu gebracht haben würde, außer der Bühne sich zu schminken, war nicht weit von einem lauten Schrei des Entsetzens entfernt, und ich mußte sie ernstlich in den Arm kneipen, um ihr Schweigen aufzuerlegen. — Schlegel's Erscheinen in dem großen, meist aus Vornehmen zusammengesetzten Kreise machte Aufsehen und stellte mich, der ohne ihn der Mittelpunkt des Abends gewesen sein würde, natürlich bedeutend in den Schatten. Doch ließ ich mich durch diese Entthronung in meiner Freude über seine Anwesenheit nicht irre machen, trug vielmehr, um ihn nach schwä-

Holtei, Bierzig Jahre. IV.

chen Kräften zu feiern, als Einleitung für's Vorlesen seinen reizenden, nie veraltenden „*Arion*“ vor. Dieser nicht erwartete Vortrag veranlaßte einen jener Auftritte, bei denen die Zuhörer vor Verlegenheit ihren Geist aufgeben möchten: ein Graf, dicht neben dem Dichter sitzend, unterbrach nach Beendigung des Gedichtes die allgemein gehaltene Verehrungs-Pause, während welcher alle übrigen Personen in stummer Andacht sich gegen Schlegel hinwendeten, mit den unglaublichen aber sehr heiter klingenden Worten: „Von wem ist denn diese Romanze?“ Schlegel, eine unermessliche Priße nehmend, sagte mit sanftem Lächeln: sie stammt aus einer frühern Zeit, wo ich mich mit dergleichen Kleinigkeiten noch befaßte.“

Ich aber ließ rasch und ohne Aufschub meinen alten Husaren auftreten, um die Todesangst der edlen Hausfrau durch Dazwischenkunft des siebenjährigen Krieges zu beenden. Nachdem Lenore ihr junges Leben auf dem beschneiten Grabe ausgeweint, und die Gesellschaft sich erhob, nahm Schlegel das Wort, und mit glühendem Feuer, woran der Verfasser des großen Werkes über dramatische Poesie kenntlich wurde, ließ er sich in eine völlige Kritik meiner schwachen Arbeit aus. Er tadelte unverhohlen*); er lobte herzlich. Mit wahrem Eifer

*) Einige Monate später empfing ich einen Brief von der Schopenhauer, die, nachdem sie Weimar verlassen, ihren Winterstiz in Bonn genommen. In diesem Briefe find' ich jetzt eben, vergangner Jahre Last und Freude durchblättern, folgende Zeilen: — — „ac. desto mehr aber hat Schlegel mir von Ihnen erzählt, auf den ich unerachtet seiner Eitelkeit und mancherlei Schwächen doch viel halte. Durch die Art, wie er bei jeder Gelegenheit Ihrer erwähnt, hat er

ging er auf mein Bestreben ein, dem materiellen Spuck, der in die Ballade gehört, auf der Bühne aber stören würde, auszuweichen, und als er dabei Bürger's Namen aussprach, den Namen des unsterblichen Sängers, der ihn, den jungen August Wilhelm, als „königlichen, den Druck der Wolken überwindenden Nar“ vorherverkündigt, — als er jene Strophen der Bürger'schen Lenore, aus denen ich den dritten Akt zu bilden versucht, recitirte, — da verklärten sich seine Züge, und ich vergaß, ich konnte vergessen, daß er sie durch Schminke entweicht. Er behauptete, am nächsten Tage abreisen zu müssen, und verweigerte deshalb die Bitte meiner Frau, die ihn zum Mittagessen einladen wollte; dagegen nahm er ein Frühstück an, unter der Bedingung, daß es um zwei Uhr, als zu welcher Stunde sein Diener die Postpferde vor unsere Thüre bestellen sollte, beendet sei! Schlag Zwölf versammelte sich denn bei mir, was zu uns in Geist und Herz gehörte, und er war so natürlich, unbeschlagen und froh, daß sein Beispiel uns Alle zu gleich geselligem Frohsinn ermunterte. Auf diese Weise aber

mein Herz vollends erobert. Neulich noch nahm er gegen eine sehr schöne Frau, in die er obenein nach seiner Art verliebt ist, Sie eifrig in Schutz, als diese meinte, Ihre Lenore sei dummes Zeug. Nebenhaupt ist Holtei — sprach er — doch ich will Ihre Bescheidenheit schonen. Er sagte nur die Wahrheit, aber diese so ausgesprochen und von ihm so zu hören, that mir unendlich wohl! — Ist es nun nicht sträfliche Eitelkeit, daß ich dies hier abdrucken lasse? Meinethwegen! Wer so aufrichtig über sich selbst redet, als ich es thue, und wer seine Stellung so demüthig erkennt, als ich die meinige, der hat auch ein Recht, manchmal in's Horn zu stoßen.

dehnte sich das Frühstück bis weit in den Abend hinein, und unser armer Gast hatte dreifache Postrechnung zu bezahlen, weil die Pferde nach vergeblichem Warten mehrere Male weggeführt und wieder geholt worden waren. —

Darmstadt ist gewissermaßen wie ein Durchgangspunkt für Reisende zu betrachten. Seiner Lage verdanken wir also unaufhörliche Besuche: Berliner, Breslauer und Dresd'ner Freunde und Bekannte, Sänger und Schauspieler jeder Gattung. Die erstgenannten richteten sich gewöhnlich auf's Uebernachten ein, um uns zu sehen und mit uns zu plaudern; die Letzteren fielen mir, dem Regisseur, anheim, weil die beiden Intendanten, Beide unvermählt, kein Haus machten. So verging fast keine Woche, wo meine Frau nicht mindestens zwei, dreimal zu bewirthen hatte, und dazu reichten, wenn auch in Darmstadt im Ganzen alle Lebensmittel und die heimischen Weine — (französische sind desto theurer) — wohlfeil sein mögen, doch unsere Einnahmen nicht aus. Wir setzten also zu, die letzten Reste meines kleinen Vermögens erschöpften sich. Unsere Küche war ganz gut. Abgesehen davon, daß die Köchin, welche nebenbei stahl wie ein Rabe, sich regelmäßig betrank*), blieb sie doch

*) Als die Schröder-Debrient während ihres Gastspiels in Frankfurt bei uns einige Rollen sang, und wir ihr zu Ehren nach einer Ausführung des Freischützen Gesellschaft erwarteten, lag unsre Köchin noch um 6 Uhr total besoffen wie eine Todte in der Küche unter'm Heerde, ihre Einkäufe, auch die noch lebendigen Bestandtheile derselben, wie Fisch und Geflügel, in buntem Gemisch um sie her. Nichts

immer auf dem Platze und machte der Hausfrau keine Schande. —

The wir vom Jahre 1830 gänzlich Abschied nehmen, hab' ich noch die traurige Verpflichtung, eines Briefes zu gedenken, der aus Weimar unterm 12. Novbr. von der Hand eines dem Göthe'schen Hause nahe befreundeten Mannes mir zukam:

„Mit Behmuth und kaum fähig, einen Gedanken zu fassen, ergreife ich die Feder, Ihnen unseres August Tod zu melden. Er starb am 28. Okt. früh 2 Uhr in Rom in Folge eines im Kopfe gesprungenen Blutgefäßes, was sein Ende schnell, ja augenblicklich herbeiführte. Wir erhielten die Nachricht vorgestern durch den Handörsichen Gesandten, der ihn am 27. erst spät Abends verlassen hatte, wo er schon das Zimmer hüten mußte, weil nach dem Urtheil des Arztes ein Scharlachfieber im Ausbruch war. Sie können denken, welchen Eindruck diese Nachricht auf den zweiundachtzigjährigen Vater, auf die schwächliche Frau gemacht hat. Letztere läßt Sie, Ihrer innigsten Theilnahme versichert, freundlich grüßen. Der Vater hält sich äußerem Anscheine nach aufrecht. Es darf ihm Niemand das Wort Tod aussprechen. Allein was in seinem Innern vorgeht, welche Folgen dieser Schlag auf seine Gesundheit im Laufe des Winters üben wird,

desto weniger konnten wir um 10 Uhr uns zu Tische setzen und waren ganz anständig bedient. Sie wußte genau, wie lange sie brauchte, um ihren Rausch auszuschlafen, und arbeitete, sobald dies geschehen war, für Drei, wie sie für Drei trank.

darüber wagt Niemand zur Zeit ein Urtheil. August hatte sich nach allen brieflichen Mittheilungen (insbesondere seinem gebiegenen Tagebuch) so außerordentlich wohl befunden, so herrliche Genüsse in sich aufgesaßt, daß wir uns Alle, vor Allen sein Vater, der Rückkehr freuten und die schöne Hoffnung hegten, Kunst und Alterthum würden ihn mit dem gewöhnlichen Leben, welches ihm mannichfachen Ekel erregte, versöhnt haben, namentlich aber noch ein neues Band zwischen ihm und seinem großen Vater knüpfen. Dies Alles ist nun dahin! Wir hatten brieflich verabredet, daß er über Frankfurt heimkehren und ich ihn dort abholen wollte, daß wir Sie in Darmstadt überraschen und einige Tage mit Ihnen verleben würden! Es hat nicht sein sollen.“ —

Ruhe sanft, mein armer kranker Freund, unter Deiner Pyramide! —

Es liegt in der Natur des Menschen, und manches Menschen ganz besonders, daß er dem Ekel gleich die Last, welche der Himmel durch die Hand anderer Menschen ihm aufbürden zu lassen für zweckmäßig findet, trotz ihrer wachsenden Schwere fortschleppt, ohne ernstliche Anstalten zu einer wünschenswerthen Erleichterung zu treffen, mit Stöhnen sich begnügend. Das geht denn so ein ganzes Weildchen fort, bis endlich ein Anstoß von Außen kommt, der den Entmuthigten über sein Glend erhebt und zum Vater rascher, dann oft zu rascher Ent-

schließungen macht. Einen solchen Anstoß gab mir das neue Jahr (1831). Ich erklärte Künstler'n, daß ich es nicht mehr mit ansehen könne, meine Frau theatralisch verkümmern zu lassen, daß ich selbst nicht bei der Darmstädter Bühne versauern wolle, und daß er Mittel finden müsse, uns frei zu machen. Zu meinem Erstaunen ging er diesmal auf unsere Wünsche ein, gestand mir zu, daß auch er die Hoffnung, Julie könne sich hier noch durchkämpfen, aufgegeben habe, und versprach das Nöthige einzuleiten. Ernster als bisher ward ich durch diese Erwiderung aufgefordert, der nächsten Zukunft zu gedenken, für sie thätig zu sein. Ich entwickelte folglich im Zwiegespräch mit meiner Frau die Absichten, welche ich auf eine neuzubeginnende Laufbahn als Schauspieler gefaßt, und suchte ihr darzustellen, daß es das Klügste sei, Hand in Hand eine Reise anzutreten, wie nur wandernde Komödianten auf gutes Glück sie unternehmen mögen! Ich war fest überzeugt, daß sie, der es niemals an Muth fehlte, wo es galt, ihr Schicksal an das meine zu knüpfen, lächelnd einstimmen werde. Wie sehr muß ich also erstaunen, sie zum ersten Male meine Gegnerin zu finden! Von Berlin aus, sagte sie und zwar im entschiedensten Tone, wär' ich zu Allem bereit gewesen, möcht' es noch so toll erschienen sein, denn ich trug in mir die Ueberzeugung meines Berufes, das Vertrauen auf mein Talent. Dies ist dahin. Nach Allem, was ich hier erlebt, kann ich nur an mir zweifeln, muß ich befürchten, daß meine Berliner Gönner in Irrthum befangen waren, und werde niemals wagen, in dieser trost-

losen Stimmung eine Kunstreise zu machen. Es blieb also Nichts übrig, als zu versuchen, ob es möglich sei, für Julien einen wenn auch noch so bescheidenen Platz am Berliner Hoftheater zu finden. Ich eröffnete zu diesem Zwecke eine vielseitige Correspondenz, richtete aber die nächsten und dringendsten Bitten an Raupach, von welchem ich wohl wußte, wie viel er bei der General-Intendanz galt. Aus seinen Briefen, die ich noch besitze, geht seine mir wohlwollende Gesinnung und der beste Wille hervor. Auch schien es einige Male, als ob das Brett im Seesturm erreicht werden könnte, doch entzog es sich wieder den Händen der Hilfe Suchenden. In Raupach's letztem Schreiben les' ich die Worte:

„Ich weiß nicht, ob Sie schon die Antwort der General-Intendanz empfangen? Es ist dies nun freilich einerlei, da Sie bereits von einer andern Seite her einen kategorischen Bescheid erhalten haben. Diesen, offenherzig gesagt, haben Sie sich selbst zugezogen, indem Sie Ihren Wünschen noch auf einer andern Seite Fürsprache verschaffen wollten, wodurch Sie uns gestört und der Sache geschadet haben. Was haben Sie nun für Pläne? Ich würde rathen, wo irgend möglich ihre Frau wieder bei der Königsstädtischen Bühne zu engagiren, denn einmal scheint Man dies da, woher Ihr Bescheid gekommen ist, zu wünschen. Und dann würde, wären Sie nur einmal hier, sich Manches thun lassen. Es thut mir leid, daß unsere Verhandlungen zu keinem besseren Ergebnisse geführt haben; ich habe gewiß keine Mühe gespart,

wie ich sie niemals sparen würde, wenn ich Ihnen irgend einen andern Dienst leisten könnte."

Raupach hatte vollkommen Recht. Die Ansicht, daß Julie auf die Königstädter, nicht auf die Hof-Bühne gehöre, wurde uns eben von jener „andern Seite her," deren R. gedenkt, auch ausgesprochen, und wenn gleich aus jenen halb-officiellen Rundmachungen heraus zu lesen war, daß des Königs Majestät die einmal begangene Felonie und Abtrennung von Berlin nicht leicht vergessen möchte, so wurde doch auch zu verstehen gegeben, daß eine mit Herrn Cers angeknüpfte Unterhandlung gewichtiges Fürwort finden würde. Was blieb mir übrig? Nur in Berlin wollte die arme Julie noch einen Versuch wagen, ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben. Und ich — wenn ich an Berlin dachte, — an meine Freunde, — an so manchen Erfolg, — an künftige Versuche! — Geschehen mußte nun Etwas und bald, denn unsere Kündigung in Darmstadt war mittlerweile angenommen worden; ja, was noch mehr ist, sie war mit Freuden angenommen worden. Sie gewährte dem Großherzoglichen Hofe eine Beruhigung, denn derselbe hatte, gedrängt von verschiedenen politischen Rücksichten, aufgefodert zu bedeutenden Ersparungen, den Entschluß gefaßt, das Hoftheater für's Erste gänzlich eingehen zu lassen! Eben so fest als ich überzeugt bin, daß unsere Gönnerin, die Frau Großherzogin, uns (auch ohne kontraktlich bindendes Wort) auf Küstner's briefliches Versprechen hin unter die Reihe der mit Pension zu Entlassenden gestellt haben würde, wenn das Auflösungs-

Decret vor unserm Entlassungs-Gesuch erschienen wäre, — ebenso sicher ist anzunehmen, daß sie sich nun, wo wir gekündigt hatten, von einer Last befreit sah und sich unsrer Ungeduld freute.

Im ersten Augenblicke war ich geneigt, Küstner'n anzuklagen, weil er mir keinen Wink gegeben; — später bei ruhiger Betrachtung seiner Verhältnisse konnt' ich ihn darüber nicht tadeln, denn das Interesse der Fürstin, deren Diener er war, mußte ihm näher liegen, als mein Vortheil. Genug, man war uns los, — und wir boten uns dem Königsstädter Theater wieder an. Die fast umgehend einlaufende Entscheidung der dortigen Direction zeigte deutlich, daß meinem Unerbieten von mächtiger Hand schon im Voraus der Weg geebnet war; leider nur, daß die pecuniären Bedingungen des neuen Contrakts weit zurückstanden hinter jenen, welche den früheren, thöricht zerrissenen und aufgegebenen gebildet hatten. Ich habe für Zahlen ein schlechtes Gedächtniß, doch glaub' ich, der Unterschied betrug mehr als ein Drittheil, und wenn er mehr als die Hälfte betragen hätte: Es blieb keine Wahl. Aber auch aus diesem unserer Noth abgedrungenen Vertrage blühte Lebenshoffnung und Heiterkeit, und seitdem ich wußte, daß wir es zum Frühjahr verlassen würden, fing es erst an, mir in Darmstadt, das heißt: in der Stadt, im Verkehr mit unsern Freunden (nicht etwa beim Theater) recht zu gefallen. Was von jenen gebildeten, klugen, empfänglichen Familien, die uns ihre Häuser geöffnet und uns ihren Umgang gönnten, Alles geschehen ist, um uns mit

dem trüben Geschick zu versöhnen, welches ohne unsre Schuld, lediglich durch den Drang der Umstände über uns verhängt ward, das kann ich weder ausführlich schildern, noch vermag ich es genugsam zu preisen.

„Ja, noch im Tode will ich Eurer denken!
Den tiefsten Gram habt Ihr zum Glück geweiht,
Und wenn sie mich in kühlen Boden senken*),
Versinken nie darf meine Dankbarkeit.“

Hatten diese seltenen Menschen uns vorher schon mit Achtung, Liebe und Anerkennung behandelt, so war es jetzt, wo unser Abgang gewiß geworden, als ob sie uns noch vor dem Scheiden mit Beweisen der Gunst überhäufen, als ob sie uns die Trennung von Darmstadt, auf die wir uns freuten, schwer und schmerzlich machen wollten. Ach, und in wie vollem Maße gelang ihnen dies! Während der letztern Wochen unserer Anwesenheit gingen wir förmlich von einer Hand in die andere; sogar unsern Kindern wurden kleine Gesellschaften gegeben, und wohin wir auch kamen, überall trat uns reine, unverstellte Herzlichkeit entgegen. Julie insbesondere wurde in diesen Kreisen eben so sehr verehrt und geliebt, als sie auf der Bühne von Vielen aus dem Publicum mißachtet worden war. Und es ist auch nicht zu leugnen, daß diese herrliche Frau Jedem, der sie näher kennen lernte, einen Eindruck machen mußte, welcher die Bedeutung der Schauspielerin, auch in ihren besten Rol-

*) Siehe die „Zueignung“ zu meinen Liedern.

len, weit hinter sich zurück ließ. Sittsam, natürlich, unterrichtet, wohlwollend, klug und ehrlich: so gab sie sich, weil sie nicht anders war. Vormursessfrei ging sie, in Anmuth und Schönheit von dem schlechten Rufe und der üblen Nachrede oft schmutziger Umgebung unangefochten, durch's Leben; aber indem sie gegen sich als strengste Richterin auftrat, blieb sie nachsichtig und mild gegen Andere, stimmte niemals in das Verdammungsurtheil gegen andere Frauen und Mädchen, vertheidigte vielmehr mit genialer Freiheit diejenigen, über welche der Stab gebrochen werden sollte. Auch spielte sie nicht die Tugendhafte oder Prüde im Umgange mit solchen. Sie pflegte dann zu sagen: Ich bin, wie ich bin, weil mir so um's Herz ist; wenn ich Werth darauf legen wollte, würde mein Betragen seinen Werth verlieren; mögen Andere anders sein und es mit sich abmachen, deshalb kann ich sie doch lieb haben und mit ihnen umgehen, wenn sie sonst umgänglich und lebenswürdig sind.“ Die kindliche Unterwerfung, die wahrhaft großartige, nur mit wehmüthigem Erstaunen gepaarte Geisterkeit, die sie dem üblen Willen des Darmstädter Theaterpublicums entgegengestellt, hatten ihr in der Meinung der Familien, mit denen wir lebten und verkehrten, so zu sagen eine Märtyrerkrone geflochten, und weil man aus ihrem Munde nie eine bittere Klage vernommen, weil man sie, ihren häuslichen Pflichten getreu, stets nur lächeln und fröhlich dulden sah, war sie zum Gegenstande unverstellter Bewunderung geworden. Von mir

konnte nun freilich dasselbe nicht behauptet werden. Noch immer in unüberlegter Offenherzigkeit dem Augenblick unterthan, redete ich nicht selten unnütze Dinge durcheinander und hätte gar oft Viel darum gegeben, meine Worte, wenn sie heraus waren, wieder zurücknehmen zu können. Ich habe müssen durch eine lange Schule des Lebens wandern, um nur einigermaßen schweigen zu lernen. Auch in Darmstadt im Kreise der besten Freunde verdarb ich mir, wie ihnen, manche schöne Stunde durch heftige Aeußerungen über die Verhältnisse, die doch einmal nicht zu ändern waren, und deren schonungslose Erwähnung die Bewohner dieser Stadt, mochten sie noch so entschieden zu unserer Partei gehören, dennoch kränken mußte. Dies gab man mir auch bisweilen zu verstehen; aber, Dank sei es den Gütigen, ihre Vorliebe für mich wurde dadurch nicht geschwächt, und sie erhielt sich lebendig bis zum letzten Augenblick. Zu einem Abschiedsfeste versammelten sich unsere Gönner mit ihren Damen im Carlshofe (dessen Wirth den für Litteratoren gewichtigen Namen „Gervinus“ führte), und es war Alles geschehen, diese Stunden zu feierlichen, erhebenden für uns zu machen. Meine Frau und ich saßen mit den Kindern inmitten der großen Tafel. Wohin wir blickten — befreundete Personen; Künstler unter ihnen. Jeder Platz rings umher war durch ein Molto bezeichnet, welches eine geistreiche Gönnerin meinen Dichtungen entnommen hatte. Es ertönte ein Lied, — leider besitz' ich es nicht mehr; es ist mir auf unbegreifliche Weise abhanden gekom-

men, was ich als großen Verlust betrachte, weil es einen der ernstesten Abschnitte im Leben für mich bezeichnet, — aus dem mir die Worte noch nachklingen:

„Nur einmal saht Ihr blühen
Die Rosen hier am Rhein!“

und dessen Verfasser, Buchner, so ganz den Ton getroffen hatte, dem ein gerührtes Herz sich willig hingiebt. Julie ward mit dem Trinkspruch begrüßt:

„Höre nicht der Feindschaft Stimme,
Achte nicht die trüben Blicke,
Von dem Vorurtheil geblendet!
Mögen sie zur Erde sinken!
Wer dich lichten Geistes schauet,
Dir mit offner Seele lauschet,
Sieht, daß Dich die Muse führt,
Sieht, daß sie Dir Kränze bietet,
Hört, daß Du die Göttin hörst.
O wie blickt Dein tiefes Auge,
Und wie strahlst Du, reizumflossen,
Grazie, an der Hand der Muse!“

Mir ward ein schöner silberner reich vergoldeter Pokal überreicht, auf dem in Erinnerung manches durch mich belebten Abends eingegraben stand:

„Trinke Dichter, edler Sprecher,
Trinke bis zum tiefen Grund.
Lieder quellen aus dem Becher:
Singe, singe gold'ner Mund!“

Die Namen sämtlicher Festgeber zieren diesen Becher,

der mir, wenn ich ihn jetzt betrachte, wie ein Leidenstelsch vorkommt; das Schicksal legte mir auf, ihn bis zur Hefe zu leeren, und als ich an den Boden kam, fand ich das, Gold reiner, unerkauflicher, nur von Herz zu Herz, von Geist zu Geist erwerblicher Liebe, welches seiner Schwere, seines Werthes halber nicht auf der Oberfläche umher schwimmen konnte, welches den Grund zieren mußte. Der bittere Trank ist getrunken — und bis auf den Nachschmack schier vergessen. Das Gold bleibt und gehört unter die auf Erden erworbenen Schätze, die uns in's Grab, — ja will's Gott, über's Grab hinaus mitgegeben werden! —

Nach dem Festmahle, wo die Gesellschaft zusammenblieb, um uns zu erwarten und noch den Abend im Vereine zu verleben, fuhren Julie und ich zur Stadt, der Großherzogin Lebewohl zu sagen und Dank zu bringen. Sie beschenkte Julien mit einem zierlichen, einfachen Schmucke, dem sie durch sinnige, auf unsre Lage passende Worte vielfachen Werth verlich, und entließ uns eben so wohlwollend und huldreich, wie sie uns immer behandelt hatte. Und so schlug denn die Stunde der Trennung von einem Orte, an dem wir unendlich viel gelitten, an dem wir aber noch mehr Gutes empfangen. Eine Versteigerung der aus Berlin mitgebrachten Mobilien wurde nothwendig, um uns die Mittel zur Rückreise zu geben, — und sie wurde einträglich, weil unsre Freunde dabei thätig waren. Wir schieden an Hoffnung, Muth, Zuversicht, Geld und Besitz viel, viel ärmer, als wir vor einem Jahre eingetroffen waren. Ich hatte in dieser

ganzen Frist Nichts gefördert, als eine neue und erweiterte, durch Polens Insurrection und nahe bevorstehenden Fall veranlaßte Umarbeitung des „alten Feldherrn;“ meine Frau war künstlerisch offenbar zurückgegangen und hatte, was noch schlimmer, das Vertrauen auf sich selbst verloren; die Stellung, die uns in Berlin erwartete, konnte nur so sein, wie sie Leuten zu Theil wird, die sich nach trotzigem Scheiden wieder anbieten und an-bitten, und von denen man weiß, daß sie nicht reussirt haben; das ließ sich voraussehen.

Aber der Mai blühte, und von seinen Lüften und Düften umweht zogen wir hinaus!

„Stets von heut auf morgen verlag die Hoff-
nung

Ihr Phantom. Auswandert der Mensch in
fremden

Himmelsstrich; doch tauscht er indeß die Noth
nur

Gegen die Noth aus!“ Platen.

Dem stehe Gott bei, dessen Herz je sich ändert
mit der Welt, wie eine alte Wohnung, wenn
sie zur Schenke wird. Boß.

Et puis il y a sur les pièces de théâtre
une destinée bizarre qui trompe la
prévoyance de presque tous les juge-
mens, qu'on porte avant la représenta-
tion. Voltaire.

Wir hatten, eingedenk der unerträglichen Lohnkutsch-
fahrt nach Darmstadt, bei der wir täglich sechs bis sieben,

höchstens acht Meilen zurücklegten, beschlossen, unsere Rückreise, die wahrlich kein Triumphzug genannt werden durfte, mindestens dadurch heiterer zu machen, daß wir sie verkürzten, und ich hatte deshalb einen wenn auch gebrauchten, doch sehr bequemen und leichten Reisewagen gekauft, auf dem wir gern mit zwei Postpferden fortgeschafft wurden, da unser schweres Gepäck ja doch erst nachfolgen konnte. Es ist unglaublich, und ich würde, hätt' ich's nicht häufig an mir selbst beobachtet, mir gar nicht vorstellen können, welchen Unterschied in unserer Stimmung auf Reisen, die Art, wie wir reisen, hervorzubringen vermag. Ich möchte behaupten, daß Julie so wie ich mit jeder zurückgelegten Meile heiterer wurden, freier athmeten, die Berliner Zukunft in günstigerem Lichte schau'ten. Warum? Weil wir rasch und ohne uns an einem groben Landkutschier ärgern zu dürfen auf gutem Wege dahin rollten!

In Weimar wurde natürlich wieder Halt gemacht. Ich konnte mir's nicht versagen, Göthe nach dem Tode seines Sohnes zu sehen. Er hatte unterdessen eine Todeskrankheit durchgemacht und von dieser erstanden an eine Freundin, die mir dies mittheilte, geschrieben: „Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr hab' ich mich wieder auf die Füße gestellt.“ In diesem Briefe sprach er sich ferner darüber aus, „wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgend eine Weise das Gleichgewicht wieder herzustellen suche. Seine glücklich überstandene Krankheit sei die Folge davon gewesen. Jetzt wolle er also Alles thun,

Holtei, Bierzig Jahre. IV. 15

um nach gewohnter Art auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten. Dabei habe er auch von Neuem die schwere Rolle des deutschen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenn gleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußeren Umständen."

Alle diese bedeutenden, männlich festen Aeußerungen paßten mir durchaus nicht zu den Warnungstimmten, die mir in Weimar zuflüsterten, ich möchte, wenn ich zu ihm käme, nur um Gotteswillen nicht von August reden, das sei streng verpönt, er wolle den Tod und die Todten nicht erwähnen hören. Eine so feige Nachgiebigkeit wäre mir unmöglich gewesen, und um es kurz zu machen, fing ich gleich nach meinem Eintritt gerade mit dem verbotenen Gespräche an. Er aber ging nicht darauf ein. Er versuchte von anderen Dingen zu reden, und auch das gelang uns nicht. Ich empfand, daß ich jetzt, neben dem Vater sitzend, nur des Sohnes gedenken könne, und er zeigte deutlich genug, daß meine Gedanken ihm klar wären. Es kam keine Conversation zu Stande. Nach zehn Minuten empfahl ich mich, und er entließ mich: „auf Wiedersehen!" Aber ich sah ihn nicht wieder. Wir wurden zur Tafel geladen, stellten uns ein, und — Göthe speisete auf seinem Zimmer. Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen.

Als wir in Berlin einfuhren, strömten heftige Regengüsse, und die Feder am Wagen waren fest zugezogen.

Mein Sohn konnte dem Anreiz nicht widerstehen, die Straßen der sehnlich erwarteten großen Stadt zu sehen; er wendete alle erdenkliche Mühe an, seinem Kopfe eine Oeffnung zu bohren, und da ihm dieses sein Bestreben mit Erfolg gekrönt wurde gerade in dem Augenblicke, als wir die Leipzigerstraße entlang an dem Hause vorbeifuhren, wo Robert's wohnten, und da diese mit Schall, welcher immer noch in Berlin verweilte, eben am Fenster lagen, so erkannten sie den Jungen an einem rothen Kappel, welches er schon im vergangenen Jahre getragen, und riefen uns durch den rauschenden Regen ein lautes „Willkommen“ herab. Wir nahmen diesen ersten Gruß von drei uns nahe befreundeten Personen für ein günstiges Zeichen.

In dem Journal, welches Julie über die von ihr gespielten Rollen geführt, sehe ich, daß sie am 18. Mai 1831 ihr neues Engagement in Berlin mit „Pfefferkösel“ angetreten. Ich weiß mich dieses Abends noch sehr wohl zu erinnern. Man begrüßte sie mit lebhaftem Beifall als ein Kind des Hauses aus besserer Zeit. Den Worten, mit denen das Kösel beginnt: „Das war ein weiter Weg!“ fügte sie hinzu: „Gott sei Dank, daß ich wieder hier bin!“ Wohl niemals mag ein Extempore inniger aus dem Herzen gedrungen, und wenige dürften von den Zuschauern herzlicher aufgenommen worden ein. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Eine Schauspielerin, nicht ohne Verdienst, das muß ich eingestehen, aber längst über die Jugend hinaus, wußte solch' entschiedenen Einfluß auf die Direction zu gewinnen,

daß es ihr gelang, sich aller guten und dankbaren Rollen zu bemächtigen. Sie befestigte sich in ihrer Stellung theils durch schlaues Benehmen gegen den eiteln und niedern Schmeichleien leicht zugänglichen Direktor, dem meine Frau immer nur kalte Höflichkeit zu erweisen vermochte; theils auch durch die Bedeutung, die ihr Gatte, an Talent und Bühnenerfahrung reich, sich und ihr erwarb. Hätte sich die Gute begnügt, in einem oder nur in einigen Fächern zu glänzen, oder wäre meine Frau, da wo ihr die muntern und naiven Rollen entgingen, ganz unbeschäftigt geblieben, so hätte sich diese Ungerechtigkeit leicht ertragen lassen. Das Unglück aber war, daß Mad. E., nicht zufrieden, aus allen Fächern das Beste für sich hervorzusuchen, auch noch darauf bestand, meine Frau für Parthieen verwendet zu sehen, für welche diese am wenigsten paßte. Heitere und naive Mädchen wurden der Mad. E., sentimentale und winselnde Liebhaberinnen oder gar Prinzessinnen mit langen Schleppen in Ritterkomödien wurden der armen Julie zugetheilt. Dafür hatte sie nun schon gar nicht das Zeug; der Ton ihrer Stimme wirkte dann unangenehm; sie gefiel sich nicht und mir nicht; — wie konnte sie Andern gefallen? Ihr Credit im Publikum begann zu sinken, und weil sie nur selten und dann bei alten Wiederholungen nur vor leeren Häusern Gelegenheit fand, ihr Gedächtniß aus besserer Zeit aufzufrischen, weil sie bei allen neuen Aufführungen sorglich in's zweite Treffen oder auf Plätze geschoben wurde, die sie nicht ausfüllte, so sagten die Leute, die eben nur von dem

urtheilen, was sich ihnen als Effect oder Nicht-Effect ausdrängt, und die nicht tiefer in's Wesen der Sache einzudringen vermögen: die Holtei hat sich in Darmstadt verschlechtert. Und etwas Wahres mag auch daran gewesen sein. Denn wo die innere Zuversicht des Gelingens einmal schwankend geworden ist, wird sogar das nicht mehr recht wirken, was noch gelingt. „Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben!“ Das paßt auf den Schauspieler und die Ausübung seiner Kunst mehr, als auf alle andern Menschen, weil seine Gewalt nur im Augenblicke liegt, in der rasch vorüberziehenden Gegenwart. Wir hatten gleich nach unserer Ankunft in Berlin das reizende Scribe'sche Vaudeville: „la lune de miel“ von den Franzosen aufführen sehen. Schall, der mit uns im Theater war, redete mir zu, dies Stück für Julien einzurichten. Ich that dies und machte mir's nicht etwa leicht. Alle Couplets trug ich sorgfältig, fast alle mit ihren ursprünglichen Melodien in's Deutsche über und suchte die Pointen zu retten oder, wenn sie allzu französisch waren, zu ersetzen. Wer Etwas von solcher Arbeit versteht, wird wissen, was das heißt, und daß dergleichen nicht mit dem sogenannten „frei nach dem Französischen“ zu verwechseln ist. Das Stück wurde eben so rasch, als ich's vollendet, einstudirt und gegeben. Es gefiel. Beckmann machte Furore. Diejenige aber, für die ich's zubereitet, ging fast leer aus. Ich selbst mußte mir sagen, daß sie auf falschen Wegen war. Ein gewisses Drücken, Ziehen, Dehnen, ein unheimliches Betonen und Herausheben einzelner Worte und

Silben, das ich schon früher bemerkt, nahm jetzt immer mehr überhand. Die Darstellerin war vortrefflich; die Rednerin verdarb sich's. Hier wäre denn der Ort, einzugestehen, daß diese Unart, die bei einer so scharfsichtigen, fein beobachtenden Frau fast ganz unerklärlich geblieben, einen tieferen Grund, ihren Ursprung in einer früheren Periode hatte. Bald nachdem ihre Aeltern Julien dem Theater gewidmet, war sie Schülerin einer sehr berühmten Schauspielerin geworden, einer Künstlerin von anerkanntem Werth, vor der auch ich den größten Respekt habe, bei der aber eben jenes Drücken, Ziehen, Dehnen und Betonen stets vorherrschte, bei der es nur durch die tragische Gewalt ihrer Mittel — und doch auch nicht immer! — verdeckt wurde, und die deshalb durchaus nicht zur Lehrerin berufen war. Schon vor unserer Verheirathung hatte Julie auf meinen Rath sich an Madame Wolff gewendet, — aber es war zu spät. Jene Manier konnte nicht mehr ausgerottet werden; nur in der Posse, im leichten Lustspiel ließ sie sich bestiegen; so wie der Ernst anlang, machte sie sich wieder geltend. Ich stellte mir nun die Aufgabe, eine Rolle für Julie zu schreiben, wo es ihr ganz unmöglich sei, jenes Register aufzuziehen, wenn sie durch äußere, strenge Grenzen im Gebiete der Natürlichkeit festgehalten würde, wo aber doch Spielraum zur Entfaltung der poetischen Kräfte bliebe, die ihr Talent darbot. Diese Aufgabe trug ich lange mit mir herum. Wir werden bald erfahren, in wie fern mir ihre Lösung gerade in einem Zeitpunkt gelang, in welchem Juliens Stellung beim Königsstädter

Theater fast so traurig zu werden drohte, wie sie's in Darmstadt gewesen war.

Ich muß, um nicht der Zeit vorzugreifen, in meiner Erzählung wieder zurückgehen. Hitzig, als Stifter und Leiter der immer noch blühenden litterarischen Gesellschaft, ließ sich's nicht nehmen, seinem getreuen Adjutanten, dem er das Abschiedsfest veranstaltet, auch ein frohes Abschiedsfest zu geben. Diesem neu erfundenen Worte, welches auf dem Circulare viel scherzhafte Bemerkungen hervorgebracht, widmete Karl Simrock ein allerliebstes Gedicht. Der alte ehrliche Zeune, der uns gerührt entlassen, empfing uns mit freudigen Strophen; auch Chamisso gab einen Trinkspruch bei diesem Feste, der auch in die letzteren Ausgaben seiner Werke nicht aufgenommen ist, den jedoch der damals in Berlin weilende dänische Dichter Andersen später in seinen Erinnerungsblättern mitgetheilt hat. Schall hatte vor einem Jahre das Abschieds-, so heuer das Abschiedslied gesungen. In letzterem, welches mit

„Gaudeamus igitur:

Holtei's Lehrten wieder!“

anhub, kam die vielbelachte Strophe vor:

„Ging es auch den Guten gut

Seit sie von uns gingen,

Wurde doch den Lieben Darmstadt

Durch gar manchen Harm zur Harmstadt,

Wollen's nicht besingen.“

Er selbst, der arme Schall, war bei'm Feste nicht gegenwärtig; das Lied hatte ihm Hitzig's Monitorium

abgedrungen. Sein Zweck war bereits erreicht: der Breslauer Lotterie-Gewinn längst in Berlin verschwendet, ohne Zweck und Sinn; alte Schulden unbezahlt, neue dazu gemacht; die Freunde in Berlin, die ihn ein Jahr lang für einen Erbsen gehalten, enttäuscht; und nun der alte, mir aus meiner Jugend bekannte Zimmer wieder im vollsten Gange. Diesmal jedoch mit größerem Anrecht auf theilnehmendes Mitleid, als zehn Jahre früher in Breslau. Seine Brustkrämpfe, die sonst nur in längeren Intervallen, vielleicht von einem Monat zum andern, wiederkehrten, begannen jetzt sich allwöchentlich, bald noch öfter einzustellen und die riesenhafte Constitution des übrigens ferngesunden Kolosses innerlich aufzureiben. Seine kleinlichen Geldsorgen abgerechnet, durch die er oft genöthigt wurde, bei allen seinen Freunden umher zu fahren und von jedem Einzelnen, nachdem er ihn durch größere Summen erschöpft, kleinere Darlehnungen zu erpressen und dann wieder einen Tag in gewohnter Weise Blumensträuße, Morgengedichte, Spielereien und Theaterbillets zu versenden; — diese Sorgen (welche für uns zu Qualen wurden) abgerechnet, erschien er in männlicher Ertragung seiner namenlosen Leiden wirklich großartig. Von einer Nacht im Bette oder auch nur von stundenlangem Schlaf bei ausgestreckter Lage war längst nicht mehr die Rede. Er saß auf einem Lehnstuhl und schlummerte nur wenige Stunden, stets darauf gefaßt, daß die gräßlichen Brustkrämpfe ihn erwecken würden. Man muß gesehen haben, was und wie er es litt, um ihn genügend zu bewun-

bern. Er vermied es, wo irgend möglich, Zeugen seiner Martern zuzulassen, und verschloß sich, wenn er die Annäherung derselben verspürte, sogar vor seinem Bedienten. Ich hatte also trotz unserer vieljährigen Bekanntschaft und langem vertrautem Umgang niemals den erschütternden Anblick gehabt und wähnte, ehrlich gestanden, daß er bei Schilderung dieser Zustände ein wenig übertreibe, um seinen Heroismus mehr hervorzuheben. Bald nach der Rückkehr von Darmstadt fuhr ich mit ihm spazieren, wie er gewünscht, ohne andere Begleitung, weil er beabsichtigte, mir den neu umgearbeiteten Plan seines längst im Sinne gehaltenen Lustspiels „der Weiberfeind“ mitzutheilen. Wir saßen denn auch kaum im Wagen, als er mit großer Lebendigkeit und klarem Verständniß das Scenarium zu entwickeln begann. Wer eine solche Entwicklung von ihm mündlich vortragen hörte, mußte glauben, das würde ein Meisterwerk werden. Aber die schriftliche Ausarbeitung blieb dann immer weit hinter dem Entwurfe zurück. Wir fuhren, er sprach, ich hörte und fühlte mich auf's Lebendigste angezogen. Als wir an dem Vergnügungsorte anlangten, den wir, weil er an Wochentagen menschenleer zu sein pflegte, vorgezogen, stiegen wir aus dem Wagen und gingen, ohne daß Schall seinen Vortrag unterbrochen hätte, in den Gartenanlagen umher. Plötzlich stockte seine Stimme, der Athem wurde ihm kurz, eine dunkle Röthe überlief sein Gesicht. Mit der linken Hand hielt er sich an einem Baume fest, mit der rechten griff er trampfhaft nach mir, krallte sich förmlich in den Argen

meines Rockes, und mit halbvorgebogenem Oberkörper begann er nun zu keuchen und zu stöhnen, daß es Steine in der Erde hätte erbarmen mögen. Sichtbarlich rang er mit dem Ersticken; der Tod war ihm näher als das Leben. Ich wollte Hilfe herbeirufen, aber Kutscher und Diener waren weit von uns entfernt, und die Kellnerinnen des benachbarten Gasthauses liefen auf meinen Ruf laut lachend und spottend davon, weil sie einen Trunkenbold zu sehen meinten, der an den Folgen viehischer Unmäßigkeit litte. So brachten wir eine peinliche Viertelstunde zu. Ich glaubte nicht, daß er den Platz lebendig verlassen würde, und konnte mich, von der Wucht seines schweren Leibes fast zu Boden gerissen, kaum auf den Füßen erhalten. Sein Gesicht war blau, die Augen standen ihm weit heraus, Schaum hing an den weißen Lippen. Glücklicherweise war dieser Anfall vielleicht gerade seiner intensiven Heftigkeit wegen von kürzerer Dauer. Wie nach einem Sturme fingen die Erregungen, die seine Brust erschütterte, langsamer zu wogen an, nach und nach kehrte Leben in sein Antlitz, die Augen gewannen wieder menschlichen Ausdruck, er vermochte sich empor zu richten; ja während ich angstvoll die Blicke hin und her sandte und ausklügelte, auf welchem Wege ich am schnellsten zu Menschen gelangen könnte, um sie herbeizuholen und den halb Sterbenden zum Wagen zu geleiten, hatte seine Hand mich losgelassen, ein Tuch aus der Tasche gezogen, womit er sich den kalten Schweiß von der Stirn wischte, und eh' ich noch ein Wort finden

mochte, ihn theilnehmend anzureden, begann er: „Der siebente Austritt des zweiten Aktes fängt also“ — und so weiter. Wie wenn gar Nichts vorgefallen wäre, setzte dieser unbegreifliche Mann das Scenarium seines Stückes genau an derselben Stelle fort, wo der furchtbarste Anfall ihn unterbrochen, und litt um keinen Preis, daß ich auch nur noch mit einer Silbe dessen erwähnte, was ich schauernd mit angesehen. Ein andermal wollt' ich ihn besuchen, fand die vorderen Thüren seiner Wohnung verschlossen, ging durch die Küche, wo der Diener schlafend in einer Ecke saß, und gelangte so von Schall unbemerkt in sein Wohnzimmer. Mit beiden Händen auf einen Tisch gestützt, stand er vor dem großen Wandspiegel und starrte hinein. Sein Anblick war noch fürchterlicher, als damals im Park von Schönhausen. Hätten nicht die grausenhaften Athemzüge des fast Erstickten Kunde von seinem Leben gewährt, so hätt' ich einen aufrecht stehenden Leichnam zu sehen geglaubt. Ich zog mich wieder zurück, weckte den Diener und redete ihm zu, sich hinein zu seinem Herrn zu begeben. Das darf ich nicht, erwiederte dieser, er hat seine Krämpfe schon seit ein paar Stunden, da leidet er mich nicht drinn. Nach einem Weilchen rief der Kranke, der mich gehört hatte, meinen Namen. Diesmal hatt' es ihn doch mürbe gemacht; er saß wie gerädert im Lehnstuhl. Auf meine Frage, warum er die seltsame und unbequeme Stellung vor dem Spiegel eingenommen, entgegnete er lächelnd und fast heiter: „Weil es heute gar so arg war, glaubt'

ich, es ginge zum Abschnappen (!) und da wollt' ich doch sehen, was ich beim Sterben für ein Gesicht machen würde?"

In's Bett, wie gesagt, oder auch nur auf das Sopha, um sich zu legen, kam er nicht mehr. Seinen Lehnstuhl ließ er sich gegen Abend, wenn das Wetter dieß nur irgend gestatten wollte, an's offene Fenster schieben; dort verbracht' er die finstersten Stunden der Nacht, einige Bücher zur Hand, um sich beim ersten Strahle des Lichts gleich beschäftigen zu können. Er bewohnte ein hohes Parterre in der Charlottenstraße, unweit den Linden, gegenüber der Kavallerie-Wache. Da war denn in einer schönen Sommernacht ein auf nützliche Beschäftigung ausgehender Dieb an dem offenen Fenster vorbeigeschlitten, hatte ihn schnarchen hören, — (sein Schnarchen war dem Tone der dicksten Pfeifen einer ganz großen Orgel vergleichbar; wenn er mich in Obernigk in meinem kleinen Häuschen besuchte, so dröhnte während seines Schlafes das Gebäude bis in den Grund!) — war eingestiegen und hatte ihm, was von Kleidungsstücken und Büchern umherlag, zunächst aber ein Paar nagelneuer, feintuchener Hosen glücklich entwendet. Ein Schall'sches Beinkleid war immer ein Gegenstand, und da sich dießmal der Umfang mit dem Preise verband, so hielt es der Bestohlene der Mühe werth, der Polizeibehörde Anzeige davon zu machen. Nach etlichen Tagen trat ein junger, ganz netter Mensch in sein Wohnzimmer, der sich vorher als Polizeibeamter melden lassen. Schall empfing ihn sehr artig, und der junge Mann erklärte ihm,

daß er dem Diebe, wie den entwendeten Gegenständen auf der Spur sei; er betrachtete mit großem Interesse das Fenster, deutete auf den Vorsprung unter demselben, auf dem der Dieb sich wahrscheinlich emporgeschwungen habe, ließ sich in Klagen über die Frechheit dieses Gefnibels aus und gab endlich zu verstehen, daß er die Sachen wohl herbeischaffen könne, wenn er dem Gegenstande nur Zeit genug widmen dürfe. Schall glaubte aus seinen Zügen eine Absicht zu errathen, und da ihm an den, ich glaube gar aus einer Königl. Bibliothek entnommenen Büchern auch sehr viel lag, so entschloß er sich, die Thätigkeit des jungen Polizeibeamten durch ein Geschenk von einigen Thalern aufzumuntern, nach deren Empfang sich dieser eiligst entfernte, um thätig an's Werk zu gehen. Als Schall mir diese Geschichte erzählte und auf meine Frage noch beifügte, daß der Fremde keine Uniform getragen, konnt' ich mich nicht enthalten, mit dem Kopfe zu schütteln und meinen Zweifel über diese feste Art der Gelderpressung auszusprechen, die einem Berliner Polizeibeamten durchaus nicht ähnlich sehe. Noch war ich darüber her, diese Zweifel weiter auszuführen, als ein dienstthuender Sergeant erschien, im Auftrage seines Kommissairs nähere Erkundigungen über Schall's schriftliche Anzeige einzuholen. Kaum erfuhr dieser Mann, was vorgegangen, und kaum war ihm die Erscheinung seines Pseudo-Vorgängers einigermaßen beschrieben, als er die von mehreren „Donnerwettern“ begleitete Versicherung ertheilte, daß gerade dieser hoffnungsvolle Jüngling der Dieb sei. Die

Sache war ganz einfach. Er gehörte zu den unter Aufsicht stehenden Verbrechern, die zugleich als Spione gebraucht werden — (ein trauriges Mittel, ohne welches aber in größeren Städten geradezu keine Möglichkeit vorhanden sein würde, wichtige Entdeckungen in solchem Gebiete zu machen)! — Solchen Spionen wird denn wohl, wenn sie sonst brauchbar sind, eine kleine Veruntreuung, sollte sie bekannt werden, nachgesehen. Ein Diebstahl jedoch, durch Einsteigen ausgeführt, mußte strenge Abndung nach sich ziehen. Da nun der Bursche gemerkt hatte, daß man seiner That auf der Spur und für ihn jetzt in Berlin keine Sicherheit mehr sei, so wollte er sich doch nicht aus der großen Welt zurückziehen, ohne vorher noch das Geschäft möglichst zu seinem Vortheil ausgearbeitet zu haben. Die Bücher, so viel ich weiß, bekam Schall zurück. Die Kleidungsstücke aber blieben rettungslos verloren, namentlich die Hosen. Die letzteren waren, nachdem sie durch viele Hände gegangen, bis in einen Mützenladen verfolgt worden, wo sie nun in Gestalt von unzähligen Kopfbedeckungen zum Kaufe ausgingen. Wir gaben uns lange Zeit Einer dem Andern als Räthsel auf: Wie viel Mützen können aus einem Paar Schall'scher Hosen geschnitten werden? Und wer unglücklich genug war, und mit einer dunkelbraunen Tuchmütze zu begegnen, konnte sicher sein, den Nachruf zu hören: „da geht Einer, der ein Stück von Schall's Beinkleidern auf dem Kopfe trägt!“

Schall war in jenen für ihn so traurigen Tagen, sobald er nur nicht total der Bürde seiner Krankheit unter-

lag, eigentlich liebenswürdiger als je. Durch schwere Leiden war das Thier in ihm, welches sonst so oft vorherrschte, fast gebändigt, und auch die nichtige Eitelkeit machte mildem Ernste Platz, — ohne daß der Humor verloren gegangen wäre. Auch stellte sein neuerwachter Fleiß ein wohlthätiges Gleichgewicht in ihm her. Er begann auf's Papier zu bringen, wovon er seinen Freunden seit zwanzig Jahren vorerzählt. Wenn auch immer in seiner oft barocken Art, gelangen ihm doch die Gelegenheitsgedichtchen, deren er viele spendete, gerade damals am Besten, weil sie gleichsam Blüthen waren, die eine sanfte Stimmung in schmerzlosen Momenten hervorrief. Mein Freund Kahlert in Breslau hat es sich in seinem schlesisch treuen Herzen zur Pflicht gemacht, jene kleinen lyrischen Originale des originellen Verstorbenen zu sammeln; er beschäftigt sich seit vielen Jahren damit, und es wäre sehr zu wünschen, daß Diejenigen, welche noch dergleichen in Händen haben, unsern Sammler damit bedächten. Kauft auch kein Mensch in Deutschland eine solche Sammlung, ausgenommen diejenigen, welche Schall noch kannten und mit ihm lebten, so lohnt doch die Herausgabe des Büchlein's schon der Mühe. Ich gebe zu, daß nur für Solche Schall's Verse einen Reiz haben können; aber für diese dann auch einen um so größeren. Wer, der sich seiner erinnert, könnte nachstehende Zeilen, die er meiner Frau mit Blumen und einem Bande zum Geburtstag schickte, wohl lesen, ohne ihn sammt seinen Pastern und Tugenden lebendig vor Augen zu haben?

An Julia.

(Am 29. Juli 1831.)

Ein Blumen = Strauß und = Gruß schmück' Deinen
Festaltar
Am Sommertag, der Dich, Du Blume selbst, gebär.
Ein Selam ist der Strauß, in ihm spricht manche
Blüthe
Von Deinem Reiz und Geist, von Deiner Huld
und Güte,
Und wünscht im Leben Dir, wie in dem Reich
der Kunst,
Fortuna's, Publicum's und der Camönen Gunst.
Ein Bänderangebind' o bella, buona, rara,
In Lila*) preis' es Dich als hold'ste cosa rara!
Und zu dem Wunsch und Preis gesellt die Bitte sich:
In Deiner Freunde Zahl zähl' sehr mich — und
auf mich.

Eine eben so liebenswürdige als kluge Frau, eine Robert'sche Nichte, die jetzt auch verstorbene Gattin des Doctor Gaspar, gehörte zu Schall's wohlmeinendsten Gönnerinnen und war denn auch gleich uns ernstlich bekümmert über die ihn aufreibenden Martern, die aber bei all' ihrer Gewalt dennoch nicht vermochten, seinen Leichtsinns bei Gelbangelegenheiten zu verschuchen. Sie

*) Lila oder cosa rara, eine alte ital. Oper, in Berlin durch die Sontag wieder aufgeführt.

hatte ihren Kindern zu Liebe in jener abgelegenen Gegend Berlin's, wo wir diesmal hauseten, einen Garten gemiethet und kam deshalb öfter als sonst mit meiner Frau zusammen, wobei denn auch Schall gewöhnlich nicht fehlte, der dann des Abends, wenn die Bewohnerinnen der Behrenstraße, des Berliner faubourg St. Germain, zu ihrem Gatten und Vater heimkehrten, bei uns in der „Holzmarktstraße“ zu verweilen pflegte, bis eine verspätete Droschke seinen müden, doch ruhlosen Reichnam — (ich ersuche den Herrn Sezer, nicht „ruchlos“ zu lesen!) — nach der Friedrichsstadt zurückführte.

Diese unsre Wohnung in der Holzmarktstraße verdient ein Wort dankbaren Angedenkens. Sie war weder elegant noch prächtig; aber sie war eigenthümlich, bequem und dabei, was in einer großen Residenz unschätzbar ist, in Berlin aber bald gar nicht mehr zu finden sein wird, weil die Bauwuth täglich mehr um sich greift, ländlich. Ein niedriges Häuschen, welches wir allein inne hatten, von keinem andern Miether gestört; fünf größere und fünf kleine Zimmer, einige der letzteren freilich so klein, daß ihrer drei zusammen kaum genügten, meinen Arbeitstisch, meine Bücher und mich zu beherbergen. Unmittelbar hinter dem Hause ein großer, grüner Platz mit schönen alten Nuß- und andern Bäumen; über den Platz hinweg die Spree, dieser oft bespöttelte Fluß, der allerdings kein Drinoco ist, der aber vor vielen größeren Strömen, namentlich vor der Oder meines lieben schlesischen Vaterlandes, den Vorzug hat, auch im heißesten Sommer wasserreich und frisch zu fließen. Ich sah aus

den Fenstern meiner stillen häuslichen Dreieinigkeit auf Gras, Bäume und Wasser. Welchen Werth eine solche Wohnung für Kinder hat, ist gar nicht zu schildern. Auch machte sich unser Heinrich — (eigentlich hieß er Henrich, nach seines Taufpathen Steffens norwegischem Vorbild) — Alles sehr zu Nuzze und dehnte die ländliche Freiheit so weit aus, daß er zu unterschiedlichen Malen aus der Spree herausgefischt werden mußte. Daß wir gar so weit von den Haupt- und Glanzpunkten der Stadt wohnten, schützte uns vor Besuchen, welche nur Langeweile oder Müßiggang herbeizuführen pflegen. Diejenigen aber, welchen es Ernst war, uns aufzusuchen, wußten uns auch in der freiwilligen Verbannung aufzufinden. Niemals war unser Umgang lebhafter und bestand niemals aus interessanteren und bedeutenderen Personen, als gerade dort; wobei nur zu bedauern blieb, daß ich nicht umhin konnte, auch hier schon wieder unsern Stat zu überschreiten und mehr auszugeben, als mir zustand.

Ein Gast war uns damals angemeldet worden, vor dem Berlin zitterte, und dem besonders meine arme Frau, wie er sich langsamen, aber sichern Ganges näherte, jeden seiner Schritte verfolgend, ängstlich entgegen bebt: ich meine die Cholera. Vielleicht trugen die zum Theil widersinnigen Voranstalten, über die man schon lange vorher deliberiren hörte, und die, wenn sie zur Ausführung gelangt wären, größeres Unglück über die Bevölkerung der Residenz gebracht haben dürften, als der ge-

fürchtete Todfeind selbst, mehr zu der unruhigen Aufregung bei, als die beunruhigenden Berichte, die ihm den Weg bahnten. Ich für meine Person, von Natur aus gar nicht geneigt, mich um mein liebes Selbst zu ängstigen, wurde doch durch einige abergläubische Andeutungen erschreckt. Gerade in die Tage, wo die Furcht vor der Cholera, mit entschiedener Wendung ihrer unregelmäßigen Laufbahn, in Berlin zur höchsten Höhe gesteigert war, fiel das Begräbniß des nicht lange nach unserer Ankunft aus Darmstadt verstorbenen Schauspielers Wegener. Dieser junge Mann hatte als geschätztes Mitglied des Königsstädtischen Theaters in vielen meiner Stücke zum Gelingen derselben beigetragen: „der Dichter im Versammlungszimmer,“ — „Lenore,“ — „Erinnerung,“ — „Faust,“ — „die Majoratsherren,“ — und besonders der während meiner Abwesenheit aufgeführte „Robert der Teufel“ waren durch ihn gehoben oder gehalten worden; ja, bei der letzten höchst anstrengenden Rolle hatte der unermüdlich fleißige Mensch die noch übrigen Kräfte seines schon erlöschenden Lebens aufgeboten und sich dabei den Rest gegeben. Seine Kollegen wünschten, daß ich ihm die letzte Ehre erweisen und an seinem Grabe reden möge, wozu sie bereits die erforderliche Erlaubniß der Behörden und des Predigers eingeholt. Ich konnte diesen Antrag unmöglich von mir weisen. Während ich beschäftigt war, eine Rede für diesen Zweck auszuarbeiten, trat meine Frau, Thränen im Auge, zu mir. Sie hatte im Theater vernommen, welches Amt die Herren mir zugebach, und bat mich

nun um Alles in der Welt, davon zurückzutreten. Sie führte an, wie sich in Berlin der alte Aberglaube fort- erhalten habe, daß Jeder, der, ohne berufen zu sein, am Grabe spricht, binnen Jahresfrist dem Begrabenen folgen müsse. Nun gebe sie zwar Nichts auf solche Mähr- chen, aber weil die Cholera vor der Thür, sei sie doch ängstlich; auch wär' es doch immer seltsam, daß der Verstorbene, Wegener, gerade vor einem Jahre dem damals verstorbenen Schauspieler Haas auch die Leichen- rede gehalten habe! — Dieser letzte Umstand war mir unbekannt, und — warum soll ich's leugnen? — ich stugte und schwankte einen Augenblick. Doch sagt' ich mir bald, daß ich mich lächerlich machen würde, wenn ich mich ab- schrecken ließe. Ich tröstete meine Frau mit allen auf der Hand liegenden Vernunftsgründen, wobei ich, wie oft in ähnlichen Fällen, hören mußte, daß ihr dieselben eben so geläufig waren wie mir, daß sie mir durchaus Recht gab, schließlich aber dennoch ihre Bitte wiederholte. Den- noch ging die Sache vor sich. Als wir Leidtragende am Begräbnistage paarweise und in langem Zuge hinter dem Sarge herzogen, hörte man vor und neben und hinter sich nur von der Cholera flüstern; wo sie wieder ausgebrochen, wie viel Opfer gleich am ersten Tage gefallen, und wie viel näher sie uns wieder gerückt sei! Und dergleichen Süßigkeiten mehr. Auf diesem Wege überkam mich zuerst ein Gefühl der ängstlichen Besorg- niß, welches mir eine Art von Herzklopfen zuzog, wie ich es sonst nie empfunden. Doch wich es bald der Span- nung, welche wohl niemals ausbleibt, wenn man vor

einer großen Versammlung, sei es nun vor einem Souffleurkasten, sei es vor einem offenen Grabe, auftreten und reden soll. Die fungirenden Leichendiener wiesen mir meinen Platz auf einem der um das Grab liegenden Bretter an. Kaum hatt' ich ihn eingenommen, kaum einen Blick auf die umgebende Menge geworfen, kaum die erste Silbe auf meine Lippen gebracht, als der lockere Sandboden zu weichen begann, und das Brett, welches mich tragen sollte, mit mir abglitt, so daß ich versank, bis an die Achseln im Grabe verschwand und eben nur noch zur Noth von meinen nächsten Nachbarn emporgezogen werden konnte. Als ich wieder Grund gefaßt und mich sicher auf den Füßen fühlte, vernahm ich rings umher ein dumpfes Gemurmel. Doch ließ ich mich nicht aus der Fassung bringen, sondern haspelte meine Rede rüstig ab, wie ein wirklicher Leichenprediger. — Daß unter den Opfern, welche die Cholera in Berlin fordern würde, sich auch meine Wenigkeit befinden müsse, darüber konnte nun wohl kein Zweifel mehr obwalten. Einigermassen war ich auch von dieser Meinung berührt und sah der Ankunft des höllischen Regaten nicht ohne besorgliche Erwartung entgegen. Viele Bewohner Berlin's, unter diesen auch einige unserer nähern Bekannten, entflohen und suchten Schutz vor der Seuche in fernern Gegenden. Merkwürdig! Drei Familien, deren ich mich jetzt eben erinnere, fanden am Rhein den Tod, den sie in Berlin vermeiden wollten. Eine Mutter verlor ihre schöne, blühende Tochter, ein Aelternpaar seinen einzigen Sohn, Ludwig Robert und

seine Frau aber starben Beide selbst. Alle diese fielen dort, wo sie Schutz gesucht, als Opfer des Nervenfiebers, während von unseren Freunden und näheren Bekannten in Berlin Niemand der Cholera unterlag!

Am 28. August feierte die literarische Gesellschaft, wie gewöhnlich, Göthe's Geburtstag in größerem Kreise mit Gästen und Damen. Auch ich hatte deren eingeladen, unter ihnen Casper's; doch das spät beginnende Souper nahte fast schon seinem Ende, als er verstört und zerstreut sich erst einsand. Er hatte in seiner Eigenschaft als Geheimer Medizinalrath amtliche Abhaltungen gehabt, und das erste Wort, welches er mir in's Ohr sagte, war: die Cholera ist ausgebrochen. Kaum hatte ich diese Meldung vernommen, als mich die Reihe traf, mein Festlied anzuheben. Dies Lied, an und für sich schon düster gehalten, weil es mehr der Vergangenheit wie der Gegenwart galt und in seinem Refrain:

„Er steht mit seinem Glück und Ruhm allein“

den greisen König unseres Festes eher beklagte, als besang, bewegte mich, so zum feierlichen Ernste vorbereitet, selbst ganz gewallig und machte folglich durch meinen wehmüthigen Vortrag auch einen tieferen Eindruck, als Gelegenheitsgedichte sonst hervorbringen. Die ganze große Versammlung befand sich in todesahnender Stimmung, und von Ohr zu Ohr schlich das leise weiter gegebene Wort: sie ist da! Schon in den nächsten Tagen bestätigten einzelne Fälle ganz in unserer Nähe die ärztliche Anzeige, und weil man immer noch nicht sicher war, ob Ruß in seiner Eigenschaft als passer

rusticus (Haus-Sperling) mit seiner Anstalt beim König durchbringen werde, so suchten wir auf unserer Halbinsel uns so gut als möglich zu verproviantiren, indem wir Vorräthe jeder Gattung aus Specerei-Handlung, Kramladen, Victualien-Keller und Apotheke zusammenkauften. Um nun das Schöne dem Nützlichen zu vereinen, traf ich eilige Anstalten zur Vervollständigung des Personal-Bestandes für ein Policinell-Theater, wodurch ich, wenn wir wirklich auf längere Zeit vom Verkehr mit anderen Menschen abgeschnitten werden sollten, im Stande sein würde, uns wie den Kindern die langen Herbstabende zu verkürzen. Dann rief ich unsere Dienstboten, die, wie alle Leute dieses Schlages, Todesangst vor den öffentlichen Krankenhäusern hegten, feierlichst zusammen, und indem ich ihnen das Versprechen gab, im Fall einer Erkrankung Niemand fortbringen, sondern mich lieber mit absperren zu lassen und sie zu pflegen, ließ ich mir von ihnen geloben, daß sie auch uns nicht verlassen wollten. Nachdem dies Alles geschehen war, fühlt ich mich vollkommen beruhigt und vergaß, sehr bald an das Kumpeln des verhängnißvollen nächtlichen Zeichens wagens gewöhnt, sogar meinen ominösen Grabsturz. Minder wollte dies meiner Frau gelingen; es brauchte mehrere Monate, bis sie mit dem Gedanken an die Anwesenheit der Cholera sich befreundeten konnte. Was ich zu jener Zeit schon bedauerte, worüber ich mich heute noch nicht zufrieden geben kann, ist, daß Jean Paul die Cholera und die Verwirrung, welche dadurch hervor gebracht worden, nicht mehr erlebt hat! Welche Ausbeute

für ihn! Welch' reicher Stoff zu einem Büchlein à la Ragenberger! War es doch wirklich, als ob auch die zartesten, verschämtesten Jungfrauen ihre zierliche Schüchternheit abgestreift und sich von Besorgniß getrieben der unverhülltesten Natur in die Arme geworfen hätten. Gegenstände, welche sonst in Damengesellschaft nur anzudeuten ein Verbrechen gegen Schicklichkeit und Anstand gewesen wäre, wurden jetzt mit unverstellter Aufrichtigkeit detaillirt und waren den prüdesten Frauen geläufig. Man durfte ohne Gefahr von flanellenen Leibbinden, von Pflastern auf der Magenegend, von Klystiersprizen und Stuhlgängen reden und sicher sein, daß ähnliche Gespräche, waren sie nur einigermaßen instructiv und gaben sie nur entfernte Aussicht auf Hilfe oder Schutz, unbezweifelten Wiederklang fanden. Es trat während der ersten Schreckenswochen völlig jener Zustand in der Gesellschaft ein, der uns im Krankenzimmer eines hoffnungslos aufgegebenen Familienvaters entgegentritt, wo Mutter und Töchter in Gegenwart fremder Zuschauer, ihrem aus dem Herzen dringenden Pflichtgefühl folgend, Alles thun, was zur Pflege des Leidenden gehört, rücksichtslos gegen die anwesenden Zeugen. Was dort aufopfernde Hingebung wird, wurde hier Besorgniß um das eigene Selbst, und der mächtige Trieb zum Leben fand in Unterhaltungen über Präservative und Hilfsmittel momentanen Trost. Für mich bot jene Zeit häufige Gelegenheit dar, tiefere Blicke in das sonst künstlich gemachte, oft verlogene Wesen verschiedener Personen zu thun. Die Cholera hat mir manchen feigen Egoisten gezeigt, dem ich bis

dahin geglaubt hatte, wenn er es verstand, sich als edelgesinnten Menschenfreund zu präsentiren.

Der einzige Einfluß, den die Herrschaft der Cholera auf mein Dasein ausübte, gab sich in noch größerer Enthaltksamkeit von Trank und Speise, wie sie mir sonst schon immer eigen, und in angestrenzterem Fleiße kund, welcher letztere nicht ausbleiben kann, sobald eine öffentliche Niedergeschlagenheit die Zahl und Auswahl verlockender Zerstreuungen mindert. Einige Erzählungen begann und vollendete ich. Auch schrieb ich das Schauspiel „der dumme Peter“ und reichte dieses, wohl zunächst um in annähernde Verbindung mit der General-Intendanz zu kommen, beim Königl. Hoftheater ein. Für die Königsstädter Bühne hätte sich's nicht geeignet, weil diese keinen eigentlichen Charakter-Darsteller besaß. Ludwig Devrient war nun freilich auch schon die Ruine seines eigenen großen Namens und, jener Krankheit, die ihn dem Grabe näher brachte, schier unterliegend, immer nur in kurzen Zwischenräumen aufzutreten fähig. Dennoch stimmte Hofrath Göperstedt, sobald er mein günstig aufgenommenenes Manuscript gelesen, mit mir überein, daß Devrient den Peter spielen müsse. Ich machte dem berühmten Künstler die unvermeidliche Autorvisite, wo ich ihn nach langer Zeit zum ersten Male wieder sah. Zu meiner größten Freude fand ich ihn für mein Schauspiel auf's Günstigste eingenommen und namentlich von seiner Rolle völlig erfüllt und durchdrungen, so zwar, daß er auf meine Aeußerung: ich sei bereit, dem Wunsche der Regie gemäß bedeutend zu streichen! mit Heftigkeit ent-

gegnete: „Wissen; wüßt' ich doch nicht, was da zu streichen wäre! Können sie's schon wieder einmal nicht kurz genug haben, um hinter her noch eine Stunde tanzen und springen zu lassen!“ Ach, und trotz dieser für mich so ehrenvollen Entgegnung wär' es doch für alle Betheiligten nützlich gewesen, recht viel zu streichen, denn unser lieber Devrient hatte die Fähigkeit, fest zu lernen, — die übrigens nie, auch in seiner Glanz-Periode nicht, zu seinen glänzenden Eigenschaften gehörte, — fast gänzlich verloren und vermochte nur noch in abgerissenen Sätzen nachzusagen, was ihm der Souffleur überlieferte. Ich habe in dem kurzen Vorwort, wie ich dergleichen bei der Ausgabe meiner dramatischen Versuche jedem Stücke beifügte, schon erzählt, was hierher gehört: da in der Rolle des Peter eigentlich auf wirksame Volubilität der Zunge, die ohne festes Lernen nicht gedacht werden kann, gerechnet ist, so hegte Devrient, seine Schwäche wohl kennend, selbst einige Besorgniß. Er fragte meinen gütigen Freund, den Regisseur Weiß, ob er wohl glaube, daß Holtei unter die Theater-Dichter gehöre, die sich viel aus den Worten machen? Und als Weiß ihm in seiner humoristischen Art darauf entgegnete: Lieber Devrient, dann hätt' er die Rolle nicht für Dich geschrieben! fühlte Devrient sich sehr erleichtert. In diesem Sinne hat er sie denn nun auch gespielt. So manche Wendung des Gedankens, so manches kleine pikante Wort, worauf der Autor nicht übel Lust hatte, eitel zu sein, ging auf dem Wege aus dem Munde des Souffleurs bis in Devrient's Ohr verloren, fiel auf den Boden und ward unter die

Füße getreten. Dagegen verlieh er manchen Scenen und Momenten durch seine siegreich mimische Gewalt eine Wirkung, die der arme Verfasser auch nicht von fern geahnet. Das Stück erhielt sich bis zu Devrient's Tode auf dem Repertoire und behauptet seinen Platz in der Geschichte des deutschen Theaters dadurch, daß der „dumme Peter“ die letzte neue Rolle gewesen ist, die „Eudwig Devrient“ einstudirt und gegeben hat.

In den letzten Tagen des October 1831 empfing ich aus Obernigk die Nachricht, der alte Baron Riedel, unser guter Freund aus den ersten Bänden, sei am 24. d. M. gestorben, und meine Gegenwart sowohl der Grundherrschaft wie dem Gerichtsamt wünschenswerth! Die beifolgende Abschrift des Testaments bestätigte, daß ich mit meinen Kindern in gleichen Theilen zum Erben des kleinen Vermögens, welches dem guten, ehrlichen Onkel noch verblieben war, ernannt sei.

Jede, auch die unbedeutendste Reise war zur Cholerazeit mit Schwierigkeiten verknüpft, die bei Nichte betrachtet Denjenigen, durch welche sie veranlaßt wurden, weder Schutz noch Sicherheit gewährten, weil am Ende doch keine consequente Durchführung der getroffenen Maaßregeln aufrecht zu halten war, während diese den Reisenden sehr belästigten. Ein ärztlich und polizeilich bestätigtes Attest mußte zuvörderst die Erlaubniß, reisen zu dürfen, begründen; dann aber durfte der Reisende in den Städten und Städtchen, welche noch intakt geblieben, nicht aus dem Wagen steigen, wenn die Ortsbehörden von ihrem Vorrechte für diesen Fall Gebrauch machen

wollten. Zu welchen Widersprüchen diese leere Förmlichkeit führte, ist leicht einzusehen. So begegnete mir in einer kleinen Stadt, wo ich Pferde wechselte, daß ein mit verrostetem Säbel umgürteter Bürgersmann mir untersagte, auszustiegen und im Passagierzimmer zu frühstücken, daß er aber den Diener des Hauses nicht abhielt, mir Lebensmittel an den Wagen zu bringen und die Bezahlung aus meiner Hand in Empfang zu nehmen. In einem andern Ort, wo ich gerade um die Stunde anlangte, als die Kinder aus der Schule kamen und mich anstarrten, als ob ich Cholera Morbus in Person selbst wäre, rief ich einen über den Platz hüpfenden Barbier herbei, den ich befragte, ob er mich in seiner Wohnung rasiren könne? Das ist mir, falls Sie aus einer „Cholerischen“ Stadt zu kommen belieben, streng verboten: ich darf Sie, bevor Sie desinfiziert sind, nicht bei mir aufnehmen. — Aber in den Wagen zu mir dürfen Sie steigen? — Dawider lautet kein Gesetz! — Und er kam in den Wagen, seifte mich ein, rasirte mich — Alles bei hellem Licht einer leidlich warmen November-Sonne, zum Entzücken der uns umgebenden Schuljugend.

Schriftlicher Vormeldung gemäß nahm ich meinen Weg über Trachenberg, wo ich einige Tage bei meinem alten Freunde Schwarz zubringen sollte und wollte, um dann diesen Bevollmächtigten der Obernigler Themas an den eigentlichen Ort meiner Bestimmung zu geleiten. Auch Trachenberg hatte sich abgesperrt. Zwei mit Spießen bewaffnete Nationalgardisten traten mir an der von Winzig hereinführenden Straße entgegen, um

den Weg zu verlegen. Mein Winziger Postillon — ich hätte mich ganz ruhig unterworfen und jeder Anordnung Folge geleistet — sah darin eine Kränkung seiner Ehre. „Ach tummes Zeug,“ rief er aus, „bei uns ha'n bir noch nich' den tollrigen Morbs!“ Darauf trieb er die Pferde an, stieß in's Horn und forcirte glücklich die Wache. Er brachte mich auch ohne Aufenthalt vor's Stadtgericht, wo Schwarz wohnte. Dieser, mit dem Bürgermeister von einem Spaziergange heimkehrend, erblickte den Reisewagen und stürzte sich sammt seinem Begleiter — Beide erschreckt über die Unzuverlässigkeit ihrer Wachen — mir entgegen, den Eintritt in sein Haus verhindernd. Ich mußte mit ihnen zurück gehen in das für diesen Zweck eingerichtete Gebäude vor dem Thor, wo ein eigens dazu bestellter und bestallter Polizeiarzt mich nach allen Regeln der Kunst einräucherte, um den Ansteckungsstoff auszuräuchern. Erst nachdem dies Werk vollbracht, und ich unerstickt aus dem Chlorqualm hervorgetreten war, durst' ich die Herren mit Hand und Mund begrüßen, ward ich willkommen geheißen und verlebte frohe Stunden bei den Freunden. Als wir dann in Obernigk anlangten, war ich erstaunt, mein Herz wehmüthig gestimmt zu finden über die Abwesenheit des verstorbenen alten Oheims. Ich will es nicht leugnen, daß die Nachricht von seinem Tode mich nicht im Geringsten traurig berührte, nein, daß sie vielmehr durch den unwillkürlichen Gedanken an manche aus der kleinen Erbschaft hervorgehende Erleichterung meiner Lage mir angenehm gewesen war.

Jetzt, wo das alte stumme Bild beschränkter Gutmüthigkeit am Tische fehlte, wo sein Platz am Ofen leer stand, wachte ein Heimweh nach der Kinderzeit in mir auf, und ich ließ mir von seinem getreuen Diener gern die letzten Tage des harmlosen Greises schildern, fand auch Gelegenheit, ihm zu vergelten, was er mit aufopfernder Anhänglichkeit, die sich durch eine lange Reihe von Jahren in Glück und Unglück bis zum letzten Athemzug bewährte, an dem geliebten Herren gethan. Leider sind Geschäfte, für deren Erledigung die Gerichte thätig sein müssen, bei'm besten Willen von beiden Seiten selten oder nie auf einmal zu beendigen: schon jetzt zeigte sich, daß meine Gegenwart in Schlesien zum Sommer wiederholt nöthig werden dürfte, weil wir so manche Verwicklung auf frischer That nicht zu lösen vermochten. Was mich, den Gesetz-Unkundigen, am Unangenehmsten überraschte, war die Entdeckung vom „höchsten Erbschaftsstempel,“ den ich zu zahlen haben würde, weil die Verwandtschaft, mit dem sogenannten Onkel eine gar zu schlesische gewesen, an der auch kein Tröpfchen eigenen Blutes flecte. Man redete mir zu, ich möchte, nach Berlin zurückgekehrt, etwaige Protektion in Anspruch nehmen, um wo möglich den Erlaß dieser Abgabe zu bewirken; ein Versuch, dessen Ausführung mich schon bei dem bloßen Gedanken an unvermeidliche Suppliken und Sollicitations-Bisiten mit Angst und Grauen erfüllte; den ich zu wagen meinen Freunden in Obernigk versprach; den ich aber schon bei'm ersten Anlauf wieder ausgab, als ich zur Audienz bei des Herrn Finanzmi-

ministers Excellenz gemeldet eine unermessliche Reihe gleich mir Harrender vor mir sah *).

Die Grafenorter Herrschaften brachten den Winter auf dem Lande zu; Aufforderung genug für mich, vor der Rückkehr nach Berlin einen Flug in die schneebedeckten Berge zu unternehmen. Durch Breslau, wo die Cholera fast noch heftiger wüthete, eilte ich, ohne aus dem Wagen zu steigen. Als ich in Frankenstein Pferde wechselte, trat zufällig der Postmeister heraus und fragte, nachdem er einen Blick in den Stundenzettel geworfen, ob ich nicht meinen Bruder besuchen wollte, der hier in Garnison liege? Ich hatte diesen (meinen Halbbruder) nicht gesehen, seitdem er im Winter 1826 in Berlin zum Officier-Examen gewesen, und fühlte jetzt bei der Frage des fremden Mannes eine gewisse Beschämung, so unbrü-

*) Dem Andenken unseres verstorbenen Königs bin ich schuldig, hier zu sagen, wie diese Sache zu Ende ging. Die Zahlung des Erbschafts-Stempels, welcher die für mich höchst bedeutende Summe von 800 Rthlr. überstieg, sollte im andern Jahre endlich geleistet werden. Die Noth drängte mich, und ich wendete mich an den König, dem ich vorstellte, daß es Louise's Kinder wären, deren kleines Besizthum durch diese Abgabe geschmälert würde. Ich reichte meine Vorstellung etwa vierzehn Tage vor Weihnachten ein und war höchlichst erstaunt, fast zwei Wochen verfließen zu sehen, ohne ein Cabinetsschreiben zu empfangen, weil gewöhnlich in einer sehr kurzen Frist die Königlichen Antworten zu erfolgen pflegten. Am heiligen Abend, eben um die Zeit, wo man den Kindern »aufzubauen« pflegt, kam der »blaue Brief,« der die vollständige Gewährung unserer Bitten enthielt, in meine Hände. Friedrich Wilhelm der Dritte hatte befohlen, daß er um diese Stunde abgegeben werden sollte! So that der König, bei dem ich eigentlich in Ungnade stand.

berlich den mir wohlbekannten Aufenthalt des braven Jungen vergessen zu haben. Schnell gefaßt, ersuchte ich den Herrn Postmeister, zum gütigen Vermittler werden und Jenem berichten zu wollen, daß ich genöthigt sei, nach Grafenort zu eilen, daß ich jedoch auf der Rückreise dem Bruder einige Tage widmen würde. Diese dem Leser gewiß höchst gleichgültige Unterhaltung wird hier mitgetheilt, weil sich an sie ein wichtiger Moment meines inneren Lebens knüpft, und weil die scheinbare Zufälligkeit des Zusammentreffens einen lehrreichen Beitrag zum unerschöpflichen Kapitel von Bestimmung, — Schicksal, — Verhängniß liefert.

In Grafenort anlangend hatt' ich Mühe, mir mein kleines Zimmerchen zu retten, denn die bevorstehende Jagd versammelte viele Gäste. Da mein städtisches Kostüm, besonders die dünnen Stiefeln, mir nicht gestatteten, mich den Jägern anzuschließen, welche durch tiefen, frischgefallenen Schnee waten sollten, so blieb ich gern hinterm warmen Ofen und schrieb, während sie draußen den armen Hasen Garauß machten, jene kleinen Gesänge nieder, welche unter der Firma „Grafenorter Jagdlieder“ gedruckt wurden. Ich kam mir dabei vor, wie mein Lieblings-Dichter Friedrich Rückert, der als „Freimund Reimar“ während der Befreiungskriege auch nur mit seiner Feder gegen Napoleon's Heere kämpfte. Gelang es mir gleich, mich bei feierlicher Ausübung einer „nobeln Passion“ zurückzuziehen, so fand ich doch kein Mittel, der andern zu entgehen. Nach der Tafel wurde gespielt, und ich, der in seinem Leben Nichts

gethan, um in dieser edlen Kunst auch nur die geringste Fertigkeit zu erreichen, verlor lediglich aus geselliger Artigkeit die paar hundert Thaler, mit denen ich zur Rückreise nach Berlin ausgerüstet war. Unangenehm war mir dieser unerwartete Verlust zunächst nur deshalb, weil ich nicht recht wußte, wie ich meinen Wagen und meine pelzummüllte Personage ohne Geld nach Berlin schaffen würde, da doch bekanntlich die Königl. Postanstalten keinen Credit geben.

Mein ganzer Trost war auf die nächsten Abende gerichtet. Ich hatte immer gehört, daß die eigensinnige Göttin des Spieles den Wechsel liebe, und war überzeugt, daß sie sich nun für mich erklären müsse, nachdem sie mich gleich bei unserer ersten Bekanntschaft so grob von sich gewiesen. Aber ach, wo blieb meine Hoffnung! Als ich am andern Tage die Augen aufschlug, hatte sich der Schnee in Roth verwandelt, dicke Nebel rieselten hernieder, und die Jagd — auf vier Tage berechnet — mußte bis zu wiederkehrendem Frost aufgeschoben werden. Sämmtliche Herren Gäste kehrten zu ihrer Wirthschaft heim; ich sah auch Diejenigen zum Thore hinausfahren, die mein Geld in der Tasche hatten, und blickte ihnen traurig nach. Wie sollt' ich jetzt flott werden? Sollt' ich den Grafen um ein Darlehn ansprechen? Das wäre mir allzuschwer angekommen. Gern hätt' ich den Wagen verkauft, aber wo fand ich im Dorfe Abnehmer? Ich erschöpfte mich den ganzen Tag über in Anschlägen, deren einer so unausführbar blieb, als der andere, um endlich einzusehen, daß ich den Grafen ansprechen mußte. Des

Holtei, Bierzig Jahre. IV. 17

Abends nach dem Souper im kleinen Kreise wartete ich nur den Ausbruch weniger noch verspäteter Gäste ab, um mein Anliegen vorzubringen, als der Graf, anstatt gute Nacht zu sagen, plötzlich den Vorschlag machte, noch ein wenig zu spielen. Das war mir um so auffälliger, weil er sonst niemals ein Gelüsten dazu verspürte und nur aus Rücksicht für seine Gesellschaft sich zur Theilnahme entschloß. Mußt' ich also nicht diesen Vorschlag als einen durch Antriebe der launenhaften Göttin veranlaßten betrachten, die ihre Härte vom vergangenen Abend bereute und mir wieder zu dem meinigen verhelfen wollte? Solches begab sich denn auch. Die günstigen Chancen flogen mir zu, wie durch Zauber, und binnen einer halben Stunde besaß ich mehr, als ich Tages zuvor besessen. Ich konnte also Grafenort verlassen, ohne um Reisegeld verlegen zu sein. Daß ich auch nach diesem Vorfalle mich niemals bewogen gefühlt habe, Spielgesellschaften aufzusuchen, ist wohl ein unzweifelhafter Beweis, wie mangelhaft meine Organisation in diesem Punkte bestellt ist, und wie schlecht ich mich angenommen haben würde, wenn mir das Geschick einen Platz in der Welt angewiesen hätte, dessen Inhaber den Pflichten des Mannes von Welt genügen soll. Warum ich stets eine Abneigung vor dem eigentlichen großen Spiel, ja sogar vor dem möglicherweise damit verbundenen großen Geldgewinne empfand, das hab' ich in den vorhergehenden Bänden dieses Buches schon angedeutet. (Die herkömmliche Unterhaltung durch Kartenspiel anlangend, weiß ich meiner persönlichen Empfindung

gemäß nichts Besseres zu sagen, als was Walter Scott ausspricht: „Das Leben mit Auswechslung von gemalten Stückchen Pappendeckel bei einem runden, grünen Tische für den elenden Gewinn von fünf Schillingen vergeuden, — das kann nur ein Narr oder ein Schwachkopf.“) Auch trägt, wenn ich ehrlich sein soll, zu der täglich in mir wachsenden Geringschätzung unserer socialen Zustände die Beobachtung nicht wenig bei, wie derselbe Mensch, der von berechnetem Raube am Spieltisch glänzend lebt, mit allgemeiner Achtung und, wenn er reich ist, mit Verehrung behandelt wird, während weder Gesetz noch öffentliche Meinung dem armen Teufel Nachsicht und Mitleid gönnen wollen, der sich als aufrichtiger Dieb ehrlich zu erkennen giebt. Wer sich ertappen läßt, wenn er ein Tuch aus der Tasche zieht, der wird vom Bestohlenen sogleich der Polizei zur Bestrafung und Besserung übergeben, auch fehlt es nicht an vortrefflichen Herren, welche unsere Gesetze gegen derlei abscheuliche Verbrecher noch immer zu mild finden und alles Ernstes die Ansicht predigen, jeder Spitzbube müßte aufgehängt werden! Dieselben Herren jedoch unterlassen nicht, denjenigen „Mann von Ehre,“ der ihnen auf die listigste Weise im Bündniß mit feilen Spießgesellen tausend Friedrichsd'or gestohlen, zu ihren Dinern zu laden, damit er wo möglich Gelegenheit finde, seine künstliche Operation zu wiederholen. Ein solcher „Mann von Ehre“ darf thun, was er will, unbescholtene Mädchen sein Wort brechen, nachdem er sie verführt, treuherzige, arme Leute um ihren Nothpfennig betrügen,

falsch spielen! — Das Alles schadet seinem Rufe Nichts. Wenn er nur im äußersten Falle kein Duell refüfirt, so bleibt er, was er ist, „ein nobler Kavalier,“ und der reiche Banquier sucht seinen Umgang, seelensfroh und höchst geschmeichelt, sich von ihm ausbeuteln zu lassen.

In Frankenstein anlangend, erfuhr ich, daß mein Bruder in der Nachbarschaft auf Besuch sei. Nach kurzer Ueberlegung glaubt' ich mir sagen zu können, wo er sich befinden werde. Das Landgut einer verwandten Familie liegt anderthalb Meilen von Frankenstein entfernt. Der gegenwärtige Besitzer, mit dem ich in der Breslauer Erziehungs-Anstalt vereint geschmachtet, und der, von zwei Brüdern der jüngere, in die Rechte und den Besitz des früh verstorbenen älteren Bruders getreten war, hatte sich, wie ich wußte, mit der Tochter meines leiblichen Onkels Wilhelm verheirathet. Dieser sein Schwiegervater lebte abwechselnd bei ihm oder in Frankenstein. Diese Verhältnisse, mit denen ich durch Hörensagen bekannt war, traten mir nach und nach wieder in's Gedächtniß, als der Hausknecht, den ich nach meinem Bruder fragte, mir den Namen des Onkels nannte. Ihn und seine Tochter hatt' ich seit dem Jahre 1822 nicht gesehen, wo sie nach dem Tode meiner alten Pflegemutter zur Auseinanderlegung der kleinen, Erbschafts-Angelegenheiten in Breslau gewesen waren.

Meine Cousine war uns, mir und meiner ersten Frau, damals wie ein frisches, verbes Landmädchen erschienen,

ohne weiter ein besonderes Interesse einzufloßen. Des Onkels gedachte ich wie eines heitern, lebenslustigen Mannes, der, sich der Gegenwart erfreuend, diese durch Erinnerungen an eine mehr als lustige Vergangenheit auszuschnücken verstand, und dessen phantastischen Erzählungen ich als Knabe oftmals gelauscht. Ich entschloß mich nun, wenn schon nicht ohne Besorgniß, ob das unerwartete Erscheinen eines durch sein Theatertreiben gleichsam außer adeligen Cours gesetzten Verwandten dem Gemahl meiner Cousine willkommen sein dürfte, zur Entdeckungreise nach E. und traf daselbst an einem Sonntags-Morgen ein. Die erste Stunde war etwas peinlich. Weder Onkel noch Bruder waren am Orte. Der Letztere befand sich bei andern Freunden in der Nachbarschaft, der Erstere aber saß ganz ruhig in Frankenstein, und ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ich unter seinen Fenstern vorüber gefahren. Mein Vetter Fritz wußte eigentlich nicht recht, was er mit mir, der ich ihm doch wie ein Bagabund erscheinen mußte, in seiner Winterruhe beginnen sollte. Die Damen — seine Gattin und eine Freundin derselben — waren in der Kirche. Noch hatte mein Postillon nicht ausgespannt. Ich stand auf dem Sprunge, wieder abzufahren. Das aber wurde nicht gestattet. Unsere Unterhaltung stockte von beiden Seiten. Wie zwei Leute, die eben keine Berührungspunkte finden, suchte Jeder möglichst artig zu sein, ohne daß wir uns einander näher gekommen wären. Bald verstummten wir Beide, und ich starrte, meine Stirn gegen die Fensterscheibe gepreßt, hinab in den Hofraum, wo

Bereits der Winter schon wieder seine weiße Prachtdecke ausgebreitet. Da verkündete fernher dringender Orgelklang das Ende des Gottesdienstes. Einzelne Landleute, ihrem sonntäglichen Heerde zuwendend, bahnten sich schmalen Weg durch den frischgefallenen Schnee, und bald folgte von weißem Schleier verhüllt die erwartete Herrin des Hauses. Ich sah, wie sie im Vorübergehen den Postillon befragte, wen er ihnen gebracht. Von seiner Antwort nicht befriedigt, wendete sie ihren Blick staunend nach dem Fenster, wo wir standen, und theilte dann der Freundin ihren Zweifel mit, wer da wohl gekommen sein möchte. Schon aus ihrem Gange, ihren Bewegungen war sie mir wie eine Andere erschienen, als ich zu finden erwartet. Nun trat sie ein — und statt jenes vernachlässigten Naturkinds, wie ich es in Uebersülle jugendlicher Gesundheit kennen gelernt — stand eine schöne, zarte Frau mit reinster Anmuth geschmückt vor mir, als hätte des edelsten Meisters Hand aus kaltem Stein das Bild einer Göttin geschaffen. So vollkommen war die Täuschung, daß ich an fremdem Orte und unter andern Verhältnissen niemals in dieser Dame meine Cousine erkannt haben würde. Eben so wie ihr Benehmen dem feinsten Tone guter Gesellschaft entsprach, ebenso ungezwungen und natürlich war ihr Ausdruck, als sie mich erkannte und mich herzlich willkommen hieß. Augenblicklich gewann Alles um uns her ein neues Leben. Jede Verlegenheit schien verschwunden. Wie wenn ich seit Jahren dort heimisch gewesen wäre, fand ich mich in die Persönlichkeiten der Familie, als ob ich nicht nur dem Namen, nein, als ob

ich auch der Wahrheit nach dazu gehörte. Es versteht sich von selbst, daß ich noch an diesem Tage nach Frankenstein zurückkehrte, um Onkel und Bruder abzuholen, und daß ich dann so lange verweilte, als mit meinen bereits weiter getroffenen Anordnungen sich vereinbaren ließ. Dieser ländliche Aufenthalt war bezaubernd. Es war, seitdem ich der Kindheit und ihren längst entschwundenen Träumen entwachsen mich in der fremden Welt umhertrieb, zum ersten Male, daß ich mich unter Menschen befand, die nicht eigene Wahl und Richtung meines Lebenslaufes mit mir in Verbindung gebracht, sondern die Blutsverwandtschaft — ein Wort, dessen Bedeutung mir sonst ganz fern lag, woran ich nie dachte — mir näher stellte. Vielleicht hätte dieses Zusammentreffen ohne Ida mich ziemlich kalt gelassen. Durch sie aber, durch ihre huldreiche Freundlichkeit gewannen auch ihre Umgebungen bis zum Geringsten der Dienerschaft für mich eine Beziehung, die mich an diesen Hausstand zu fesseln schien; es dünkte mich, als hätt' ich nun gefunden, was ich so lange entbehrt, als wäre der Bruder meines Vaters mein Vater selbst, als hätt' ich mit meinem Bruder, dem ich mich nun erst in gleicher Verehrung und Liebe für Ida näherte, von jeher zusammengelebt, als hätt' ich die freundlichen Kinder, die bald an mir hingen, schon in der Wiege gesehen. Unvergesslich bleibt mir die Nacht, wo ich bei wildem Schneesturm in die Ecke des hin- und herschwankenden Wagens gedrückt die Rückreise nach Berlin antrat. Es war eine fürchterliche Nacht. Nur mit Drohungen vermocht' ich die Postillons zur Erfüllung

ihrer schweren Pflicht zu bewegen, und daß ich beim Fahren durch die Finsterniß, sonst wahrlich kein Geld, mich diesmal muthiger anließ, als meine Rutscher, mag wohl nur einem innern Sturme zuzuschreiben sein, der gewaltig genug wirkte, um den äußeren zu übertoben. Wie wenn ich von einem lang besessenen Glück scheiden und mich in drohende Gefahren stürzen müßte, so wähnte ich mich von Allem losgerissen, was mir lieb und theuer war. Erst mit dem wieder anbrechenden Tage kehrte mir die Besinnung zurück; erst mit dem Morgen erwachte mir jenes Bewußtsein, daß meine Heimath dort winkte, wo Weib und Kind meiner harrten, daß mir nicht beschieden wäre, in ländlicher Stille, fern vom Geräusch der großen Stadt, ein bequemes, friedliches Dasein zu führen, daß die Pflicht der Selbsterhaltung mich nöthige, gegen das Leben, für mein Leben zu kämpfen, und daß ich vor einem anderen größeren Publikum wirken müsse, als vor jenem kleinen, leicht gewinnbaren, welches sich in Ida's behaglichen Gemächern um mich her versammelt hatte, wenn ich meine Lieder sang. Gleichwohl ließ der kurze Aufenthalt in L. einen lange nachhaltigen Zwiespalt in meinem Innern zurück; ich konnte nur mit heißer Sehnsucht an Diejenigen denken, die mir von Geburt so nahe stehend auf meiner irren Laufbahn so lange fremd geblieben waren, die ich jetzt nur kennen gelernt, um zu empfinden, daß mich mein Geschick von ihnen trenne.

In Frankfurt a. D., wo die schöne, kluge, gute Generalin v. B., mir von Berlin aus bekannt, lebte und einen Kreis Derjenigen um sich vereinte, welche man die dor-

tige Aristokratie nennen durfte, hatte ich mich von Grafenort aus gemeldet, um daselbst, was schon früher einmal besprochen worden war, einige Tage zuzubringen. Wenn ich hier die Bezeichnung „Aristokratie“ gebrauchte, so geschah dies nicht, weil gerade die Vornehmsten und Angesehensten jenen Kreis bildeten, sondern weil diese zufällig auch die am meisten Unterrichteten, Theilnehmenden, Edelsten waren. Es giebt in meinen Augen nur eine Aristokratie, ich meine diejenige, in welcher Geist und Gemüth sich verbanden. Wer diese ableugnen will, gehört für mich zum Pöbel, sei er meinetwegen im Purpur geboren. Wo aber Rang, Geburt und Besitz sich mit ihr vereinigen, ist sie mir doppelt werth; ich bin nicht so erbärmlich egoistisch, daß ich, im Staube des Weges mühselig zu Fuße wandelnd, Diejenigen hassen sollte, die mit vier Pferden vor mir einherfahren, weil ich sie beneiden müßte. Auch glaub' ich bemerkt zu haben, daß in einer gewissen Klasse von Demagogen, Liberalen, Communisten — oder wie man sie nun bezeichnen will, die den Unterschied der Stände demoliren möchten und fortwährend Freiheit und Gleichheit predigen — sich sehr viele engherzige, eigennützige eitle Mundhelden befinden, die, wenn sie in Besitz und Stellung gelangten, allen Hoch- und Uebermuth entwickeln würden, über den sie jetzt so bitter klagen. Mir ist, wie ich mich viel umher getrieben und auch den Höchsten gegenüber meine persönliche Freiheit und Ehre, oft nicht ohne Opfer, bewahrt habe, durch lange Erfahrung deutlich hervorgetreten, daß nur die Aufgeblasenheit plötzlich reich gewordener

Commerzianten und neben dieser der Bettelstolz hungernder Edelleute unerträglich ist; daß sich hingegen mit wohlhabenden Leuten, die Namen und Eigenthum zugleich ererbten und dabei nur nicht ganz ohne Bildung blieben, immer noch am Besten auskommen läßt. Wenn daher in Frankfurt denen, die durch Geist und Wissen galten, sich auch Häuser öffneten, wo der begründete Anspruch auf Vornehmheit herrschte, so störte dies die Geselligkeit im höheren Sinne des Wortes nicht nur nicht, sondern beförderte sie veredelnd. Ich glaube mich keiner eiteln Prahlerei schuldig zu machen, wenn ich, als zur Schilderung meiner Erlebnisse gehörig, unumwunden erzähle, wie es mir gelang, mir und meinen Talenten in Frankfurt a. D. jene Geltung zu erreichen, die sich auch auf die Person überträgt, die ihr Gönner und Freunde erwirbt. Dessen bin ich dort herzlich aufgenommen worden; immer haben mich die Besten als einen Gerngesehenen willkommen geheißen, und heute noch (1845), wo die Alles zerstörende Zeit auch jenen wahrhaft seltenen Verein hochgebildeter, liebenswürdiger Menschen und Familien aufgelöst hat, beweisen mir die Zurückgebliebenen, die jetzt vereinzelt dastehen, wenn ich mich dort zeige, daß in ihrer Erinnerung an vergangene schönere Tage mein armes Bild unvergessen seinen Platz behauptet. Tadle mich Niemand, daß ich mich hier so entschieden selbst lobe! Ich will nur ehrlich bekennen: es wird noch schlimmer kommen. Wir nahen der Epoche meines Lebens, wo ich mancherlei Gutes von mir zu sagen habe, in sofern nämlich, als Andere es von mir

gesagt und gedacht haben müssen, weil sie mir sonst nicht so unzweifelhafte Beweise ihres Wohlwollens, ihrer Theilnahme gegeben haben könnten. Es hilft nun einmal Nichts, ich kann auch das nicht verschweigen, eben so wenig, als ich das Ueble verschwie, dessen ich mich so häufig anzuklagen hatte.

Oft und viel ward ich angefochten wegen meiner „Bescheidenheit,“ wie sie's nennen, und Manche behaupten mir wohl gar in's Gesicht, ich zierte mich damit. Dem ist nicht so. Ich bin gar nicht so bescheiden. Ich bin nur wahr, bin nur aufrichtig; Das werd' ich bleiben, so weit es sich thun läßt (denn Alles kann man und darf man ja, wie schon öfters gesagt, beim besten Willen nicht erzählen, weil es Verhältnisse und Menschen verlegen würde, die noch existiren). — In dieser aufrichtigen Wahrheit werd' ich also genöthigt sein, mich noch oft zu loben, und wenn dies nach der Meinung mancher Leser jetzt zu oft geschehen sollte, so bitt' ich dieselben, gütigst erwägen zu wollen, daß wir uns im vierten Bande der „Vierzig Jahre“ befinden, daß die vorhergehenden, mögen sie noch so viel Thorheiten verkünden, doch auch hier und da von einem Saatkorn redeten, welches mir aufgegangen, und daß es jetzt in den letzten Theilen meines Werkes doch nothwendig eine kleine Erndte für mich geben muß.

Der vierundzwanzigste Dezember nahte sich, als ich wieder zu den Meinigen kam. Seitdem ich mit Julien verheirathet die Kinder bei mir sah, hatten wir diesen

Tag zwar schon einmal mit einander verlegt, aber in Darmstadt, in einer Gegend Deutschlands, wo, wie im Süden überhaupt, die Einwohner bei diesem Feste, mögen sie auch gegenseitig sich und die Kinder beschenken, doch nicht in solchen Taumel der Weihnachtsfeier verfallen, wie im Norden. Dergleichen Zustände sind unbedingt ansteckend. In Berlin ist es kaum möglich, ruhig zu bleiben, wenn man genöthigt war, in den letzten Wochen vor dem heiligen Abend über die Märkte zu gehen, und wenn man umflattert von Fahnen, umschwirrt von Waldteufeln von einem bunten Waarenlager zum andern schreitet. Bei mir gesellten sich noch die schlesischen Jugenderinnerungen, durch den Besuch in E. frisch erweckt, dazu. Was Wunder, wenn ich in eine völlige Beseffenheit verfiel, den großmüthigen Freudespender zu spielen? Eins der größeren Zimmer, außer mir und einem vertrauten Diener Jedermann unzugänglich, wurde in einen Wald verwandelt. Duftige Nadelholz-Bäume, die statt der Tannzapfen unzählige bemalte Wachskerzen tragen mußten, erfüllten es schon einige Tage vorher, und von früh bis Abend brachte ich meine Zeit in Gewölben, Läden und Buden zu, um zusammenzutragen, womit ich Frau, Kinder, Schwiegermutter, Diensteute und die eingeladenen Freunde des Hauses (an diesem Abende natürlich nur schlesische Landsleute) beschenken wollte. Alles geschmackvoll „aufzubauen,“ wie der Berliner es heißt, ließ ich mir nicht nehmen; ich arbeitete daran bei festgeschlossenen Fensterladen gleich einem Bergmann im finstersten Schacht. Daß die Ausstattung meines „Auf-

baues“ mich weiter führte, als ich mit Rücksicht für eigene Mittel billigerweise hätte gehen dürfen, versteht sich von selbst. Wann überhaupt hätt' ich mich zu übertriebenen Ausgaben nicht gern und willig verleiten lassen, sobald es darauf ankam, Andern eine Freude zu machen? In dieser Beziehung blieb ich unverbesserlich bis auf den heutigen Tag, wie reich ich auch an der Erfahrung geworden bin, daß mir Niemand für meine selbstverschuldete Armuth dankt. Es ist mir übrigens unmöglich, hier ein kleines, an sich unbedeutendes Ereigniß zu übergehen, welches in jenen Tagen mich tief erschütterte und die Seligkeit, in der ich mich befand, — (denn eine Art von Seligkeit liegt allerdings darin, sein Geld mit vollen Händen wegzuworfen und Geschenke für theure Personen einzukaufen!), — empfindlich störte. In einem jener Läden, wo Pfefferkuchen und Zuckerwerk zur Ausschmückung der „Pyramiden“ verkauft werden, stand ich, zwei handfeste Träger der durch meine Auswahl zu füllenden Vorrathskörbe hinter mir und umgeben von einer Anzahl Käuferinnen. Dicht an meiner Seite befand sich eine sehr armselig gekleidete, bleiche, sanft aussehende Frau, welche mit erstaunten Blicken den Packeten folgte, die mir vom Ladentisch herab für meine Körbe gereicht wurden. Eine der Verkäuferinnen, an die ich mich zunächst gewendet, fiel mir durch ihr zerstreutes Wesen auf; sie beantwortete meine Fragen unrichtig, als ob sie sich kaum die Mühe gäbe, darauf zu hören, und erwies mir überhaupt nicht jene Aufmerksamkeit, welche einem viel kaufenden Kunden gewöhnlich zu Theil wird. Eben wollt' ich

sie darüber zur Rede stellen, als sie plötzlich und mit so rascher Bewegung, wie etwa eine Rahe macht, wenn sie die schon lange beobachtete Maus zu erhaschen eilt, über den Tisch griff und meine bleiche Nachbarin fest hielt.

Zugleich rief sie einer der im hintern Raden befindlichen Dienerinnen zu, man solle einen Polizeibeamten herbei holen, der denn auch mit ungewöhnlicher Hast erschien, die Festgehaltene zu übernehmen. Die Vermiste hatte, während ich einkaufte, einige Päckchen Pfefferkuchen heimlich, aber nicht unbemerkt, unter ihr zerrissenes Umschlagetuch zu bringen gesucht. Mit stromweis fließenden Thränen und herzerreißendem Angstgeschrei bat sie um Entlassung; sie habe den Kindern doch auch Etwas schenken wollen und kein Geld besessen! Sie wurde weggeführt. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich nachher fast schämte, für die von mir entnommenen Süßigkeiten mehr als zwanzig Thaler zu bezahlen. —

Unsere Häuslichkeit, unser Verkehr mit bedeutenden Menschen und ausgezeichneten Familien gestaltete sich immer angenehmer. Für den Umgang dieser Gattung giebt es keine Stadt in Deutschland, die darbietet, was Berlin gewährt. Aber in dem Maße, wie von dieser Seite uns das Glück zu begünstigen schien, indem es namentlich auch meiner Frau Freundinnen gönnte, entzog es ihr anderer Seits jede Lust, jede Freude bei Ausübung ihrer Kunst. Die weiter oben gleich nach der Rückkehr von Darmstadt angedeuteten Mißverhältnisse wurden täglich mächtiger; Julie ging als Schauspielerin fast unter. Ich als theatralischer Schriftsteller

schien eigentlich für die Königsstadt auch begraben. Meine früheren Stücke waren abgepielt. Neues hatt' ich seitdem nicht zu Stande gebracht, und die Idee, mit der ich mich, wie oben erwähnt, umher trug, wollte keine äußere Gestaltung gewinnen, wollte, daß ich mich so ausdrücke, nicht Fleisch und Blut annehmen, wie klar ich sie auch in meinem Innern zu ahnen wähnte. Eine Lokaltragödie wollt' ich schreiben, ein „Fest der Handwerker“ so zu sagen, welches, wie dieses im niedrigsten Jargon beginnend, während seines Verlaufes sich zum Trauerspiel umwenden, und in welchem die handelnden Personen, ohne sich äußerlich zu verändern, von Innen heraus und im Kampfe mit ihrem tragischen Geschick zu poetischen Helden werden müßten. Was ich in diesem Stücke mit Julien wollte, wußt' ich ganz deutlich. Sie sollte in der von ihr gleichsam geschaffenen Gattung als Berliner Dienstmagd niedrigsten Standes erscheinen und als solche an sich und Andern erleben, was die Dichter sonst nur Marquisen und Gräfinnen auf der Bühne erleben zu lassen pflegen; dabei aber, ohne aus dem geistigen Kostüm ihrer Rolle zu treten, einen edlen, reinen, kräftigen Charakter entwickeln, der siegreich und versöhnend über den Gräueln der übrigens echt melodramatisch gehaltenen Umgebung stände. — Das wollte ich! Darüber war ich mit mir einig. Nur über die Fabel des Stückes konnt' ich's nicht werden; ich war, wie der Berliner sich so klassisch ausdrückt, „mit dem Dämelsack vor den Kopf geschlagen!“ Je mehr ich nachgrübelte, desto weniger fiel mir ein. Ich hatte Nichts vor mir, als den

Titel des Stücks und den Namen der Dienstmagd, welche „Dörthe“ heißen sollte. Hundertmal gedachte ich dabei der selbsterlebten Anekdote von einem alten kroatischen Edelmann, der in Wien (1823) mit mir plaudernd einmal zu mir sagte (nachdem er vernommen, daß ich ein „Versmacher“ sei): „Hören S', do hob' ich prächtigen Gedanken zu einem Stück: Geht auf Vorhang! Scheint Mond! Sitzt Madel am Brunnen und weint!“ hier hielt er inne, indem er seinen langen Schnurrbart drehte. Nun weiter, weiter, rief ich. „Ja, weiter weiß ich nicht! Das Andere müssen sie selber machen; wovor sein S' Dichter?“ Sehr richtig, mein Alter! Wovor sein's Dichter? Er hatte seinen Göthe intus, ohne ihn gelesen zu haben:

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!“

Und gerade mit dem Kommandiren wollt' es mir diesmal nicht gelingen. Doch aber war keine Zeit zu verlieren, mit jedem Tage wurde Juliens theatrale Stellung bedenklicher. Da ging ich einmal bei düsterem, weichlichem Winterwetter durch die Stadt in einer niedergeschlagenen, dem Wetter entsprechenden Stimmung. Vom Werder'schen Markt in ein kleines Seitengäßchen, wenn ich nicht irre „die Schornsteinfeger-Gasse,“ blickend, sah ich drei Leute beschäftigt, Holz zu sägen und zu spalten. Zwei davon, ein Mann und eine Frau, hatten ganz das üble Ansehen jener berücktigten, von Kartoffel-Branntwein aufgedunsenen Menschenart, die Berlin eben nicht zur Zierde gereicht. Der Dritte, ein junger,

hübscher, schlanker Mensch in verbrauchter Soldaten-
jacke schien, obgleich fleißig arbeitend, zu diesem Gesin-
del gar nicht zu gehören. Ich blieb an einem Brunnen
stehen und beobachtete die drei Personen, die in ihrer
Gruppierung ein förmliches Genrebild abgaben, so lange,
bis das Weib mit einigen derben Redensarten mich ver-
trieb. Aus den Gedanken, die ich nun rüstig weiter
wandernd an dies Kleeblatt knüpfte, entspann sich mir,
ohne daß ich mich darum bemühte, die Fabel eines Dra-
ma's. Spät erst, nachdem ich mindestens drei Stunden
lang umhergelaufen war und in Träume versenkt so
manchen Stoß gegeben wie empfangen hatte, langte ich
in meinem Arbeitsstübchen an, wo ich noch in derselben
Nacht das Scenarium des neuen Stückes entwarf. Dar-
aus entstand denn, und zwar in der verhältnismäßig sehr
kurzen Frist von höchstens vierzehn Tagen, das bürger-
liche Drama „Ein Trauerspiel in Berlin,“ in
welchem die längst vorher geahnte „Dörthe“ Haupt-
figur wurde, und worin auch meine Holzhacker aus der
Schornsteinfeger-Gasse ihre Plätze fanden; einer dersel-
ben, unter dem Namen Nante, welcher letztere durch
Beckmann's originelle Darstellung und späterhin
daraus hervorgehenden Schwanck gleiches Namens ein
symbolischer Typus zu werden vom Schicksal bestimmt
war.

Nicht ohne Widerspruch gelang es mir, die Arbeit,
auf deren Erfolg ich große Hoffnungen setzte, zur Dar-
stellung angenommen zu sehn. Die mächtige Gegen-
partei meiner Frau mochte wohl spüren, auf welche
Soltei, Bierzig Jahre. IV.

Seite diesmal die Zurücksetzung fallen sollte. Madame E. weigerte sich lange, die ihr zuge dachte Rolle der koketten Welt-Dame zu übernehmen, und da dem Verfasser das Recht der Besetzung nicht abgestritten werden konnte, so bemühte man sich, das Stück im Ganzen anstößig zu finden, und ließ kein Mittel unversucht, die Aufführung zu hintertreiben. Glücklicherweise war gerade fühlbarer Mangel an Neuigkeiten eingetreten, und da mein Stück weiter keine Kosten an Garderobe oder Dekorationen verursachte, so bracht' ich es glücklich dahin, daß es studirt wurde. Im Publikum herrschte die offenbar von einem Theile des Theaterpersonals verbreitete Meinung, eine kürzlich in der Umgegend von Berlin verübte grausame und gemeine Mordgeschichte bilde den Mittelpunkt meiner Arbeit; man war darüber schon im Voraus erbittert, und der Entschluß, das Stück unter jeder Bedingung auszuspeifen, stand so fest und wurde so entschieden ausgesprochen, daß nun, um dies Vergnügen ja nicht zu stören, sogar die bisherigen Widersacher mit Eifer an die Förderung desselben gingen. Am 24. März 1832 war die erste Aufführung angesetzt. Ich hatte die Proben mit angesehen, und ob schon ich mich in denselben überzeugt, daß Julie ihre Dörthe vortrefflich geben werde, mir doch, eingeschüchtert wie ich durch unzählige bis an mich gelangende Gerüchte wurde, fest vorgenommen, der Aufführung nicht beizuwohnen. Die Stunden, welche ich nach Beendigung der Hauptprobe verlebte, will ich nie vergessen. So mögen sie dem Elenden vorüber schleichen,

dem das Todesurtheil vorgelesen, dem aber auch durch einen milden Richter noch entfernte Aussicht auf mögliche Begnadigung gelassen worden ist. Es stand für uns Alles auf dem Spiel. Drang die gefürchtete Kabale, von der alle Leute sprachen, wie „vom Drachen in seiner einsamen Höhle, desto schrecklicher, weil Niemand ihn sieht,“ wirklich durch, fiel mein Stück; dann durfte auch Julie nicht auf Anerkennung ihres Spiel's rechnen, sie wurde unter den Trümmern meiner stürzenden Hoffnungen mit begraben. Ich mußte wider Willen an jenen Abend denken, wo das mißlungene Zauberspiel „die Droschke“ ausgepiffen worden, wo die Stimmführer und Tonangeber im Parterre nicht mehr solchen, sondern vielmehr Straßenzungen glichen, die bissige Hunde gegen einander hegen und sich jauchzend freuen, wenn Blut fließt. Ich hörte schon wieder die jubelnd gellenden Töne; ich sah schon wieder die arme Frau, ihre Thränen mühsam hinunterkämpfend, mit schwer zu behauptender Fassung vor den Campen zittern; ich fühlte die unbeschreibliche Angst der Erwartung, gegen welche Gewißheit des größten Unglücks nur Kinderspiel scheint, fieberisch durch meine Glieder ziehen und schlich von Zeit zu Zeit in meiner Frau Zimmer, mir bei dieser, welche in weiblicher Riesenstärke an ihrer Näherei saß, einen Blick des Trostes, ein Wort der Beruhigung zu holen. Ich bin, sagte die kleine Heldin, auf das Schlimmste gefaßt und will mich durch Nichts irre machen lassen; meine Rolle führ' ich bis zu Ende durch, und wenn sie mit Aepfeln auf die

Bühne werfen sollten. Aber, fügte sie lächelnd hinzu: Du brauchst Dich nicht zu quälen, ich weiß es, ich fühle es, Alles wird gut gehen!

Gegen vier Uhr Nachmittags ließ sich Raimund melden. Ferdinand Raimund war eben in Berlin eingetroffen, um eine Reihe von Gastrollen auf dem Königsstädter Theater zu geben. Ich kannte ihn von meinem ersten Aufenthalte in Wien, wo ich ihn aufgesucht hatte, entzückt von seinem komischen Genius, der, als ich ihn zuerst bewunderte, noch in seiner ursprünglichen Naivetät, eigentlich frischer und unbefangener gewaltet, als nachher. Raimund trat mit den Worten bei mir ein: ich weiß, wie Einem zu Muth ist, der ein neues Stück geben läßt, deshalb komm' ich jetzt zu Ihnen, um Ihre Angst ein wenig zu zerstreuen. Ich mußte mich zwingen, für seinen guten Willen dankbar zu scheinen, und dieser Zwang, der mich meiner grübelnden Einsamkeit gewaltsam entriß, that mir doch gut. Wir geriethen in's Plaudern über Wien, dabei rückte die Theaterzeit rasch genug heran. Raimund rüstete sich zum Gehen und wartete, die Thüre in der Hand, daß auch ich mich fertig machen sollte. Als ich ihm sagte, ich würde das Theater heute nicht besuchen, wollt' er's durchaus nicht glauben. Das sei unmöglich, rief er aus, so viel Resignation könne kein Autor haben, man wolle doch wissen, was geschähe, und so weiter. Ich hatte die größte Mühe, ihn davon abzubringen, daß er mich mit Gewalt fortschleppte, worauf er durchaus bestand. Als er mich verlassen, hüllte ich mich in meinen Mantel und

ging unterm grauen Märzhimmel, der sich bald in seinen Staubregen lösete, in die Abenddämmerung hinein, die menschenleeren Wege verfolgend, welche zu den Bretterzäunen des Köpnick'schen Feldes führen, eine Gegend, welche damals durchaus keine Spuren glänzender Residenz trug, in welcher jedoch jetzt, wie ich vernehme, neue Städte aufwachsen sollen. Dort trieb ich mich, wie wenn ich selbst zu dem Diebsgesindel gehörte, desgleichen im Trauerspiel vorkommt, ungesehen und nur von heiserem Gebell der Kettenhunde verfolgt bis zum völligen Einbruch der Finsterniß umher. Um acht Uhr war ich wieder zu Hause. Die Kinder, noch mit ihren Lehrarbeiten beschäftigt, empfingen mich mit der Nachricht: vor einer Minute wär' ein fremder Herr hier gewesen, der, nachdem er sehr heftig angeläutet, nur den Kopf zur Hausthür hereingesteckt und geschrien habe: „Es geht gut, stürmischer Beifall!“ Dann sei er ebenso rasch verschwunden. An seiner Hand, die den Griff der Thüre gehalten, hätten sie beim Schein der Lampe einen Siegelring glimmern sehen. Aus der Beschreibung dieses Ringes entnahm ich, daß der nächtliche Siegesbote kein Anderer sein konnte, als Raimund, der mich daheim gewähnt und mir in meiner bangen Einsamkeit den glücklichen Fortgang der Schlacht melden wollen. Aber war sie deshalb total gewonnen? Konnte nicht noch am dritten Akte, der eben, während ich Kunde vom Gelingen der zwei ersten erhielt, gespielt wurde, das Ganze scheitern? War nicht gerade dieser dritte Akt, der eigentlich weiter Nichts enthält, als eine in die streng

betrachtet höchst undramatische Form eines Kriminal-Verhörs gekleidete Refapitulation des Vorhergegangenen, der gefährlichste? Nun erst begann ich mich so recht zu ängstigen. Ich legte die Uhr auf den Tisch, von Minute zu Minute berechnend, wie weit sie auf der Bühne sein könnten, und mit jeder Minute nahm meine Spannung zu. Etwas Aehnliches hatt' ich noch niemals empfunden. — Jetzt hör' ich den durch die Stille des Abends dröhnenden Schall der Hausglocke; eh' noch die Diensthoten aus der Küche vordringen können, steh' ich schon an der Thür, öffne, erwarte meine Frau zu sehen und den Diener, der sie geleitet, — da erblick' ich vor dem kalten Regen fest verummmt Beckmann. „Bin ich der Erste?“ fragt dieser. Und als ich, kaum begreifend, was er mit dieser Frage meint, dies bejahe, brüllt er: „Hurrah!“ und ist auch schon verschwunden. Indem ich seinen Tritt die obbe Holzmarktstraße entlang am Eingang zur Alexanderstraße verhallen höre, vernehm' ich zugleich rasche Schritte, die sich nähern. Der alte Diener mit dem „Theaterkorb“ voran. Dann meine Frau, der dicke Schall neben ihr leuchend, Wilibald Alexis, andere Freunde . . . bald war die kleine Hütte voll! Ich brauchte nicht zu fragen, wie's gegangen. Ich las es in den Augen der armen Julie, verstand es aus dem beredten Händedrücken der Theilnehmenden. Erst beim kleinen trauten Mahle, wo Jeder zum Besten gab, was er gesehen und gehört, wie es ihm erschienen, welche Eindrücke er bei diesem oder jenem Auftritt gehabt, — erst da fing ich an, mich recht zu freuen. Und ich stehe

nicht an, es auszusprechen: wenn es wirklich wahrhaft glückselige Stunden im Erdenleben eines Schriftstellers giebt, so sind sie ihm beschieden nach einem solchen Abend der quälendsten Seelenpein, wo er sich, von Freunden umgeben, des glücklichen Erfolges freut und aus jedem Worte, welches gewechselt wird, neue Nahrung für sein Glück saugt. Mehr als der Beifall aber, der mir, dem Verfasser, zu Theil geworden, erfreute mich jener Triumph, den Julie als Darstellerin errungen. Mein Drama wurde als ein festes, höchst fremdartiges, wenn auch wirksames und eigenthümliches Wagstück bezeichnet. Julien's Dörthe galt bei allen Menschen, die nur irgend Etwas vom Theater verstehen, für ein in seiner Art vollendetes Meisterwerk, wo bis in die kleinsten Details hinein Wahrheit und Natur sich zur wirklichen Kunstleistung erhoben. Und darauf durst' ich stolz sein, daß es mir gelungen, den rechten Ton für sie zu treffen und in meiner Ausführung dieser noch nie auf der Bühne da gewesenen Rolle, die ich billig meine Erfindung nennen durfte, Alles zu vermeiden, was sie von dem Gebiete der Natürlichkeit auf den Weg manirirter Künstelei hätte verlocken können. Ihr Credit als Schauspielerin war wieder hergestellt.

Das „Trauerspiel in Berlin“ machte in Berlin Aufsehen. Man sah sich's an, um sich zu „fraulen“ — und um sich rühren zu lassen. „Es weint sich nirgend so gut, als in Ihren Stücken!“ — sagte eine junge Dame zu mir — „und das Trauerspiel in Berlin geht noch über Senoren!“ Doch war mir nicht beschieden, auf meinen

Vorbeern zu ruhen, was man die ersten acht Tage nach einem Erfolge sonst so gern und so behaglich thun mag. Ein Todesfall, längst erwartet und dennoch ganz Europa erschütternd, regte mich zu rascher Thätigkeit auf. Vor mir, neben dem oft in verstohlener Wonne betrachteten Anschlagzetteln meines vorgestern gegebenen neuen Stückes, lag eine Karte mit schwarzem Trauerrande; auf dieser stand zu lesen:

„Gestern Vormittags halb zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Großherzogl. Sächsische wirkliche Geheimrath und Staatsminister

Johann Wolfgang v. Göthe,
nach kurzem Kranksein, am Sticflusse in Folge eines nervös gewordenen Katharralsiebers. Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im dreiundachtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

Ottilie v. Göthe, geb. v. Pogwisch,
zugleich im Namen meiner drei Kinder.“

Der Gedanke einer Todtenfeier auf dem Königsstädter Theater wurde um so lebhafter, seine Ausführung erschien um so wünschenswerther, als mit Gewißheit verlautete, daß beim Königl. Hoftheater jede officiële Anordnung einer ähnlichen Feierlichkeit auf unbesiegbare Widersprüche stoßen dürfte. Herr Gers war glücklicherweise bald dafür gewonnen und ging sogleich auf meinen Antrag ein, mir die Anordnung des Ganzen zu überlassen. Kapellmeister Gläser (jetzt bei der Königl. Oper in Kopenhagen) war, als Mann der raschen That, mit unermüdlichem Fleiße

bereit, mir die Hand zu reichen. Wer in meinem „Theater“ pag. 405 nachschlagen und dieser „Todtenfeier“ nur einen flüchtigen Blick gönnen will, wird leicht einsehen, daß die Sache, bei mannichfach widerstrebenden Elementen, keine Kleinigkeit war, und daß Autor, Compositeur, Schauspieler und Sänger sich rühren mußten, um in einem Zeitraum von nicht viel mehr als acht Tagen die mit Begeisterung gestellte Aufgabe einigermaßen würdig zu lösen*).

Ich — in dessen Seele der Wunsch, noch einmal wieder die Bretter zu besteigen, immer fortlebte — benützte diese Gelegenheit, mich in die Reihen der Darstellenden zu mischen. Ich ließ einen Faust erscheinen, der im einleitenden Gespräche mit dem Regisseur sich als zauberbegabten Ordner des Festes verkündigte, und dieser Faust war ich selbst. Ich erschien übrigens nur in der ersten Scene und brachte die Nachricht von Göthe's Tode, durch deren schlichte Ausführung in einfachen Versen, die ich eben so schlicht und einfach vortrug, eine, ich darf es sagen, große Wirkung hervorgebracht wurde. Dabei

*) Herr General-Musik-Direktor Spontini meldete sich, nachdem er von unserm Unternehmen gehört, als Genosse desselben. Wir mußten auf unserer kolossalen, auf zwei großen zusammengeklebten Bogen prangenden Affiche extra anzeigen: „Großer Trauermarsch“ eigens komponirt von — und nun folgten alle seine Titel. Aber vergebens warteten wir auf die Zusendung; erst in der General-Probe empfingen wir die noch nicht trockenen Orchesterstimmen, — und als sie aufgelegt wurden, erkannten die Musiker lauter alte Bekannte, aus Kurmahal, Olympia u. s. w. — Die Quelle, aus welcher einst die himmlischen Klänge der Vestalin geflossen, war längst versiegt.

gerieth ich mit der Censur in einen seltsamen Konflikt. Jene schöne Zeit, wo Kunowski als Syndikus der Aktiengesellschaft die Censur gehandhabt, war verschwunden. Seit Herrn Cers's Antritt wurde dies für ein Theater so wichtige Amt durch den Geheimen Hofrath Herrn John verwaltet, einen sehr freundlichen, gutmüthigen Polizeibeamten, (der früher sogar als Hausgenosse bei Göthe gelebt!) doch in seiner nach mancher Seite hin eiglichen Stellung voll von Rücksichten und Bedenklichkeiten. Dieser sonst wirklich humane, gefällige und mir stets mit mildester Herzlichkeit gewogene Censor fand eine Stelle in meiner ersten Scene, wo ich mit dem Regisseur die Berechtigung erwog, die ein Theater zweiten Ranges zu solcher Todtenfeier haben könnte, anstößig in Beziehung auf's Hoftheater, und um sicher zu gehen und seinen Rücken zu decken, strich er sie fort, obgleich sie vollkommen unschuldig war. Ich erklärte auf der Hauptprobe, daß ich sie dennoch sprechen würde, und daß ich jegliche Verantwortung auf mich nähme, was ich um so leichter thun konnte, da gleichzeitig mit der Aufführung auch der Druck des Ganzen vorbereitet worden und in diesem — der gewöhnlich und überall in Censurangelegenheiten vorherrschenden Consequenz gemäß — die Stelle nicht gestrichen war, weil der für die Drucksachen beauftragte Beamte Nichts darin gefunden hatte. Irgend einer der Direktionsspione — denn diese Bestien gediehen im sumpfigen Boden jenes Theaters vorzüglich — muß den Herrn Inhaber und dieser den Censor von meiner kühnen Absicht unterrichtet, letzterer das Manuscript

noch einmal zurückgefordert haben — Gott weiß?! — kurz, wie ich des Abends an die bewusste Stelle komme, schlägt mir der Souffleur, den ich gewiß nicht brauchte, den ich aber doch auch wider meinen Willen hörte, andere, viel später erst folgende Worte an. Ich pausire und werfe ihm einen drohenden Blick hinab. Er schüttelt den Kopf, zuckt mit den Achseln und giebt mir pantomimisch kund, daß die anstößigen Blätter mit dickem Kanzelei-Zwirn unlösbar fest zusammengenäht sind. Ich winke ihm zu schweigen und rede nun ruhig fort, wie ich will. Jetzt soll mein Partner, der Regisseur, antworten. Der aber kann nicht entgegnen, wenn er nicht das Drakel im Loche vernimmt; er blickt wehmüthig hinab und empfängt nun die nächsten Worte, die über die gestrichene und vernähte Passage hinaus liegen; diese faßt er auf, spricht sie — (sie paßten natürlich auf Faust's letzte Rede, wie die Faust auf's Auge!) — und mir bleibt Nichts, als nachzugeben und auch weiter zu springen. Ich habe niemals entdecken können, welche Hand so eifrig im Dienste der heiligen Censur gewesen ist. Mein guter Geheimer Hofrath schwur hoch und theuer, daß er keinen Theil daran habe. —

Die Göthe'sche Todtenfeier dauerte von sechs bis gegen elf Uhr. Dennoch hielt das aufmerksame Publikum im überfüllten Hause bis zum Schlusse redlich aus. Und nachdem endlich sämmtliches Personale — eben nur Figuren aus Göthe's Dichtungen — bei der Büste des Verstorbenen vorüberziehend seine Kränze am Fußgestell niedergelegt hatte, war man so aufmerksam, mich her-

vorzurufen, damit auch ich, der im Zuge nicht erscheinen konnte, Gelegenheit fände, meinen Kranz darzubringen.

Am vierten April hatte Raimund seine erste Gastrolle in der von ihm aus alten Märchen zusammengewobenen bezaubernden Zauberposse: „der Diamant des Geisterkönigs“ gegeben und zum Theil durch seine eigene Schuld, weil er die kindische Eitelkeit durchführen wollte, als hochdeutscher Komiker zu erscheinen, eine ganz matte Aufnahme gefunden; ja, die Berliner hätten ihn radikal durchfallen lassen, wenn nicht ein Duzend seiner Verehrer — die ihn eben in Wien verehren lernen, und zu denen auch ich gehörte — mit wirklich riesenhafter Anstrengung für ihn in's Zeug gegangen wären. Später fand er, besonders im „Bauer als Millionär,“ lebhaftere Aufnahme; aber so recht entschieden drang er nicht durch, und der ihm reichlich gespendete Beifall galt weniger der augenblicklichen Wirkung seines Spiels, als der anerkannten Berühmtheit seines Namens.

Im April oder Mai des Jahres 1832 ist es, glaub' ich, gewesen, daß ich den Auftrag erhielt, für die häufig in Potsdam befohlenen Darstellungen der Königlichen Schauspieler ein kleines Lustspiel zu liefern. Ich erfüllte diesen Auftrag in kürzester Zeit und reichte der Generalintendanz die einactige Posse: „Margarethe“ ein, welche sogleich zur Aufführung angenommen und für Potsdam benützt wurde. Es mag einen Maassstab abgeben für die Betrachtung, von welcher Seite man

damals beim Königl. Hoftheater, überwacht und beschränkt durch das Censorium des Herrn Geheimrath Tschoppe, zu Economistren suchte, wenn ich versichere, daß mir diese bei mir bestellte, in wenigen Tagen und Nächten ausgeführte, nicht aus dem Französischen übersetzte, dramatische Arbeit, außerdem noch von Regie und Schauspielern mit Lust und Liebe behandelt, „pour les menus plaisirs“ verwendet, mit zwanzig Thalern bezahlt wurde. Für den „dummen Peter,“ dessen zwei lange Acte beinahe den Abend füllten, hatt' ich deren Vierzig bekommen. Doch über dieses Honorar hätte ich kein Recht gehabt, mich zu beschweren, da ich jenes Stück aus eigenem Antriebe eingereicht, und da einmal angenommen war, den Act mit zwanzig Thalern zu bezahlen. (Ausgenommen bei Raupach's Arbeiten; ihm waren bessere Bedingungen zugestanden.) Im Gespräch mit einem Beamten des Ministeriums äußerte ich zufällig ein Wort über so handwerksmäßige, durchschnittliche Bezahlung, die auf den Act zwanzig Thaler schlug, ironisch beifügend: der Honorarfuß sei streng genommen noch viel zu hoch; denn andere Königl. Hoftheater zahlten bedeutend weniger. (Ich hatte wirklich von einem solchen kurze Zeit vorher für Buch und Partitur des dreiactigen Originalschauspiels: „die Majoratsherren“ Zwölf Thaler empfangen.) Jener Beamte, wahrscheinlich in abhängiger Stellung zu ihm, erzählte dem Herrn Geheimrath Tschoppe mit dem übrigen Inhalt meines Gesprächs auch die unglückliche Bemerkung über die viel zu hohen Honorare; der Herr Geheimrath nahm

sie für ernsthaft gemeint, und nicht lange nachher erging von Seiten des Curatoriums eine Ermahnung an die General-Intendantur, sparsamer zu sein und ihren großmüthigen Verschwendungen für das genau deutscher Poeten Gehalt zu thun.

Es ist hier der Ort, eines Mannes zu gedenken, der, geliebt von Allen, die ihn kannten, im Besiz der reichsten Gaben, geziert durch körperliche wie geistige Schönheit, in meinen Lebensweg trat und mich mit seinem Vertrauen, mit seiner Freundschaft beglückte. Otto von Pirsch war, als ich noch in Darmstadt weilte, Mitglied der literarischen Gesellschaft geworden; bei meiner Rückkehr fand ich ihn, und wir fanden uns bald. Er brachte mir, nachdem wir uns genauer kennen gelernt, das Manuscript seiner „Garagoli“ mit dem Wunsche, ich möchte ihm für dieses Buch einen Verleger finden. Bald nachher schrieb er mir: „Da unsere gegenwärtige Zeit so wenig von Ihrer werthen Zeit auf Lesen ganzer Bücher zu verwenden hat, so würden Sie sich ein wahres Verdienst um die dereinstigen Leser der Ihnen vorliegenden Blätter erwerben, wenn Sie die schleppendsten Stellen anstreichen, damit sie wegbleiben könnten.“ Ich entdeckte dergleichen keine; mir erschien das ganze Buch von A. bis Z. anmuthig, unterhaltend, liebenswürdig, eben so liebenswürdig wie sein Verfasser. Gleich mir urtheilte Freund Josephhy, der Besitzer der Haude • Spener'schen Buchhandlung davon, in dessen Verlag es bald erschien.

Wer es gelesen, wird den, der es schrieb, gewiß lieb gewonnen haben, auch wenn er ihn nicht kannte. Mir konnt' er durch das Buch nicht lieber werden, als er mir durch seine Persönlichkeit schon gewesen. Wir sahen uns oft. Nicht nur in der literarischen Gesellschaft, deren Stolz und Liebling unser Pirsch war; auch in meinem Hause, wo die Kinder an ihm hingen, wie an einem Bruder. Und Alle traf es wie ein Unglück, als die Nachricht sich bestätigte, daß er nach Breslau in den Generalstab des Commandirenden versetzt sei. Jung und Alt beklagte seinen Verlust, — ach! Niemand konnte ahnen, in welch' furchtbarem Sinne dieser wirklich stattfinden sollte! Und ich am wenigsten, daß ich einen Theil der Schuld an seinem frühen Tode selbst zu tragen haben würde. Sein Abgang von Berlin war für den Juni angesetzt. Fast zu derselben Zeit mußte ich eine Reise nach Schlesien unternehmen, um an Ort und Stelle die Erbschafts-Angelegenheiten des verstorbenen Barons in Ordnung zu bringen. Wir verabredeten mit einander, daß ich am ersten Sonnabend nach seiner Ankunft in Breslau mich auch dort einfinden würde, um ihn den Sonntag Vormittag mit einigen mir wohlgesinnten Familien durch Antrittsbesuche bekannt zu machen. Die Verwandten auf dem Lande, bei denen ich eingekehrt war, hielten mich aber fest, und ich gelangte statt Sonnabend erst Sonntag gegen Abend nach Breslau. Im Gasthose empfing mich die Wirthin mit der Nachricht, der Hauptmann v. Pirsch sei mehreremale gekommen, nach mir zu fragen, und habe sich wegen meines Ausbleibens höchst ungedul-

dig gezeigt; er wolle morgen wieder nach mir sehen. Ich ging zeitig zu Bett, ohne sonst Jemand zu sprechen. Am nächsten Morgen erzählte mir der Barbier von dem Unglück, welches einen Hauptmann v. Berg, dessen Pferd mit ihm durchgegangen, betroffen habe. Bald darauf brachte mir der Hausknecht eine Bestellung, aus der ich nicht klug werden konnte, weil sie mich auf den Wilhelmsplatz in ein Haus beschied, von dessen Bewohnern mir Keiner auch nur dem Namen nach bekannt war. Ich forschte im Hôtel bei allen Dienstboten nach, und wunderbarer Weise ergab sich, daß Niemand mit dem Besteller gesprochen, sondern immer Einer vom Andern den Auftrag empfangen haben wollte. Da die bezeichnete Nummer mit jener eines Hauses am Blücherplatze zusammentraf, wo ein Freund wohnte, ein Kaufmann, der eben damals meiner Geldangelegenheiten sich annahm, so dachte ich, die Botschaft könne von diesem herrühren, und die Namen der beiden Plätze könnten irrigerweise verwechselt worden sein. Ich begab mich sogleich zu meinem Freunde S., dieser jedoch mußte von gar Nichts und versicherte, gewiß nicht nach mir gesendet zu haben. Während ich noch auf dem Platze stand, immer nachsinnend, zu wem ich so dringend gerufen sein konnte, kam der Major v. F. des Weges und rief mir schon von Weitem die Trauerpost zu, daß Pirsch gestern Nachmittag vom Pferde gestürzt und in Folge schwerer Verletzungen halb todt zu dem Hauptmann H. v. B. gebracht worden sei. Dieser aber bewohnte das mir bezeichnete Haus am Wilhelmsplatze, und ich mußte natürlich annehmen, von

dort aus sei die Sendung an mich ergangen. Keinesweges! H. v. B. wußte gar nicht, daß ich mit Pirch irgend bekannt; Pirch selbst war vom ersten Augenblicke, wo er ihm in's Haus gebracht worden, scheinbar bewußtlos gewesen und hatte kaum einige unzusammenhängende Worte gestammelt; kurz, bis auf den heutigen Tag ist es trotz all' meinen Nachfragen und Bemühungen unerklärt geblieben, von wem jene räthselhafte Botschaft ausging und durch wen sie ausgerichtet wurde. Pirch starb nach einigen Tagen in der Blüthe seiner Jugendkraft. Ist es nicht schmerzlich, denken zu müssen, daß, wenn ich verabredetermaßen Sonnabends nach Breslau gekommen, dann des Sonntags mit ihm gegangen wäre, Besuche zu machen, uns unfehlbar eine Einladung zum Mittagstische zugekommen und dadurch der unglückliche Spazierritt unterblieben sein würde, den er nur aus langer Weile unternahm, und der seinem Leben ein Ende machte ?? — Über nicht nur durch einen so tiefen Schmerz, als der Tod des lebenswürdigsten Freundes hervorbrachte, — auch durch eine lebendige Freude, durch ein fortdauerndes und nachwirkendes Glück sollte mein diesmaliger Aufenthalt in der Heimath bezeichnet sein. Nachdem ich im vergangenen Winter mit meinem Bruder und andern Verwandten wieder in nähere Berührung gekommen war, fand sich jetzt auch eine, bis dahin nur brieflich da gewesene, persönliche Annäherung an meine Halbschwester und deren Mutter, die zweite Gattin meines Vaters, die seit langen Jahren von diesem getrennt in einem kleinen Städtchen Oberschlesiens gelebt und

Holtei, Bierzig Jahre. IV.

dies letztere erst kürzlich mit Breslau vertauscht hatte. Mein Bruder war eben auf Urlaub zugegen. Vor dieser Begegnung, bei der sich die liebevollste Gesinnung, der Mutter wie der Schwester, aus reinstem Herzen kundgab, schwanden die düstern Wolken, die sich bis dahin immer zwischen mir und meiner frühesten Kindheit erheben wollten, wenn ich ihrer gedachte. Ich wurde von der treuen Anhänglichkeit, womit diese beiden vom Geschick schwer geprüften Herzen meinen Irrlauf durch die Welt verfolgt, meine Thorheiten entschuldigt, meine etwaigen Erfolge mit Freude aufgenommen hatten, tief geführt; wir vereinigten uns, dem traurigen, über unsere Familie verhängten Schicksal zum Troste, auf das Innigste; und diese Vereinigung, die von Jahr zu Jahr dauernd, durch Zeit und Entfernung befestigt fortbesteht, könnte und kann nur durch den Tod gelöst werden.

Mit meinem Bruder ging ich dann nach Frankenstein, um von dort aus unsere angebetete Ida in E. zu besuchen, deren Geburtstag wir in den letzten Tagen des Juni feierten. Alles athmete Lust und Freude; die Gefeierte selbst blühte, von blühenden Kindern umgeben, von Vater, Gemahl, Verwandten und Freunden geliebt, im vollsten Genuße irdischen Glückes, zu welchem der Gedanke nicht wenig beitrug, daß die Cholera, die ringsumher gewüthet und so manches Opfer in der Nachbarschaft gefordert, ihren Wohnsitz verschont hatte; auch schien diese tückische Feindin jetzt schon machtlos geworden zu sein. — Vier Wochen nachher empfing ich in Berlin einen Brief meines Bruders,

der mir meldete, daß Ida nach unsäglichen Leiden an der Cholera gestorben sei.

Schon lange vor meiner mißlungenen Darmstädter Expedition hatte mich Meyerbeer auf eine Schopenhauer'sche Novelle: „des Adlers Horst“ aufmerksam gemacht, worin er Elemente für eine deutsche Oper, oder vielmehr für den letzten Act einer solchen nach seinem Sinne fand. Mich schreckte, wie sehr mir auch die reizende Erzählung meiner Freundin gefiel, von einer unmittelbaren Benützung derselben das Costüm zurück, in welchem sie spielte. Sie war entschieden schottisch gehalten. Und eine Oper in schottischen Bergen, von Bewohnern dieser Berge belebt, konnte beim Vergleich mit Boppelbier's immer noch beliebter „Dame blanche“ nur verlieren. Meinen Vorschlag aber, den Schauplatz in unsere schlesischen Berge zu verlegen, wies Meyerbeer, welcher stets eine europäische Renommee vor Augen hatte, als zu local von sich. So hatt' ich mich denn entschlossen, auch diesen Stoff, wie früher den der „Lenore“, aus dem Gebiete der Oper in jenes unseres Königsstädter Melodramas zu ziehen. Bei näherer Prüfung ergab sich, daß in der Novelle selbst eben nur für den Schluß gesorgt war, daß jedoch der erste und zweite Act, ganz wie bei „Lenore“, durchaus neu erfunden werden mußten, wenn dramatisches Leben hineinkommen sollte. Auf diese Weise hat es sich denn gemacht, daß in der Ausführung derjenige Act, der eigentlich Ber-

anlassung zum Ganzen gab, der schwächste geworden, weil er an die scenische Darstellung wilder und großer Naturschilderungen gebunden ist, diese aber auf der Bühne immer unwirksam bleiben müssen. Schon auf sehr großen Theatern ist es gefährlich, an unersteigbare Klippen und Felsenspitzen, an furchtbare Schlünde und Gründe die dramatische Handlung zu knüpfen; auf kleineren wird dergleichen geradezu lächerlich. Diese Rücksichten hatten mich lange abgehalten, die schon begonnene Arbeit zu vollenden. Als nun der Kapellmeister Franz Gläser seinen Wunsch, an die Composition einer Oper für die Königsstädter Sängergesellschaft zu gehen, täglich dringender wiederholte und sich von dem Entwurfe jenes Melodramas, so weit ich im Stande war, denselben mitzutheilen, lebhaft angeregt fand, so konnte ich mich endlich nicht weigern, ihm zu willfahren. „Des Adlers Horst“ trat wieder in seine ursprünglichen Rechte, und das Melodrama gestaltete sich zur Oper. Es ist bekannt, mit welchem Beifall die beiden ersten Akte aufgenommen wurden! den dritten ließ man sich um der andern Willen gefallen. Wenn ich zu behaupten wage, daß an dem glücklichen Erfolge, der sich auf den meisten norddeutschen Bühnen wiederholte, der Verfasser des Textes auch seinen Antheil hatte, so bin ich ebenso aufrichtig zu erklären verpflichtet, daß Niemand mehr bereit gewesen ist, dies anzuerkennen, als der Componist. Ein seltener Fall in Deutschland! denn für gewöhnlich denkt bei einer deutschen Oper keine Seele an den, der das Buch geliefert, — außer um ihn schlecht zu machen. Gläser hat, nachdem ich

von der Direktion des Königsstädter Theaters mein Honorar empfangen, eine genaue Rechnung über den weiteren Verkauf des Werkes angelegt und hat dann, obwohl ich das gar nicht verlangte, sämmtlichen Ertrag der eingegangenen Honorare brüderlich mit mir getheilt. Darum hat mir dieser Opern-Text fast mehr eingebracht, als irgend eine meiner selbstständigen dramatischen Arbeiten. Dieser günstige Erfolg, so wie der ihm vorangegangene des Schauspiels: „Ein Trauerspiel in Berlin“ hatten meinen durch Muthlosigkeit und bangen Zweifel erschlafften Nerven neue Kraft gegeben. Die Lust am Theater war wieder lebendig geworden und mit ihr der innere Drang, durch selbsteigene Mitwirkung auf den Brettern meinen künftigen Versuchen freiere Bahn zu brechen. Durch die Achtung und Anerkennung, die meinen dramatischen Vorlesungen gezollt wurden, mußte ich mich in der Meinung befestigen, daß es mir nun gelungen sei, jene Gewalt des rhetorischen Vortrags zu erreichen, die mir bei meinen früheren Versuchen als Schauspieler abging. Mein Auftritt bei Goethe's Todtenfeier war von unbefangenen Beobachtern gerühmt und als sicher, würdig bezeichnet worden. Zunächst endlich — was soll ich's leugnen? — hatte Raimund's Gastspiel mich auf's Neue entzündet und die alten Träume wieder aufgesungen! In Rollen, die ich mir (um einen Handwerksausdruck zu gebrauchen) auf meinen eigenen Leib geschrieben, die kein Anderer so treffen könnte, eben weil sie für meine Persönlichkeit berechnet wären, — in solchen auf den gebildeteren Theil des Publikums eine in ihrer Art

noch nicht da gewesene Wirkung hervorzubringen, schien mir nicht unmöglich. Doch will ich nicht behaupten, daß es nur ein poetisches Feuer gewesen, welches mich durchglüht. Auch die armseligen Bedürfnisse irdischen Daseins machten ihre Rechte dabei geltend. Wie schon erwähnt, kostete mich unser Haushalt, der, ohne glänzend oder verschwenderisch sein zu wollen, doch einem ausgebreiteten, geselligen Umgange und einer gewissen Gastfreundschaft entsprechen sollte, mehr, als wir einnahmen. Für die Kinder war ein eigener Hauslehrer, für diesen wieder eine Erweiterung der Wohnung nöthig geworden. An Fremden, die, aus der Ferne an mich empfohlen, anständig empfangen werden mußten, an kleinen Festlichkeiten für die in meinen Stücken beschäftigten Schauspieler und dergleichen fehlte es auch nicht. In Berlin kann es leicht geschehen, daß die Ausgabe eines Jahres den Etat um Tausend Thaler überstiegen hat, ehe man dessen gewahr worden. Mit einem Worte: ich wollte, ich mußte mehr erwerben, als bisher, und dazu, meint' ich, sollten mir die kleinen Talente, an deren möglichste Ausbildung ich ja bisher mein ganzes Leben gesetzt, behilflich sein. Möchte mir auch bisweilen eine innerste Abneigung aufsteigen gegen den Gedanken: mich persönlich der schwankenden Masse Preis zu geben, die das Parterre füllt, und von deren wilden, grausamen Ungerechtigkeiten ich bereits so manche Probe erlebt; möchte mich auch oft ein Grauen überfallen vor dem undankbaren Berufe des Schauspielers, den immer und ewig ein bürgerlicher Gluck drücken wird! Dergleichen Warnungsstimmen wur-

den theils übertönt von dem Schlachtrufe eines ungedul-
digen Produktionsvermögens, welches zu siegen begehrte,
— theils von der Betrachtung, daß es doch am Ende
ehrenvoller sei, sich und die Seinigen anständig zu ernäh-
ren und seine Schulden redlich zu bezahlen, indem man
Komödie spiele, — als in vornehmer Bequemlichkeit
zuzusehen und abzuwarten, was geschehen werde. Meine
Verhältnisse waren mir über den Kopf gewachsen. Den
Entschluß zu meiner zweiten Verheirathung hatte der
andere hervorgerufen; jener Entschluß: meine Frau,
wenn sie dies einmal geworden wäre, vom Theater
zurückzuziehen und ein bescheidenes Poeten-Dachstübchen-
Dasein mit ihr zu führen. Wir haben gesehen, wie die
Umstände mich davon abgelenkt und wie ich, nachdem
erst ein Schritt von der vorgestreckten Bahn auf Neben-
wege gethan war, wider meinen Willen immer weiter
gezogen wurde. Jetzt ließ sich Nichts mehr thun, als
entschieden vorschreiten, resolut handeln, — oder erbärm-
lich verkümmern. Einer allein, für sich, kann das wohl,
und ich hätte es auch vermocht. Ich hätte Troß, Groll,
Bitterkeit genug in mir gefunden, um mich, in Einsam-
keit vergraben, einem moralischen Tode zu opfern. Wie
die Sachen aber standen, war ich den Meinigen schuldig,
heiter vor ihnen zu erscheinen, Lebenslust und Freude zu
zeigen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen.
Gott ist mein Zeuge, daß ich dies ehrlich gethan und
gar oft, wenn mir recht bange war und ich, mit dunklen
Vorgefühlen in die Zukunft schauend, eine Dämmer-
stunde in meinem Stübchen verseufzt hatte, dann die

Falten aus dem Antlitz streichend, einen Scherz auf den Rippen, in die Räume ging, die meine Frau inne hatte, und ein paar Stunden lang der Fröhlichste zu scheinen wußte. Auch meinen Schauspielerplan stellt' ich Julien im rosigsten Lichte, wie aus innerstem, unabweisbarstem Antriebe hervorgegangen, dar, und sie, die treue, gute Seele, fand ihn vortrefflich, weil ich ihn lebhaft ausmalte. An und für sich war er auch gut; ja, er hätte vielleicht zu bedeutenden Resultaten geführt, wenn nicht äußere Verhältnisse ihn gehemmt hätten, und wenn nicht jene ungeduldige Hast, welche mich so oft im Leben antrieb, schon erndten zu wollen, nachdem ich eben erst gesäet, auch hier übereilt eingetreten wäre. Ich konnte nicht erwarten, auszuführen, was ich einmal entworfen. Und dadurch verdarb ich mir Viel. Verständig wär' es gewesen, für meinen neuen Zweck eine ganze Reihe von Stücken, mindestens acht bis zehn, vorzuarbeiten, um dann, wenn einige davon, wie nicht anders möglich, den Weg alles Fleisches gingen, sogleich mit der Reserve nachrücken zu können. Dazu wäre noch wenigstens ein Jahr bestimmter Vorberettung nöthig gewesen. Und dazu, leider, fehlt' es mir an Geduld. Deshalb gelang auch das Unternehmen nur halb, wie sich jetzt zeigen soll.

Zuerst mußte ein Mittel gefunden werden, mich, wenn ich thätig und ungestört arbeiten wollte, vor allen Zerstreuungen sicher zu stellen. Ich mußte mir's unmöglich machen, Gesellschaften zu besuchen; denn daß ich mit dem bloßen Willen nicht ausreichen und daß ich nicht stark genug sein würde, dringenden Einladungen

zu widerstehen, das fühlte ich wohl. Ich begann also damit, meinen Barbier zu verabschieden. Damals dachte noch kein Mensch daran, — in sofern er nicht etwa ein polnischer Jude war — seinen Bart wachsen zu lassen. Ich that es, und nach acht Tagen war ich unfähig, vor Menschen zu erscheinen. Die näheren Bekannten, welche bis zu mir drangen, entsetzten sich anfänglich vor meinem Anblick. Späterhin, als der Bart sich zu runden begann und meinem langen, bleichen Gesicht als Folie diente, — denn er war ziemlich dunkel, und es ist grausam genug von der eigensinnigen Mode, daß sie diese Tracht erst gestattete, als das Hamlet'sche „Silbergrau“ bei mir vorherrschte — fand er Beifall. Chamisso rief aus: „Wie beneid' ich Sie um Ihre männliche Zierde!“ Aber weiter als in die Litteraria wagt' ich ihn doch nicht zu tragen. — Nun, der Bart wuchs und mit ihm meine Manuscripte. Im September hatt' ich begonnen, und mit Ablauf des November waren einige Auftrittstücke fertig, einige im Werden. Jetzt fing ich an, mich mit dem Direktor des Königsstädter Theaters wegen meiner Debüts in Verbindung zu setzen. Mein Verhältniß zu Herrn Gers war ein sehr eigenthümliches. Er versicherte stets, daß er eine persönliche Neigung für mich habe, bestätigte dies auch zu Zeiten durch freundliches Entgegenkommen, stellte sich aber auch wieder, man wußte nicht warum, den billigsten Ansprüchen und Wünschen hartnäckig entgegen. Die künstlerische Stellung meiner Frau hatte sich trotz des momentanen Auflebens durch „Ein Trauerspiel in Berlin“ gar bald wieder verschlimmert.

Dabei aber fehlte es nie an den süßesten Worten, hinter denen doch bei der geringsten Veranlassung eine nur mühsam zurückgehaltene Bitterkeit ausbrach, so daß man eigentlich niemals wußte, wie man stand, noch woran man war; und daß es unmöglich blieb zu bestimmen, wie weit die Selbstständigkeit des sogenannten „Inhabers und Direktors“ reiche, oder in wiefern sie durch Einflüsse von Oben (die stets abgeleugnet wurden) beschränkt und geleitet sei. Ich befestigte mich nach und nach in der traurigen Ueberzeugung, daß hier, wie in so vielen Dingen, eine fortdauernde Halbheit herrschte, daß Herr Cers weder entschieden unumschränkt, noch entschieden abhängig war, daß folglich unser armes Theater in der Königstadt allen Uebelständen der Hofbühnen unterlag, ohne deren Vortheile zu bieten.

Je größer die Spannung, in welcher ich nach meinem Antrage verharrete, desto lebhafter die Freude, als mir erwiedert wurde, daß er angenommen sei. Ich hatte mich zu einer Reihe von Gastrollen in neuen, von mir verfaßten Stücken erboten; mich verpflichtet: Manuscripte, Rollen, Orchesterstimmen zc. selbst zu liefern und ohne irgend eine Forderung als Autor mit einem Honorar von vier Friedrichsd'or für jeden Abend zufrieden zu sein. Man sieht, daß ich mich und meine Fähigkeiten eben nicht zu hoch anschlug, daß ich es der Direktion nicht schwer machen wollte, in meine Wünsche einzugehen. Auch hatte ich mich in dem von mir entworfenen Vertrage bereit erklärt, täglich, wenn es irgend im Vortheile der Direktion läge, zu ihrer Disposition zu stehen, wie

wenn ich ein engagirtes Mitglied wäre, diejenigen Abende ausgenommen, wo ich durch meine öffentlichen dramatischen Vorlesungen in Anspruch genommen sein würde. Deren hatte ich denn auch für diesen Winter angekündigt, und zwar, um das Publikum nicht zwiefach für mich in Contribution zu setzen, zum Besten der Armen-Speisung-Anstalt, der ich den ganzen Ertrag dieser Einnahmen überantwortete. Ich darf bei dieser Gelegenheit ohne Ruhmredigkeit wohl erwähnen, daß ich immer und überall, auch zu Zeiten, wo ich selbst dem Mangel nicht allzufern stand, in dieser Beziehung das Meinige gern gethan habe; ein nicht unbeträchtliches Convolut schriftlicher Danksagungen von verschiedensten Vorständen mildthätiger Anstalten oder Vereine belegt meinen guten Willen, und die darin ausgesprochenen Zahlen bestätigen, daß er manche Früchte trug. Auch bin ich zu dergleichen Opfern — denn ein Opfer ist es allerdings, die Einnahme, welche uns selbst sicher wäre und die wir nöthig gebrauchen könnten, hinzugeben! — niemals durch Ostentation veranlaßt worden, sondern lediglich durch die mich erfüllende Ueberzeugung, daß der Arme, welchem versagt ist, aus eigenen Mitteln Vermehren zu spenden, die Pflicht hat, Anderer Mittel für solchen Zweck anzubieten.

Die ersten Tage des Januar 1833 waren für mein Debüt bestimmt. Ich wollte zwischen dem für diesen Abend zunächst geschriebenen Vorspiele: „Der Debutant“ (Siehe mein „Theater“ pag. 415) und dem einaactigen Schauspiel: „Hans Fürge“ die ersten Scenen

aus Göthe's Faust geben. Dagegen opponirte sich das Hoftheater, und Herr Cers war nicht gesonnen, sich dieser Opposition zu opponiren. (Es ist zu bemerken, daß der Göthe'sche Faust erst mehrere Jahre nachher über die Berliner Bretter ging.) So mußte es denn bei jenen beiden von mir verfaßten Stücken sein Bewenden haben, zu denen irgend ein drittes, mich nicht berührendes, gesellt wurde. Je näher der Termin heranrückte, desto sicherer glaubte ich, die Todesangst, die mich sonst bei theatralischen Auftritten immer überfallen und fast umgebracht, werde sich nun wieder einstellen und zwar um so heftiger, als ich neben meinem persönlichen Geschick auch das der neuen Stücke im Auge haben mußte. Daß diese Angst bei der Göthe'schen Todtenfeier ausgeblieben oder vielmehr in eine gerührte und aufregende Begeisterung übergegangen war, schrieb ich der Erschütterung zu, welche mir Göthe's Tod veranlaßte, und neben welcher kein anderes egoistisches Gefühl aufzukommen vermochte. Jetzt aber fürchtete ich mich vor meiner Furcht und wunderte mich schon mächtig, daß sie sich in den Proben nicht meldete. In die Vormittage, wo wir eben meine ersten Debüts probirten, fällt auch — ich kann das Datum des Tages nicht aus der Erinnerung bestimmen — ein feierliches Begräbniß. Ludwig Devrient wurde in die von hartem Frost erstarrte Erde versenkt. Könnte ich schildern, welchen Eindruck der Anblick seiner schönen Leiche auf mich machte, gerade in jenen Tagen auf mich machen mußte! Knüpften sich nicht an dieses bleiche Antlitz, von schwarzen Locken glänzend umwallt, meine kindi-

ischen Theaterfreuden? Hatte sein Feuerauge nicht zuerst den Brand in mein Herz geworfen, der mich aus dem Geleise der vorgeschriebenen Lebensbahn zu streng verpönten Wünschen und Plänen trieb? Wie oft hatt' ich, wenn ich in Breslau hinter ihm herlief, zu mir selbst und doppelstinnig gesagt: du mußt ihn erreichen! — Da lagen nun mehr als zwanzig Jahre dazwischen, zwanzig Jahre des erfolglosen Bestrebens, des Irrthums, der wieder auslebenden Hoffnung, — und jetzt, wo ich den Stern meiner Jugend, den Abgott meiner Theaterlust auf der Bahre vor mir erblickte, stand ich im Begriff, den alten Irrweg wieder von Born zu beginnen, als ob ich noch ein Knabe wäre. Von seinem Grabe eilt' ich auf die Bühne, um Probe abzuhalten!

Am fünften Januar fand mein erster Austritt Statt. Und merkwürdig, noch immer wollte sich die Todesangst nicht einstellen. Der Vorhang sollte sich schon heben, und ich war noch gefaßt, es wurde mir nicht schwarz vor den Augen, ich blieb Herr meiner Sinne. Entweder hatte die durch meine öffentlichen Vorlesungen erworbene Gewohnheit, vor dem Publikum zu erscheinen, mich einigermaßen gestählt, oder auch, es war der Fall eingetreten, daß meine Autorangst (die seit dem Ereigniß mit der „Droschke“ einen lächerlichen Grad erreicht hatte) der Schauspielerangst allzuheftig entgegen trat, und daß eine die andere todt machte. Psychologisch bleibt es immer merkwürdig: Der Mensch, der, wenn ein neues Stück von ihm gegeben wird, davonläuft und sich, als ob ein Erdbeben bevorstünde, in unbewohnte Feldgegen-

den verliert, — der Mensch, der während seiner Schauspielerzeit sich fast Alles, was er noch so fleißig und sicher vorbereitet hat, durch seine unbeschreibliche Angst verdirbt, — derselbe Mensch tritt nun als Darsteller seiner eigenen Stücke vor die gaffende, neugierige, zum Theil ihm feindselige Menge und behält, wenn ihm auch das Herz ein wenig pocht, dennoch entschiedene Fassung, sich und seine Lage zu beobachten! und so ist es auch geblieben. So ist mein Zustand gewesen, wo ich in einer fremden Stadt, vor einer fremden Versammlung weiterhin austrat. Jene vernichtende Angst ist niemals wiedergekehrt. Dagegen empfind' ich heute noch vor jeder öffentlichen Produktion — und sei es der Vortrag des kleinsten Scherzes — die zwischen Besorgniß und Ungeduld zitternde Erregung, die man wohl ein ängstliches Gefühl nennen darf, und ohne welche, wenn ich meine Meinung ehrlich aussprechen soll, keine künstlerische Erhebung, keine zur Theilnahme fortreizende Begeisterung möglich ist. Wer an die Versinnlichung eines poetischen Werkes mit behaglicher Ruhe zu gehen vermag, ohne daß es ihm vorher ein Bißchen die Kehle würgt und den Athem versetzt, — der wird, fürcht' ich, im besten Falle und bei sicherer Routine ein gutes Stück Arbeit leisten — und weiter Nichts. Man könnte mir dagegen einwenden, daß diese Zustände lediglich im Nervensystem liegen und daß derjenige, den der Schöpfer mit starken und gesunden Nerven begabte, natürlich weniger von einer solchen Aufregung zu leiden habe, als der Andere. Gewiß. Und auf diese Einwendung entgegne

ich, daß ohne jene Reizbarkeit der Nerven, welche so leicht afficirt wird, sich auch der Affect, der den Hörer mit fortreißen soll, schwerlich denken läßt. Eine wirklich künstlerische Natur muß in dieser Beziehung eine mehr oder weniger krankhafte sein oder werden. Wenn ich gestern Shakespeare's Othello, oder Coriolanus, oder Richard II. einem großen Hörerkreise vorgetragen habe und am andern Morgen mich von meinem Lager zu erheben versuche, dann kommen mir die allerdings mir zugehörigen Gliedmaßen bisweilen vor, als ob sie einem Andern gehörten, und ich muß mir, wie ein Geräuderter, gleichsam Alles, was mein ist, zusammensuchen. Jedes Geräusch erschreckt, jede Fliege stört, jedes rührende Wort bewegt mich! Ist dieser Zustand, die Folge höchster Seelen- und Leibes-Aufregung, nicht ein krankhafter? Ist den Nerven, denen man zumuthet, daß sie vom Hauche poetischen Geistes berührt, sanft säuseln oder wild stürmen sollen, auch zumuthen, daß sie nachher, dicken Kanzlei-Bindsaden ähnlich, augenblicklich wieder in philisterhafter Ruhe daliegen?

Ich bin von meiner Erzählung abgekommen. Das Vorspiel: „Der Debütant“ gefiel allgemein. Es war gelungen, mein Erscheinen auf der Bühne durch die ruhige Haltung der Worte, denen ein zwangloses Auftreten entsprach, glücklich zu motiviren. Auch die natürliche ungezierte Offenheit, mit der ich über mich und mein Unternehmen in diesem Gelegenheits-Stückchen urtheilte, wirkte günstig, was sich einigemale in dem lautesten und anhaltendsten Beifall ausdrückte. Minder gelang es mir

mit dem „Hanns Sürge.“ Das war auch nicht gut möglich. Mocht' ich immer wissen, was ich mit diesem von mir erfundenen, eigenthümlichen Charakterbilde wollte; — ohne Übung, nach so langer Trennung von den Brettern, mit zwei flüchtigen Proben konnt' ich bei einem ersten Ausstritte noch nicht zur Anschauung bringen, was ich im Sinne hatte. Aber ich war mir meiner Intentionen deutlich genug bewußt, um bemerken zu können, woran es gefehlt hatte, und ich empfand das Vermögen in mir, bei baldiger Wiederholung die Mängel zu ersetzen. Hätte diese nur in den nächsten Tagen Statt gefunden! Hätt' ich nur Gelegenheit gehabt, mich rasch hinter einander fort einzuüben und schußfest zu machen! Daran war nicht zu denken, und wir werden bald sehen, wie von dieser Seite Nichts für mich, wie sehr Viel gegen mich geschah.

Die zweite Rolle, in der ich mich dem Berliner Publikum vorzuführen gedachte, auf welche ich große Erwartungen setzte, in denen ich auch durch Freunde vom Fach unterstützt wurde, hieß „Herr Heiter“ und war die Hauptfigur eines dreiactigen, vielpersonigen, mit Liedern durchwebten Lustspiels, zu welchen letzteren ein jüngerer Musiker, Julius Riez (jetzt Musikdirektor in Düsseldorf), die Instrumental-Composition geliefert. Ich hatte dieses (gelinde bezeichnet: fremdartige, zum Theil aber verrückte) Stück, bald nachdem es vollendet und während ich noch durch meinen Einsiedlerbart von der Welt erkudirt war, bei uns zu Hause vorgelesen, — wie man so Etwas vortragen muß: lebendig, anspruchs-

los, mit raschem Wechsel des Tones und Wortes, mit flüchtiger Abfertigung aller Matten und Schleppenden, kurz mit jenen Mitteln, die mir bei meinem isolirten Vortrage und bei meiner Herrschaft über die Sache zu Gebote stehen, — die ich aber nicht kommandiren konnte, sobald zehn oder zwölf Schauspieler sich in die Aufgabe theilen sollten. Beim Vorlesen hatte der gute „Heiter“ Furore gemacht: Raumer's, Grelinger's, die Wolff, Wilibald Alexis und A. wollten sich tod't lachen. In den Proben merkt' ich schon, daß es schleppte. In der Vorstellung trat der ganze Jammer an den Tag. Das Stück fiel förmlich durch, ja, es wäre beim Schlusse ausgepfliffen worden, hätt' ich nicht durch ein Couplet am Ende den Feindseligen die Pfeifen so zu sagen von den Lippen weggesungen. Daß ich dies noch im Stande war, daß ich im Stande war, durch den zweiten und dritten Akt, die ich rettungslos sinken und von Scene zu Scene immer kälterer Theilnahmlosigkeit verfallen sah, mich sammt meiner Darstellung zu halten, die alt-komische Rolle nicht aufzugeben und sie mit Festigkeit (ja mit Humor!) bis an's Ende zu führen, — dies bewies eigentlich mehr für mein Schauspielertalent, als ein günstiger Erfolg in einem günstig aufgenommenen Stücke hätte beweisen können. Für den Kenner (und solche bestättigten mir's auch) war der durchgefallene Anfänger in seinem durchgefallenen „Herrn Heiter“ Gegenstand der theatralischen Aufmerksamkeit geworden. Man vermist'e natürlich noch gar Vieles, was den Schauspieler vom Fache zu solchem stempelt, man hatte aber auch gar

Holtei, Bierzig Jahre. IV. 20

Manches bemerkt, was eben nur Leute vom Fache bemerken konnten, und was namentlich einem gebildeten, einsichtigen Freunde, der früher selbst Schauspieler gewesen*), Veranlassung wurde, mich zu beschwören: ich solle mich nicht abschrecken lassen, solle auf der neubetretenen Bahn weiter gehen und vor allen Dingen einige Rollen in älteren, schon bei'm Publikum feststehenden Dramen wählen, um dann, der Autorsorge überhoben und unzerstreut von zerstreuen den Nebengedanken, ohne an das Schicksal des Stückes zu denken, meine Aufmerksamkeit ungestört dem Spiele zuwenden zu können. Wie sehr dieser Mann Recht hatte, bestätigte sich, als ich in „Lenore“ den „Wallheim“ spielte. Diese Rolle hatte Köfcke zuerst gegeben, und es mochte nicht viel an fünfzig Malen fehlen, daß er sie wiederholt hatte. Er war allgemein beliebt darin und dies mit Recht, denn er stellte sie schlicht und naturgetreu dar. Doch war sein Ton nach meiner Meinung immer zu weich, die ganze Haltung nicht männlich genug, und manche Stellen hob er nicht heraus, wie ich bei mehrmaligem Vorlesen entdeckt hatte, daß sie herausgehoben werden könnten. Diese meine Ansichten theilte wohl Niemand im Publikum; man hatte ihn vortrefflich gefunden, ja, es fehlte an Solchen nicht, die den Beifall, der dem Stücke zu Theil geworden, mehr auf Köfcke's Spiel, als auf die Dankbarkeit seiner Rolle schoben; — wie denn im Allgemet-

*) Dem als Lustspielbichter „Albini“ sich nennenden Hrn. v. Weddhammer.

nen, auch bei den gebildetsten Besuchern des Theaters ein sicheres Urtheil über das, was eine Rolle Jedem darbietet, und über Jenes, was der Schauspieler dazu schafft, niemals zu erwarten ist! Auch würde ich gar nicht gewagt haben, mit ihm in die Schranken zu treten, wenn er nicht das Königsstädter Theater schon vor längerer Zeit verlassen und diesen Platz also geräumt hätte. In der Probe konnt' ich bereits aus den langen Gesichtern einiger — leider muß ich's aussagen: über mein Gast-Probenspiel wüthender sogenannter guter Freunde — unter den Schauspielern entnehmen, daß sie sich unangenehm überrascht fanden durch die Sicherheit, mit der ich austrat. Ich fühlte mich wie zu Hause auf den Brettern. Meiner Sache gewiß begab ich mich des Abends nach dem Schauspielhause und konnte, nachdem ich angekleidet war, kaum erwarten, daß die Stunde zum Beginnen schlug! Damit aber der Teufel ja nicht unterlasse, mir auch diesmal ein Ei in's Nest zu legen, öffnete sich kurz vor sechs Uhr meine Garderobenthür, und eintrat — Rösicke, der auf einer Reise begriffen so eben in Berlin eingetroffen war. Ich nahm das Erscheinen dieses mir sonst sehr ergebenen Schauspielers, der doch aber jetzt eine Art von Bitterkeit nicht zu unterdrücken verstand, in diesem Moment für ein schlimmes Vorzeichen und trat in ungünstiger Stimmung vor die Lampen. Schon nach dem ersten Liebe gab sich's. Ich kam in's Feuer und siegte. Ich reussirte vollkommen. Von allen Seiten ergingen Glückwünsche an mich. Sogar Herr Cers trat, während ich im zweiten Akte auf der

Bühne stand, in die Couliſſe, um mir Beifall zuzunicken und rief mir dann, als ich abging, entgegen: „Superb! Wenn ich's Ihnen ſage, können Sie's glauben!“ Als wollt' er dadurch ausdrücken, daß er eben nicht geneigt ſei, mich zu loben, daß aber, was er Günstiges um ſich her im Balkon gehört habe, ihn wider Willen dazu veranlaſſe. Am nächſten Tage kam unſer Hausarzt und Freund, der in theatraliſchen Dingen nicht nur für ſeine Perſon ſehr kritiſch, ſondern auch jedesmal, ſobald etwas Neues von mir erſchienen war, einen ganzen Sack voll Rügen, die er in der Stadt geſammelt, ehrlich und wohlmeinend vor mir auszuſchütten pflegte, dieſesmal im Gegentheil mit einem Sack voll von Lobſprüchen an und bediente ſich dabei des mir noch ſehr wohl erinnerlichen Ausdrucks: „Die Rolle des Wallheim, wie ich ſie gegeben, ſei gar nicht zu erkennen geweſen.“ Auch die Herren Schauſpieler, mein lieber Beckmann und mein alter Schmelfa an der Spitze, zeigten ſich verdrüßlich oder kalt; unter ſolchen Umſtänden das günſtigſte Zeichen! Kurz, ich ſah, was ich in mir ſelbſt empfand, durch äußere Anzeigen beſtätigt: ich hatte einen entſchiedenen Schritt meinem Ziel entgegen gethan, und ich durfte hoffen, er werde ein entſcheidender ſein. Was erſtrebte ich denn? Meine Wünſche waren ja ſo leicht zu erfüllen! Ich wollte mit einer mäßigen Gage als Schauſpieler bei'm Königsstädter Theater angeſtellt werden, wollte ſpielen, was irgend gewünscht würde, um mich ein oder zwei Jahre lang zu üben und lampenfeſt zu machen, wollte daneben ſo viel neue Stücke liefern

als nur möglich und für die letzteren gar nicht einmal honoriert werden. Bescheidnere Ansichten konnte denn doch ein Mensch in meiner Stellung kaum hegen!? Und seitdem Herr Cers unaufgefordert und mit dem Ausdruck einer gewissen Herzlichkeit mich über mein Spiel beglückwünscht hatte, meinte ich der Erfüllung dessen, was ich als Lebens-Plan am Herzen trug, sicher sein zu dürfen.

Stuhig machte mich jedoch die unmittelbar nachher erfolgte Weigerung der Bitte: in den bereits gegebenen neuen Stücken noch einmal auftreten zu dürfen, woran mir wegen Prüfung und Ausgleichung aller Mängel des ersten Abends gar so viel lag. Ich mußte lange kämpfen, bis ich's dazu brachte, „Hanns Jürge“ und „Herr Heiter“ noch einmal auf dem Repertoire zu sehen. An dem letzteren, den ich bei der zweiten Aufführung selbst total verloren gab, war nun weiter Nichts gelegen; aber um den ersteren, dessen charakteristische Bedeutung nun erst durch lebendigere Auseinandersetzung hervortrat, und dem ich nach öfteren Wiederholungen erst sein ganzes Recht angethan haben würde, war es mir sehr leid, daß Herr Cers ihn so verächtlich ansah. Die Erfahrung in anderen Städten hat späterhin gelehrt, wie richtig mein Vorgefühl gewesen, denn dieses Stück hat überall Glück gemacht und behauptet sich noch.

Am 2. Februar trat ich in Lessing's „Minna“ als „Riccaut“ auf. Hauptsächlich mag mich zu dieser Wahl die Rücksicht für meine Frau, welche gern wieder einmal die „Franziska“ gespielt hätte, verleitet haben, ein

Wunsch, der ohne meine Mitwirkung nicht erfüllt werden konnte, weil seit Angeli's Abgang Niemand da war, der des Französischen mächtig gewesen wäre. Ich nahm den karrirten Glücksritter als einen verschimmelten, in niedrigen Betrügereien ergrauten und abgeschabten Filou. Diese Auffassung schien dem Bilde zu widersprechen, welches man zu sehen gewohnt war, meine Darstellung mißfiel; und ob man gleich dem mündlichen Vortrag einigemal Beifall zollte, war doch die Verstimmung nicht zu verkennen, welche mein Erscheinen im Ganzen hervor gebracht. Das Haus war ziemlich leer. Als ich von der Bühne ab und in die Coulisse trat, wurde ich mit den Worten empfangen: „Sie sprechen recht gut französisch, aber mit Ihren „dramatischen Stücken“ von Lessing und solchen Leuten bleiben Sie mir vom Leibe!“

Mittlerweile hatte mein junger Freund Julius Kiez seine Musik zu demjenigen Werke vollendet, auf welches ich für meine Debüts den meisten Werth legte, welches eigentlich den Kern des ganzen, so gewagten Unternehmens bilden sollte: seine Musik zu dem Drama, Melodrama, Liederspiel, oder wie man es nennen mochte: „Vorbeerbaum und Bettelstab.“ Die Idee zu diesem oder einem ähnlichen Stück trug ich lange mit mir herum. Sie war zuerst angeregt worden durch die Stelle in Jean Paul's Flegeljahren, wo Walt den Knüttel eines Bettlers, nachdem er ihn im Flusse gereinigt hat, ergreift und sich wunderbar bewegt fühlt, jetzt wirklich den Bettelstab in der Hand zu halten, von wel-

dem er so oft gehört. Bängst, bevor ich an meinen Wiederauftritt auf den Brettern dachte, hatte ich bei einem Spaziergange dem jungen musikalischen und zugleich poetisch empfänglichen Freunde davon erzählt, und dieser war so lebhaft darauf eingegangen, erkundigte sich nachher bei jedem Zusammentreffen mit so viel Theilnahme nach den weiteren Fortschritten dieser Arbeit, daß ich es für meine Pflicht hielt, ihn dann, als es Ernst damit werden sollte, zur musikalischen Ausarbeitung aufzufordern. Einige Melodien hatte ich gewählt, andere erfand er neu; die Entreacts und melodramatischen Piecen waren durchgängig von ihm, letztere so sinnig und schön, daß ich nichts Edleres in dieser Gattung wußte. Mir war das Stück unter den Händen zu etwas ganz Anderem geworden, als es in der ersten Anlage gewesen. Den Bettelstab und die Schicksale des Mannes, der ihn führt, hatte ich abhandeln wollen. Wider eigenes Erwarten wuchs mir der Lorbeerbaum, der den Stab liefert, über den Kopf und nahm die ersten drei Acte ein, während er den Bettelstab in ein Nachspiel verdrängte. Heinrich von Kleist war der Stern, welchen ich durch die herbstliche Nebeldämmerung dieses Stückes glänzen sah, ihm zu Ehren hieß mein verkannter Dichter „Heinrich.“ Wie sehr mir selbst meine Arbeit gefiel, wie innerlich wahr und bedeutend ich sie fand, kann ich gar nicht sagen. Ich war entzückt davon und betrachtete dies Kind mit den Augen eines überzärtlichen Vaters: eine Schwäche, die ich mir bei meinen andern literari-

ischen Kindern nicht vorzuwerfen hatte. Außer mir theilte nur der zweite Vater, der Componist, dieses Wohlgefallen; nur Riez fand es schön. Alle übrigen Freunde und Freundinnen, denen ich es in feierlicher Abendstunde vorgelesen, schwiegen bedeutsam, und sogar meine Frau, sonst so theilnehmend für die Versuche ihres Gatten, fand keine andern Worte, als ausweichende. Und ich, sonst so leicht irre gemacht, durch Einwürfe und Zweifel so leicht selbst an mir zu zweifeln verleitet, so abhängig von Anderer Urtheil im eigenen Urtheil über meine Arbeiten, — ich blieb diesmal unerschütterlich fest; ich trozte dem kalten Schweigen der Freunde, dem fast spöttischen Lächeln der mitbeschäftigten Schauspieler und drängte mit stürmischen Bitten, mit unaufhörlichen Besuchen die Direction zu möglichster Beschleunigung. Am 16. Februar fand die erste Aufführung Statt. Ich gebe als Bericht vom Erfolge hier den Aufsatz, welchen Friedrich Schulz, der vieljährige Kritiker in der Spenerschen Zeitung, geschrieben. Dieser originelle Vielwisser und Theatromane, der die goldnen Tage der Berliner Bühnenerpoche mitgelebt und, obgleich Flect's Zeitgenosse, noch in's Greisenalter eines Jünglings Vorliebe für dramatische Kunst herübergebracht, war eigentlich mein besonderer Gönner nicht mehr. Durch die leidenschaftliche Verehrung, die ich der angebeteten Sophie Müller bewiesen, hatte ich ihn, den eben so leidenschaftlichen Verehrer einer andern Celebrität in diesem Felde, mir erzürnt, und er übte lange genug das Amt eines Recensenten, um den dazu gehörigen Vorrath an Galle

genügend kultivirt zu haben. Dennoch aber, und obgleich Beurtheilungen über das Theatertreiben in der Königsstadt seines Amtes nicht waren, hatte diesmal sein leicht entzündbares Herz Feuer gefangen, und er sprach sich folgendermaßen aus:

Einen Genuß, wie ihn diese Bühne wegen ihrer Schranken selten gewähren kann und in der Art vielleicht noch nie gewährt hat, bereitete uns die erste Vorstellung des Dramas: „Eorbeerbaum und Bettelstab ic.“ Ohne Divinationsgabe kann man aus diesem Titel die Idee des Stückes leicht enträthseln. Es ist das ausgestoßene, kümmerliche, wenn auch mit Lorbeerblättern bekränzte Leben eines Dichters dargestellt, eines Dichters von ungemeinem Talent, der zartesten Organisation und der tiefsten Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur, einer Höheit des Selbstgefühls, die sich unter die drückenden Verhältnisse des gemeinen Lebens nicht zu fügen, geschweige zu beugen vermag, und einer Reizbarkeit, die dem wahren Dichter nicht fehlen darf, wenn, ihn vor Anderen, das Zarteste der Gegenstände, gleichsam das Unsichtbare berühren und ihn anregen soll, die aber alles Maas und allen Halt verliert, wenn sie mit den Ansprüchen Anderer und dem Maasstab des Verdienstes, wie ihn die wirkliche Welt anlegt, in Streit geräth, wo ihm dann für den Einsatz eines schönen Gefühls nur das Loos einer kleinlichen Empfindlichkeit zufällt. Kurz, es ist die poetische Weltansicht der prosaischen entgegengesetzt, und der Untergang eines Wesens, das

von jener, wie der Held von seinem Schilde, auch im Tode nicht lassen kann, 'selbst wenn ihn die bitterste Noth quält und Frau und Kind um Brot schreien, wird dadurch nothwendig herbeigeführt. Diesen Stoff hat Herr von Holtei mit einer Zweckmäßigkeit, mit einem Zusammenhang der Scenen und einer Klarheit der Darstellung componirt, die allein schon, wenn man nur auf das Technische sieht, diesem Drama einen vorzüglichen Reiz giebt. Wie weit wird indeß dieser Werth noch überwogen durch den Geist und die Gedankenfülle der materiellen Ausführung. Der Dichter hat sichtlich mit wahrer Leidenschaft und anhaltender Begeisterung, aber auch freilich nicht ohne Bitterkeit dies Werk geschrieben. Gleich die erste Scene, wo Heinrich sein Trauerspiel einer zahlreichen Gesellschaft von Frauen und Männern vorliest und die verschiedenartigsten Meinungen darüber hören muß, fade Complimente und geringschätzende Urtheile selbst von seinen Freunden vernimmt, exponirt den Inhalt und Gang des Stücks; es ist gleichsam der Vorgrund, aus dem wir untrüglich in den Hintergrund blicken; den Hintergrund, der den unglücklichen, mit der Welt entzweiten Dichter in Wahnsinn stürzt und an den Bettelstab bringt. Es würde zu weit führen, wenn Referent, um sein Votum über dies treffliche Drama zu motiviren, das Vorzüglichste herausheben wollte. Nur so viel noch, daß es an erschütternden und tief rührenden Momenten reich ist.

Auch muß Refer. es nicht nur als einen Schmuck

des Stückes, sondern als eine den Werth desselben erhöhende und gewissen Scenen erst das rechte Licht und Gewicht gebende Schönheit bezeichnen, daß Herr von Holtei so oft den Dialog in Gesang übergehen läßt. Am Schluß der Vorstellung mit einem wahrhaften Taumel des Beifalls hervorgerufen, erklärte er unverhohlen, daß ihm bei dem heut dargestellten Dichter Heinrich von Kleist vorgeschwebt, und dies kann ihm Niemand lieber glauben, als Referent, der ohne dies Bekenntniß während des Anschauens des Stückes so oft an diesen herrlichen (ihm persönlich bekannt gewesenen) Dichter, an seine überschwänglich poetische Natur und an die ihm fast ganz fremde, ja zuwider seiende Schätzung der Dinge des wirklichen Lebens auf's Lebhafteste erinnert wurde. Aber unmöglich kann Ref. diese Anzeige schließen, ohne der trefflichen, fertigen, faßlichen und meistens auch den dichterischen Personen angemessenen mimischen Darstellung zu gedenken. Man hört hier sprechen, nicht declamiren, und besonders müssen in diesem Betracht die Herren Laddes und Quandt und der so vielversprechende Herr Schwansfelder genannt werden. Ref. will nicht bergen, daß er in diesem jungen Manne einen Schauspieler für die sogenannten Liebhaber-Rollen sich entwickeln sieht, wie er jeder Bühne wünschenswerth sein muß. Vor allen Andern aber ist Frau v. Holtei ob ihrer so jungfräulich anmuthigen, heitern und die ganze Versammlung erheitern den Darstellung des jungen Fräuleins im Nachspiel, und der Dichter

selbst als mimischer Darsteller der Hauptperson seines Stückes auszuzeichnen. Er hat, wie als Dichter, so auch als Schauspieler, stets den ganzen Menschen vor Augen gehabt, und wie vermöchte man auch ohne diesen Gesamtblick demselben in seinen verschiedenen Zuständen die rechte Gebehrde und den rechten Ton zu geben? Wer Herrn von Holtei vorlesen gehört, wird ohne diesen neuen Beweis seines Talentcs ihm das Zeugniß eines ihm inwohnenden großen mimischen Vermögens ertheilen müssen. Man bedenke nur, daß der einzige Vorwurf, der ihm als Vorleser gemacht worden, gerade darauf hinauslief, daß er zu viel Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks bei sitzender Lage entfaltet habe. Ohne das Gerechte dieses Vorwurfs weiter zu prüfen, beweiset er ja eben die Fähigkeit, von der hier zunächst die Rede ist, und wie sollte sich diese dadurch ändern oder schwächen, wenn er nun Freiheit hat, in seiner ganzen Persönlichkeit vor unsern Augen zu erscheinen? Mag ihm auch vielleicht dasjenige, wodurch oftmals Schauspieler allein gefallen, und was man erst durch viele Übung erlangt, noch nicht bis zur völligen Freiheit eigen sein. Genug, der wahre mimische Ausdruck des Plastischen der Gebehrde oder der des Wortes durch den Ton der Stimme ist ihm in einem hohen Grade, und namentlich eine wahrhaft tragische Gewalt verliehen, die sich nicht nur im Dialog, sondern fast noch stärker in seinem Gesang offenbarte."

Sch habe mich im bisherigen Laufe meiner biographi-

ischen Mittheilungen wohl gehütet, durch eingestreute Kritiken, obgleich deren zur Auswahl vorgelegen und in Glimpf und Schimpf viel Ergöbliches geboten hätten, dies Buch zu füllen. Diesmal entschloß ich mich, vorstehendem Aufsatze einen verhältnißmäßig so großen Raum zu gönnen, weil er gewissermaßen in deutlichen und unparteiischen Worten die Stimmung ausdrückt, welche über mich und mein Spiel im gebildeten Theaterpublikum Berlins vorherrschte. „*Forbeerbaum* u.“ hatte die Erwartungen, die ich davon für mich gehegt, nicht erfüllt, sondern weit übertroffen. Die Schauspieler standen verblüfft und sahen sich gezwungen, unzustimmen, wobei jedoch dankbarlichst zu erwähnen, daß auch die Uebellwollenden unter ihnen, deren einige beschäftigt waren, mit vollem Eifer ihre Schuldigkeit auf den Brettern gethan. Bekannte und Unbekannte drängten sich noch am Abend der ersten Vorstellung nach der Bühne in mein Ankleidezimmer, mich herzlich zu begrüßen. Daheim fand ich die Freunde, frohlockend uns entgegenjubilend. Sogar Chamisso und Hitzig kamen aus dem Theater in die Holzmarktstraße, mir die Hände zu reichen, und traten dann erst ihren Heimweg in die Gegend des Halle'schen Thores an. Als ich am nächsten Tage mich nur auf der Straße blicken ließ, winkten mir Leute, mit denen ich nie gesprochen, die ich kaum kannte, ihre Theilnahme aus der Ferne zu: Sie sind ein Wunderthäter, Sie haben Berlin für das Geschick eines Poeten interessirt. Unzählige Zuschriften in Prosa wie in Versen empfing ich, meist von jungen unbekannten Schriftstel-

lern. Der Eine wünschte mich kennen zu lernen, der Andere sendete mir seine Dichtungen, der Dritte ein Stück, worin ich spielen sollte, der Vierte wollte Schauspieler werden, der Fünfte brauchte Geld, der Sechste besang mich und sich in schwermüthigen Tönen u. s. f. Alle jedoch kamen darin überein, daß in der Brust des Menschen, der „den armen Heinrich“ gedichtet und dargestellt, den Heinrich, „welchem der Winter den Frühling todtgeschlagen,“ ein Wiederklang für solche Töne der Liebe vorhanden sein müsse. Ich war wirklich einige Zeit hindurch der Löwe des Tages. In demselben Zeitungsblatt, welches jetzt eben noch vor mir auf dem Tische liegt, weil ich den Schulz'schen Aufsatz daraus abgeschrieben, les' ich unter jener Kritik in unmittelbarer Folge die Anzeigen: „Dramatische Vorlesungen von Holtei, zum Besten der Armenspeisungs-Anstalt“ — „Mittwoch den 20sten: des Adlers Horst, rom. kom. Oper von Holtei u.“ — „Donnerstag den 21sten: Lorbeerbaum und Bettelstab u. von Holtei.“ Kurz Holtei und Holtei, wohin ich blicke.

Der König hatte der ersten Vorstellung beigewohnt. Er fand sich auch zu meinem großen Erstaunen (denn die furchtbar düstre Färbung der letzten Akte, dacht' ich, würde Ihn gerade, wie ich Seinen Theatergeschmack zu kennen meinte, anwidern!) bei der dritten ein und zwar mit einer zahlreichen Begleitung fremder hoher Herrschaften. Während ich mich vom dritten zum letzten Akt umkleidete und umschminkte, was bei meinem Mangel an Routine die ersten Male noch ein Bißchen langsam

von Statten ging, kamen einige Boten, die da athemlos meldeten, Seine Majestät sei auf der Bühne gewesen und habe nach mir gefragt. (Der verstorbene König pflegte die Bretter des Königsstädter Theaters nur dann zu betreten, wenn Ihm näher stehende hohe Gäste die Prinzen-Loge inne hatten und Ihm in den Zwischenakten einen Besuch abstatteten, den Er bisweilen erwiderte. Der Weg aus einer Loge in die andere führte über ein kleines Eckchen der Bühne. Ausnahmsweise ging der König dann auf diesem Wege einige Schritte weiter vor, um vielleicht Jemand anzureden.) Dies war an jenem Abende der Fall gewesen; Er hatte meine Frau erblickt, nach mir gefragt und ihr, als Er vernahm, daß ich in der Garderobe sei, befohlen, mir Seine Theilnahme an dem gelungenen Stücke und an meiner Darstellung kund zu geben. Er hatte dies in sehr huldreichen Worten und mit einer gewissen Absichtlichkeit gethan, gleichsam als läg' es in Seinem Willen, die Umstehenden hören zu lassen, was Er gesprochen. Bei der festen Ueberzeugung, die meine Frau mit mir theilte, daß die Königsstädter Entreprise ohne Zuschuß nicht bestehen würde, und daß in wichtigeren Fällen die Meinung von Oben (wie entschieden man es auch ableugnete) doch immer erst eingeholt werden müsse, gab mir dieses Gespräch vollkommene Zuversicht, und ich sah mich am Ziele meiner bereits erwähnten billigen, bescheidenen und gerchten Wünsche. Merkwürdig genug aber datirt gerade von jenem Abend eine mir nur allzufühlbare Gegnerschaft der Direktion. Bis dahin war Alles ganz

erträglich zwischen mir und Herrn Cersf abgegangen. Zeigte derselbe sich auch meinen künstlerischen Intentionen eben nicht allzu willfährig, und mußte ich ihn in seiner kurz abfertigenden und schonungslosen Entschiedenheit den mir an's Herz gewachsenen „Hans Zürge“ mit dem aufgegebenen „Herrn Heiter“ in einen Topf werfen hören, um beide mit einander bei Seite zu schieben, was mir weh that, so hatte er sich doch sonst freundlich genug gegeben, und sein Benehmen hatte mich immer noch an die Möglichkeit glauben lassen, daß ich mit ihm ausdauern könne. Das wurde von jetzt an höchst schwierig. Er war wie umgewandelt und ergriff jede Gelegenheit, mir zu beweisen, daß er unumschränkter Despot sei, und daß auch ich die Willkür seiner Despotie erdulden müsse. Ein eclatanter Fall bestätigte mir diese Absicht.

Ich hatte, um die Wiederholungen des „Lorbeerbaum“ durch einigen Wechsel zu unterbrechen, eine ebenfalls für meine Debüts geschriebene Piederposse: „Ein Ächtel vom großen Loose“ rasch heran zu bringen gesucht, und diese wurde mit noch zwei andern Neuigkeiten von andern Verfassern auf den alten Schicksalstag den 24. Febr. angesetzt. Es war ein Sonntag; das Haus überfüllt. Sonntag, — drei neue Stücke, — und heftiger Andrang im Königsstädter Theater! Wer diese Combination jemals mit angesehen hat, wird wissen, was sie bedeuten will. Die zu einer Thierhege versammelte Masse irgend einer an blutige Schauspiele gewohnten Bevölkerung kann nicht wilder, nicht unbittlicher sein; ein Opfer mindestens muß ihr fallen.

Aber so weit ging mein fester Wille, Frieden zu halten und wo möglich nie zu widersprechen, daß ich mir auch dies unheilverkündende (vielleicht nicht ohne Grund getroffene) Arrangement stillschweigend gefallen ließ. Während des ersten Stückes befand ich mich in meiner Garderobe, wo ich, abgeschieden von Allem, was unten geschah, noch einmal mit Aufmerksamkeit die neue, umfangreiche Rolle durchging. Als ich jenes Geräusch auf den Treppen vernahm, welches ankündigt, daß der Vorhang gefallen, und mich nun auf der Bühne zeigte, empfing mich Herr Cers mit dem freundlichen Gruße: „Na, das erste Stück ist schon ausgepocht!“ Und so war es wirklich. Man hatte — (ich weiß mich durchaus nicht mehr zu erinnern, wie es hieß und wer sein Verfasser gewesen) — es kaum zu Ende spielen lassen. Noch hört ich das höhnische Lachen im tobenden Hause. Ich trat an den Vorhang und blickte durch eins der mit Blech *) eingefassten Observationslöcher auf die wildbewegte Menge hinaus. Niemals hab' ich im Theater eine Versammlung gesehen, deren Physiognomie so deutlich darauf hinwies, daß sie Skandal wünsche und suche. Da blieb Nichts übrig, als in Geduld über sich

*) Da es trotz aller in den Theatergeheimen verhängten Geldstrafen niemals und nirgend möglich gewesen, zu verhindern, daß die Neugier mit spitzen Fingern in den Vorhang des Musentempels Ritz bohrte, um mit der Außenwelt zu correspondiren, so haben die meisten Directionen vorgezogen, officiële Gucklöcher einzurichten und diese Oeffnungen durch feste Grenzen vor allzu willkürlicher Erweiterung sicher zu stellen.

ergehen zu lassen, was nicht mehr zu vermeiden war. Ich versammelte die Mitspielenden — außer meiner Frau waren nur noch Herr Meixner und Mad. Hüray in meiner Posse beschäftigt — um mich her und redete das kleine Häuflein an, wie etwa König Heinrich der Fünfte seine Truppen vor der Schlacht bei Azincourt. Der Inspicient gab das Zeichen, und die Musik begann. Aber schon während der ersten Pieder legte sich der Sturm im Publikum. Es war, als ob die leichten Melodiceen jeden süßeln Willen beschwichtigten. Bald ließen sich Beifallszeichen hören, von einem Austritt zum andern stieg der Applaus, jeder Scherz wurde verstanden und gut aufgenommen, auch nicht ein Zischlaut mischte sich in den Jubel. Bevor wir uns noch besinnen konnten, war der kurze Akt zu Ende, und ein dröhnendes Hervorrufen deutete den vollständigsten Erfolg an. Dieser unerwartete und unter solchen Umständen fast unbegreifliche Sieg über die Masse wurde um so merkwürdiger, als die heitre Stimmung, die sich der Sonntags-Vergnüglinge bemächtigt zu haben schien, keinesweges anhielt, denn kaum war das dritte Stück begonnen (dies war eine etwas breitgehaltene, aber gar nicht schlechte Farce von Albini), als die Bosheit schon wieder durchbrach, obgleich Beckmann die Hauptrolle hatte. Nach der dritten Scene mußte er sammt seinen Mitspielern aufhören; der Vorhang fiel, ehe noch Jemand im ganzen Hause wissen konnte, ob das Stück gut oder schlecht wäre; und der Tumult lief endlich darauf hinaus, daß unter fürchtbarem Gebrüll der damals noch junge „Eckensteher

Nante im Verhör“ begehrt wurde, ein Begehren, welchem Beckmann nach vielem Widerstreben gehorchte.

Wie leid es mir auch um den armen Albini that, mit dem ich persönlich befreundet war, und dem ich in seinem bekümmerten und von stets quälenden kleinlichen Sorgen gestörten Erdenwallen manchen Beweis aufrichtiger Freundschaft zu geben suchte, war es mir doch unmöglich, ein Gefühl des Triumphes zu unterdrücken. Ich sagte mir, es ist nicht der Werth Deiner kleinen werthlosen Piederposse gewesen, welcher so zauberische Gewalt über die wilde Menge ausüben konnte; vielmehr war es Deine eigene Erscheinung, die eine Art von Achtung sich gewann, und Du mußt doch in Berlin Etwas gelten, daß Du im Stande warst, die bösen Geister, wenn auch nur für eine halbe Stunde, durch Deine Persönlichkeit zu bannen. (Albrecht meinte: Holtei ist mit seiner Posse nur deshalb glücklich durchgekommen, weil ihm noch ein Blättchen von seinem „Vorbeerbaume“ in den Haaren hing; dafür hatten die Schneidergesellen auf der Gallerie Respekt.) Dem sei wie ihm immer wolle, „Ein Ahtel vom großen Loose“ hatte zwischen zwei ausgepochten und ausgepiffenen Stücken sich glänzend gehalten und war vom ersten bis zum letzten Worte mit entschiedenen Beifallsbezeugungen begleitet worden. Nach etwas Anderem hatte meiner Ansicht nach eine Theaterdirektion — (und jene des damaligen Königsstädter Theaters gewiß!) — nicht zu fragen. Wie sehr muß' ich also erstaunen, als ich am nächsten Tage in der Theaterkanzlei erfuhr, mein Stück

sei ganz wie die beiden andern, mit denen im Vereine es für einen der nächsten Tage wieder angelegt gewesen, zurückgelegt worden, um nicht mehr gegeben zu werden. Auf meine an den absoluten Monarchen unseres Bühnenreiches gerichtete Frage erhielt ich die in bekannter, mehr als entschiedener Form gegebene Antwort: „Sie werden doch nicht verlangen, daß ich ausgepiffene Stücke wiederholen soll?“ Ich müßte sehr langweilig werden, die Leser verlegen und ermüden und würde bei aller Wahrheitsliebe zuletzt doch den Vorwurf lügenhafter Uebertreibung auf mich laden, wenn ich des Breiteren erzählen wollte, welchen Ausgang dies Gespräch — vielen nachfolgenden ähnlich — nahm. Bescheidener Bitte, geduldiger, gutmüthiger Auseinandersetzung der Verhältnisse, freundlichem Zureden wurde Nichts als übermüthige, unbeugsame Verweigerung entgegengestellt, — und ich, immer fest beharrend in dem Vorsatze, meinen Frieden zu halten und durch Sanftmuth mein Ziel zu erreichen, schwieg endlich und räumte schweigend das Feld. Wer jemals mit jener Theater-Direktion in geschäftlichen Beziehungen stand und die Art und Weise kennen lernte, die dort vorherrschte, der wird mich verstehen, ohne daß ich weiter in's Detail gehe; wenn diese Zustände und Persönlichkeiten fremd sind, der danke Gott und versage mir sein Mitleid nicht. Kurz, das „Achtel“ sollte begraben sein! Als unerwartet und gewiß sehr unwillkommen ein Befehl des Königs, der bei der ersten Vorstellung nicht zugegen gewesen, wegen einer Wiederholung des kleinen Stückes

inging, da wurde — man bewundere den Scharfsinn! — dasselbe plötzlich einmal eingeschoben, als ein Krankheitsfall die bestimmte Vorstellung störte, und mir nur einige Stunden zuvor die Nachricht zugestellt. Hätt' ich mich geweigert, so würde man höchsten Ortes anzuzeigen nicht ermangelt haben: Ich wollte nicht spielen. Ich mußte mir also auch dies noch gefallen lassen und spielte.

„Vorbeerbaum und Bettelstab“ ging nun seinen Weg fort und wurde von einer Woche zur andern gegeben. Ich bereitete unterdessen einige andere Neuigkeiten vor und suchte mir die Hoffnung, ohne welche keine Arbeitslust denkbar ist, allen trüben Ahnungen zum Trost frisch und lebendig aufrecht zu halten.

Um die Geschichte meines Debüts in der Königstadt bis zu ihrem Hauptwendepunkt nicht zu unterbrechen, hab' ich es aufgeschoben, von einem Lebensplane zu reden, der, früher schon angeregt und vorbereitet, gerade jetzt in eine Art von Realität übergehen zu wollen schien, und der, wie bei mir alles Günstige zur Unzeit kommt, mein thätiges Einschreiten forderte, als ich eben von der Schauspielerlei recht in Anspruch genommen war. Die lange, breite und sehr breitgetretene Geschichte mit kurzen, klaren Worten rein historisch darzustellen, soll meine Aufgabe sein. Ich will sogar denjenigen Menschen, die in meinem schwarzen Buche schwarz angeschrieben stehen, und bei deren Namen ausdrücklich bemerkt ist, daß sie

hier einige Hiebe bekommen sollten, jene Hiebe erlassen, um so eher, als Mehrere von ihnen unterweilen dorthin gegangen sind, wo meiner Feder Spitze und meiner Rache Stachel sie nicht mehr erreichen würde.

Der trostlose Zustand, in welchem sich meine Frau, wie schon hinreichend gesagt, seit unserer Rückkehr aus Darmstadt beim Theater befunden; der Ueberdruß, den ich gefühlt, ehe ich mich wieder entschloß, selbst aufzutreten; das Bedürfniß, unsere Einnahmen zu vergrößern: dieß zusammen genommen hatte mich mit dem Gedanken, Berlin wieder zu verlassen, wenn auch nicht vertraut gemacht, doch einigermaßen versöhnt, und wir grübelten öfters über der Möglichkeit einer Ausführung, als mein Freund Remie, durch Auflösung des Leipziger Hoftheaters von dort nach Hamburg übersiedelnd, über Berlin reisete und mich aufmerksam machte, daß im Februar 1833 ein neuer Verpachtungstermin für's Breslauer Theater ausgeschrieben sei! Wir waren nach kurzer Berathung einig und meldeten uns ohne Aufschub als gemeinsame Pächter dieses Unternehmens. Remie's Namen von der Zeit her, wo er als Inspector des durch die Aktionairs dirigirten Theaters in Breslau den Geist der Ordnung über den ganzen ökonomischen Theil des etwas verwilderten Institutes gebracht, stand bei den einflußreichen Kaufleuten in solidem Andenken. Wir waren gewiß eben so viel Stimmen entgegen; doch fehlt' es auch nicht an jüngeren, seit meiner Trennung von der Vaterstadt zu ehrenhaften Staatsbürgern herangewachsenen

Männern, die mir wohlwollten und den Antrag um meinetwillen unterstützten. Es wurde lange und viel für und wider gestritten, wie es immer und überall geschieht, wo mehrere Nebenbuhler sich um einen Gegenstand bewerben, und wo überwiegende Stimmenmehrheit den Ausschlag zu geben hat. Ich, wohl unterrichtet von den höchst feindseligen Parteiungen, welche sich in der Heimath gegen mich und meine Bewerbung erhoben, deren Führer sogar zu den alten, längstvergesenen Seiltänzer-Kämpfen vom Jahre 1823 ihre Zuflucht genommen hatten, rechnete durchaus nicht auf Erfüllung jener Wünsche, die eigentlich auch mehr dem Freunde Remie, als mir am Herzen lagen, und ließ mich durch manchen mir günstigen Vorbericht vom Zustande der Wahlanglegenheiten nicht abhalten, meine Debüts zu befördern, wie wir ja nur eben gesehen. Nun traf es sich so wunderbar, daß gerade in den Tagen, wo ich in Berlin über meinem „Vorbeerbaum“ probirte, in Breslau die Pächterwahl vor sich gegangen war, und mitten in die geistige Anregung, der ich als Dichter und Darsteller mich hingab, brachte mir der Briefträger ganze Stöße von Briefen, welche, sämmtlich an den „Direktor des Theaters in Breslau“ adressirt, Gesuche der verschiedensten Gattung, doch alle auf die Bühne meiner Heimath bezüglich, enthielten. Ich mußte annehmen, daß man Remie und mir den Vorzug vor mehreren Mitbewerbern gegeben und unsere Zweispännige Kompagnieschaft wirklich erwählt habe. Aber von Seiten Derjenigen, welche diese Wahl getroffen,

erfolgte keine amtliche Benachrichtigung, und während ich in allen Journalen las, daß ich Breslauer Theater-Direktor geworden sei, gaben die Verpächter desselben kein Lebenszeichen von sich. Dies Räthsel sollte sich bald lösen. Schall (der schon seit längerer Zeit wieder in Breslau lebte) setzte mir den Zustand der Dinge, der denn freilich ein sehr trauriger war, auseinander. Wohl hatte man mir und Remie die Pacht zugesprochen. Aber Diejenigen, die es gethan, sahen sogleich, nachdem es geschehen, ihre Berechtigung in Zweifel gestellt. Ich weiß wirklich nicht anzugeben, worin diese Zweifel bestanden. Irr' ich mich nicht, so hatte der sogenannte Ausschuß, ein aus sieben Actionairs bestehendes, die Verwaltung der Geschäfte leitendes Comité, sich selbst die Machtvollkommenheit beigelegt, die Pächterwahl zu entscheiden. Diese Befugniß, mochte sie vielleicht auch früher stillschweigend zugestanden worden sein, wurde jetzt von den Gegnern der getroffenen Wahl, unter denen zunächst einige sehr laute, meiner Person abgeneigte und einige Begünstiger anderer Mitbewerber vortraten, entschieden abgelehnet, ein Protest wurde bei der Königl. Regierung eingelegt, und so lange die Sache in dieser unglücklichen Schwebe hing, konnte und wollte der Ausschuß mir natürlich nicht eröffnen, daß er mich gewählt habe. Meine Situation war ihrer Unsicherheit wegen eine höchst peinliche und unangenehme. Ich konnte in Nichts entschieden handeln, wußte nicht, was ich ergreifen, was ich liegen lassen sollte, und sah deutlich kommen, daß man noch zu einer abermaligen Wahl schreiten würde. Als

Schall und andere Breslauer Freunde mir dies bestätigten, schrieb ich einen kurzen Absagebrief an den Ausschuß, worin ich für die mir gegönnten Stimmen danke, doch bedauernd aussprach, daß ich einer zweiten Wahlkampf mich unter keiner Bedingung Preis geben würde; daß ich vielmehr, wenn die auf mich gefallene erste Wahl (von der ich bisher nur durch Gerüchte vernommen) Seitens der Regierung nicht bestätigt würde, meinen Antrag entschieden zurücknehme und mich von der Liste der Candidaten wegzustreichen bäte. Die Regierung annullirte die erste Wahl, bestand auf einer zweiten, der Ausschuß — gab nach — und Herr Haake wurde Pächter des Breslauer Theaters.

Sehr auffallend war es mir, während dieser Unterhandlungen, die sich lange, durch eine qualvolle Privatkorrespondenz zwischen Breslau und Berlin fortgesponnen, hin und her zerrten, unter den lebhaftesten Theilnehmern an meinem Geschick den Herrn „Inhaber und Direktor“ des Königsstädter Theaters zu sehen. Mit sichtlicher Freude vernahm er die ersten Nachrichten meiner Erwählung; redete mir dringend zu, nicht zurück zu treten, als Briefe aus Breslau mich schwankend machten; bot mir Kapital zum Betriebe meines neuen Geschäftes an und zeigte sich in demselben Grade wohlwollend und zuthulich für meine Entfernung von Berlin, als er sich schroff, kalt — und in der Folge sogar zurückstoßend zeigte, sobald es sich darum handelte, meine Existenz an sein Theater zu knüpfen!

Der Allerthätigste, Aufrichtigste und bei den furcht-

barsten Leiden Unermüdlteste in diesen Vorgängen war Schall. Mit allen Personen in Breslau, die auf's Theater Einfluß übten, suchte sein theilnehmender Eifer zu verkehren, an Alle schrieb er, lud sie zu sich, hörte, horchte, lauschte, verglich, erwog und gab mir, man möchte sagen schon sterbend, täglich den getreuesten Bericht. Er schien in diesem rührenden Eifer für mein und meiner Familie irdisches Wohlergehen, welches er aus einer Pachtung des „alten kleinen Hauses“ mit Sicherheit prognostizirte, eine Ausgleichung jener Geldopfer zu suchen, die sein Leichtsinn mir früher abgedrungen. Aus seinen Briefen spricht die Hoffnung, er werde leben so lange, bis ich gewissermaßen versorgt und sammt den Meinigen durch den Ertrag dieses Geschäfts gesichert sei. Dennoch aber ist er auch wiederum der Erste, der mir zuruft: „man hält Dich hin! die Sache nimmt eine schiefe Wendung! Spiele das Prävenire!“ Und als die andern Breslauer Freunde schalten, daß ich die Büchse zu früh in's Korn geworfen und mich einer zweiten Wahl entzogen hätte, — eigentlich doch nur aus falschem Stolz und verletzter Eitelkeit!? schreibt mir der alte Schall: „Täglich beweiset sich's mir nun mehr und mehr, wie recht und gut ich daran gethan, Dir Alles das zu schreiben und zu melden, was ich Dir geschrieben und gemeldet. Eine innere Stimme sagt mir: Du thust eigentlich wohl, in Berlin zu bleiben und dich hier weiter nicht einzulassen. Fahre crescendo fort. Mit mir geht's diminuendo trotz allem Anschein zuweiliger Besserung.“

Dies Buch ist keine Sammlung von Briefen. Ich

darf, was ich aus Schall's letztem Lebensjahre aufbewahrt, hier eben so wenig benützen, als ähnlichen Vorrath von anderer Hand, — nicht einmal vorzugsweise. Ich brauche den Raum, der mir noch gegönnt ist, für mich selbst und werde mich sehr spärlich einrichten müssen. Doch lieber will ich ein Kapitel aus meinem Leben unterschlagen, als dem Vergnügen entsagen, ein Schreiben des mir Unvergesslichen hier buchstäblich unverändert abdrucken zu lassen. Einen Commentar braucht es nicht. Es ist er selbst.

„Du weißest ja wohl, Du lieber „Eurbeermahn,“ was Calomel Hochwohlgeboren sind? O, eine verurtheilte Medizin! Ich habe sie in den lehtvergangenen Wochen als Hauptgiftheilmittel in Pillenform und in so drastischen Dosen in meinem vermagerten Cadaver rumoren lassen müssen, daß ich dadurch ein Krankenleben führte, in welchem sich physischer und psychischer Ekstase unaufhörlich überboten und meine Leiden zu einer so noch nicht empfundenen verzweifeln den Unerträglichkeit steigerten, die mir die Marterwoche zu einer wirklich solchen machte und bis in die Feiertage hinein verlängerte. Erst seit ein paar Tagen ist diese Ekstaseperiode vorüber und einige Lebenslust mir wiedergekehrt. Das Wasser, — das wasserflüchtige nämlich, — ist nun wohl ganz heraus aus der Brust und der schlappen Wampe, ja sogar aus den Beinen und dem oberen Theil der Füße und nur in der untersten Region der letzteren stagniren noch einige Pfützchen, auf deren Austrocknung nun noch losgearbeitet und gewartet

wird. Ich darf nun wohl wirklich hoffen, daß auf diese, mehr als halbjährige, qualreiche Leidensperiode eine Genesungszeit und wohl gar eine recht dauernde und gründliche folgen wird!? Freilich nur unter sehr bestimmten und fest zu haltenden Entsagungs- und Entbehrungsbedingungen, denen ich mich aber fernerhin, so leicht als jetzt, unterwerfen werde, so leicht und so gern! Nur, — o höre und lies mich, Du lieber Gott: nur kein langes, irgend ausdauerndes Krankenleben! Und wo nicht Genesung, die mir geistige Thätigkeit gestattet, lieber und sehr gern den Holbein'schen Balletmeister.

Zimmergefangener bin ich noch und muß es noch bleiben, bis Tellus und Spes grüner als jetzt und meine sämtlichen Gliedmaßen entwässert sind.

Also — was ich doch sagen wollte, — wirklich „Schwerdt und Spindel“ in Berlin oder Potsburg, oder Charlottendam? — Und vorläufig Dlle. K. gripfig? Also die ist auch dabei? Nun das kann gut werden. Ich fürchte nämlich das Schlimmste, was in jedem Falle das Beste ist. Schreib' mir nur ja, wie es auch ausfällt, gleich, und die reine Wahrheit, sei sie auch noch so be —. Dzieriger Gedankenstrich! Möchten aber en tout cas, — im Fall des Fallens, oder des Gefallens, — die kritischen Freunde wahrhaft freundlich das ihrige thun! Verstehe mich weder Miß noch Lady, wenn ich Dir sage, — (ganz entre nous aber!) — daß ich bei'm „Knopf am Flaurock“ mit besagten und gemeinten Freunden nicht zu-

frieden gewesen. Nicht daß ich da mehr gelobt hätte sein wollen, — obgleich freilich auch das vom Spuck-
schulz, der in der Spener'schen eben so quatsch als
sich ungebührlich vornehm gegen mich anstellend, über
das Knopfstückel saalbaderte, — also nicht mehr ge-
lobt, ja selbst weniger, aber anders, treffender, ein-
gehender, das Eigenthümliche auffassender. Sorge,
daß irgendwo, — das gefährliche misogynische Drama
sei oder habe gefallen! — in Berlin ein tüchtig,
gründlich Wort über Stüch und Dichter gesagt wird.
D sag' es selbst!

Die Ausarbeitung der liegen-bleiben-haben-müssen-
den dramaticorum, — (großer Borrath!) — liegt mir
so sehr auf der Seele, daß ich darauf zappele, so weit
wieder hergestellt zu sein, wie mir auch ermunternde
äußere Antriebe fehlen. Und Du mußt mir da ein
paar Hauptrollen spielen, die Hanns heißen, Du
lithographirter Heinrich.

Bleibt mir so leidlich wie mir ist und wird mir gar,
wie ich hoffen nicht nur darf, sondern soll, noch
besser, so schreib' ich Dir sehr bald, sehr viel. Denn
Du bist und bleibst doch mein liebes Mit-Lama für
Zeit und Ewigkeit.

Grüße sehr! Namen nennen ste nicht. Doch ein
paar: la femme, die Frau und Albert, den Albrecht,
dem ich in nächster Woche bei ausdauernder Schreib-
fähigkeit sehr schreibe.

Also nicht nur „der alte Doppel“ ist tod, sondern
auch Devrient, Rebenstein, Bernhard Klein,

Kammergerichtsrath Markward, die Barnhagen und nun auch Radziwill!? Aber noch leben der alte Gott und sein miserables Geschöpf

Karl Schall."

Dieser Brief, der letzte, den Schall mir gesendet, trägt keine Bezeichnung des Datums. Aus dem Inhalt geht hervor, daß er um Ostern geschrieben sein muß.

Im August starb er, seiner Hoffnungen und aller Kurqualen ungeachtet. Noch bis zum Tode hatt' er die Selbsttäuschungen fortgesetzt, denen er sein Leben lang unterworfen gewesen, denn jener „große Vorrath" auszuarbeitender dramatischer Stoffe bestand aus einigen Blättchen, worauf außer etlichen Namen kaum eine flüchtige Notiz gefunden wurde.

Er hat noch schwer, doch immer männlich und geduldig gelitten.

Seine letzten Worte waren der mehrfach wiederholte Ausruf: „Zu Gott!!“

Die bis in den jungen Frühling reichenden Wiederholungen von „Lorbeerbaum und Bettelstab" wurden mir, als nun die Kälte eines immer spärlicher sich sammelnden Publicums mit der Wärme der Bitterung zugleich eintrat, bald lästig geworden sein, wenn nicht ihr träger Gang durch unerwartete Dazwischenkunft eines anregenden Principis wieder befeuert worden wäre. Ein junger Pariser Dichter, Xavier Marmier, mit Empfehlungsbriefen für Berlin versehen, brachte auch mir

einen solchen, und da er eben an einem Tage kam, wo ich spielte, und da er, wie er mich versicherte, hinreichend unsere Sprache verstand, um einem deutschen Schauspieler folgen zu können, so schick' ich ihn ohne Weiteres in's Theater, ziemlich gleichgültig bei dem Gedanken, daß dem frivolen Pariser Kinde mein thränenreicher, in nassem Jammer fast ersäufender, verkümmender Poet „assez bête“ vorkommen werde. Einen reisenden, eleganten, blasirten Franzosen hatt' ich bei unserm ersten Ersehen in ihm kennen zu lernen gewöhnt. Ein tiefbewegter, sichtbar gerührter, sentimentaler Jüngling trat mir bei'm zweiten Besuch entgegen. Der „arme Heinrich“ hatte mir auch sein Herz gewonnen, und der schwarzlockige Franzose warf sich mir mit aller Schwärmerei jugendlicher Freundschaft und Anhänglichkeit in die Arme, wie nur ein blonder Deutscher es thun könnte. So lang' er in Berlin verweilte, such' er in meiner Nähe, in meinem Hause zu sein, und obgleich mir kein Zweifel darüber bleiben konnte, wie sehr seine begeisterte Verehrung mich und meine Poesieen überschätze, durst' ich deshalb doch von seinen geistigen Fähigkeiten und seinem kritischen Vermögen nicht geringer denken, weil ja in seiner parteiischen Vorliebe für mich die Verschiedenheit der Länder, der Sitten, der Sprachen, der Bühnenreformen ihn entschuldigte. Er war sehr jung, sehr unerfahren, sehr empfänglich und gerade deshalb durchaus liebenswürdig. An der jugendlichen Empfänglichkeit, die er unsern deutschen Zuständen entgegentrug, konnte sich ein deutsches Gemüth erfrischen. Sein Umgang belebte

mir mit dem Rosenschimmer der Jugend einen Zeitraum von vier Wochen, den ich ohne ihn düster genug zugebracht haben würde.

Der Mai war denn angebrochen in milder Pracht. Das Theater wurde täglich weniger besucht. Nachdem ich an einem wunderschönen Sonntage vor ganz leerem Hause gespielt, schrieb ich an Herrn Gersf. Ich erklärte ihm, daß es mir peinlich sei, jetzt noch bei immer schwächer werdenden Einnahmen für jedes Auftreten ein Honorar von vier Friedrichsd'or zu empfangen, und schlug ihm vor, diese Summe noch herabzusetzen, damit ich der Kasse keinen Schaden brächte, wenn ich den Sommer über fortführe zu gastiren. Auf diese gewiß gutgemeinte Zuschrift empfing ich die, übrigens in sehr artigen Formen abgefaßte Entgegnung: Gastrollen könnten nicht ewig dauern, die m^änner müßten denn auch zu Ende gehen, und ich hätte, sobald mein letztes, neues, bereits zur Probe angelegtes Stück: „der wandernde S^änger“ gegeben sei, unsern Gastspiel-Vertrag für abgeschlossen zu betrachten. Wie konnte ich anders vermuthen, als daß diese Lösung des Gastspiels die Aussicht auf ein Engagement im Hintergrunde habe? Das war es ja, was ich wollte!! Ich machte also ohne Aufschub meinen Antrag. Sämmtliche dahin gehörige Papiere sind längst vernichtet; thöricht genug hab' ich alle verbrannt. Ich bin nicht im Stande, Zahlen und Daten genau anzugeben. Nur so viel weiß ich, daß meine Bedingungen sehr bescheidene gewesen sind, also sehr leicht zu erfüllen! Dennoch wurden sie zurückgewiesen, nicht etwa

weil man sie noch zu hoch gefunden hätte, sondern weil man überhaupt mich nicht engagiren wollte. Man schrieb mir: ein Engagement als Schauspieler könne mir beim Königsstädter Theater nicht zu Theil werden, denn es seien alle Rollenfächer hinreichend und genügend besetzt. Dagegen würde man mit Vergnügen meine Stücke annehmen und anständig honoriren, vorausgesetzt, wenn ich dieselben gleich von Haus aus so einrichtete, daß sie ohne mich gespielt werden könnten. Darauf erwiderte ich nun, — immer so artig, bittend, beschwichtigend als möglich, — die letzte Zuschrift enthalte einen Widerspruch; denn da ich nicht im Stande wäre, Stücke zu schreiben, in denen Rollen vorkämen, die nicht in irgend ein bestimmtes Fach gebracht werden könnten, so müßte doch, sobald man die Möglichkeit nur annehme, manche meiner Stücke ohne mich nicht besetzen zu können, nothwendig eine Pücke mindestens im Personale vorhanden sein. Und diese auszufüllen, wäre ja gerade mein Unerbieten! Auch darauf empfing ich ein: Nein; diesmal ein kaltes, kurzes, entschiedenes! Dies gelangte in meine Hände eine halbe Stunde bevor die Probe meines neuen Stückes beginnen sollte. Ich blieb zu Hause, ließ mein Manuscript zurückfordern und betrat die Bretter nicht mehr, für die ich noch vor wenig Tagen mit redlichem Eifer leben und wirken zu dürfen gehofft hatte.

Meine Frau war durch mehrjährigen Contract, den ich bei seinem Abschlusse als ehelicher Curator mit unterschrieben hatte, und der folglich diesmal nicht gelöst

werden konnte, wie jener erste, als wir nach Darmstadt zogen, fest gebunden. Darin lag das Betrübende dieses Verhältnisses.

Ich glaube, in jener Zeit ist es gewesen, wo ich einen langen Bericht über den Zustand des Königsstädter Theaters, über die Art der Leitung und über das Benehmen der Direction abfaßte und Seiner Majestät dem Könige zustellen ließ. Daß er keine Wirkung hatte, wird Jeder leicht begreifen; daß jedoch der Inhalt desselben, wie ich vermuthete, Demjenigen bekannt wurde, gegen den er zunächst gerichtet war, sollte mir künftig noch saure Früchte bringen.

Marmier kämpfte diese Kämpfe alle reblich mit uns durch und spie Zorn, Feuer und Flammen. O warum, rief er aus, warum sind Sie kein Franzose? Warum hat Berlin nicht zwanzig Theater, wie Paris!? Oder nur fünf, wie Wien!? Wo Eines mit dem Andern rivalisirt!? (Er hätte noch einfacher sagen können, warum sind Hoftheater und Königsstadt nicht im alten Verhältniß geblieben? Schon das hätte mir genügt!) Ha, fuhr er fort, wenn wir jetzt in Paris wären! die Journale sollten Herrn G. wohl zwingen, Ihre allzubeseidenen Ansprüche zu erfüllen!? (Guter Marmier, die Journale? —! Unsere Herren Berichterstatter lieben gar sehr ihre Freiplätze! —) „Ja, wenn wir in Paris wären!“ —

Er kam mir mit diesem seinem stets wiederholten Ausrufe vor, wie jener alte General, der im unglücklichen Feldzuge von 1806 gesagt haben soll: „wenn ich man meinen Tempower Berg hier hätte, ich wollt' es die

Kerls schon zeigen!“ Marmier's Anwesenheit und Umgang, woran sich manch' heit'rer Abend bei uns, bei Raumer's, bei andern Freunden knüpfte, half mir sehr wohlthätig über heftigen Kummer hinweg. Desto schmerzlicher drohte der unvermeidliche Abschied. Albrecht, Joseephy und ich gaben ihm das Geleite bis Potsdam, wo wir noch einen Tag mit ihm verlebten. Die nachfolgenden flüchtigen Verse, die er uns sandte, mögen ein Bild jenes Tages und zugleich ein Bild des jugendlichen französischen Literaten liefern, welches freilich dem gegenwärtigen Marmier wenig entspricht:

Potsdam

à

Joseephy, Albrecht, Holtei!

Amis, quand vous m'avez reconduit tous les trois
De Berlin à Potsdam, et qu' alors à la fois,
Reprenant à loisir nos vagues causeries,
Et traversant les bois, les plans, les prairies,
Et courant à la hâte, et rêvant lentement,
Nous avons visité le Versailles allemand,
Oh! oui, j'aimais à voir cette royale ville,
Si largement bâtie, et toujours si tranquille;
J'aimais son Frédéric, et son grand souvenir;
Ces lieux où si souvent on le vit revenir,
Ses monuments de roi, ses livres de poète,
Sanssouci magnifique et paisible retraite,
Et puis les lacs, le parc, où l' on erre à pas lents,
Puis le palais de marbre aux rendez-vous galants
De Guillaume second, de sa belle Comtesse. —

Là bas où nous avons déjeuné, notre hôtesse
Était laide, je crois, et son vin bien mauvais.
Mais je trouvais tout bien, car alors je rêvais
Au printemps, à la gloire, aux femmes, aux beaux jours,
Trempés de poésie et mélangés d'amours.
C' était un ciel de mai, large, bleu, sans nuages
Qui me faisait revoir ces riantes images ;
C' était un beau matin aux vermeilles couleurs,
C' était un lieu si frais, ces bosquets, et ces fleurs,
C' était l' espoir et vous, et tout ce que l'on aime
A prendre pour soutien, ou pour joyeux enlème.

Et puis le soir arrive et cela va changer.
Vous partez. Me voilà tout seul, pauvre étranger
Perdu dans cette ville où nous étions ensemble.
Quand je n'apperçois plus le char qui vous rassemble,
La tristesse aussitôt vient me saisir le coeur
Et si je veux revoir ces lieux qu'avec bonheur
Nous avons parcourus, je n'en sens que le vide,
La fade nullité et l'orgueil insipide,
Qui le fit si longtemps embellir à grands frais.
Alors las de les voir, combien je donnerais
Pour retourner encor devers la „Holzmarktstrasse“
Et chez toi, Holtei, prendre ma vieille place,
Trouver ton bon regard, ton serrement de main,
Et ne pas te quitter, sans te dire : à demain !

18. Mai 1833.

X. Marmier.

Am letzten Mai sollte Ludwig Tieck's sechzigjährige Geburtsfeier begangen werden. Wilibald Alexis hatte schon im April in Anregung gebracht, daß es der literarischen Gesellschaft würdig und ihrer Richtung entsprechend sei, sich dieses Festes gewissermaßen zu bemächtigen und für Berlin an die Spitze desselben zu treten. Diese Ansicht, der ich beipflichtete, fand entschiedenen Widerspruch, und wir wurden — ich zum ersten Male, seitdem die Gesellschaft bestand — mit unserm Antrag abgewiesen. Hitzig, Chamisso, Streckfuß u. unter den Gegnern und Widersachern meiner Wünsche und Meinungen zu sehen, war mir völlig neu! Der Ausgang der Debatten verletzte mich, denn man hatte mich gewaltig verhöhnt, bei all' meinen Vorschlägen: Ja zu sagen. Diesmal galt es nicht mir, sondern einer literarisch-kritischen Ansicht, und gerade in dieser verstand Chamisso keinen Spaß. Von sämtlichen Führern der Mittwochsoligarchie trat nur Wilhelm Neumann auf unsere Seite. Wir drei also: Er, Wilibald Alexis und ich, suchten nun, da wir in der Gesellschaft keinen Beistand fanden, unsere Verbündeten außerhalb derselben und bildeten unter Friedrich's von Raumer Vorsitz ein Festcomitee, dem noch der berühmte Bildhauer Rauch beitrug. Wir erließen alsogleich Anzeigen und Einladungen an alle Personen, von denen vorausgesetzt werden durfte, daß ihnen damit gedient sein möchte. Der Andrang wurde bald so groß, daß wir mit Vertheilung der Karten sehr spärlich umgehen mußten, und ich, dem dies beschwer-

liche Geschäft aufgebürdet worden, machte mir ohne meine Schuld wieder so manchen Feind.

Das Fest war, wie solche große Feste sind, zum Theil schleppend und langweilig, zum Theil wieder schön und belebt. Die ersten Mitglieder beider Theater führten den Aufzug der Romanze aus Octavian aus, wozu Gläser die Gesänge componirt, Wilibald Alexis, Raumer, Steffens hielten Reden, ich brachte ein Lied, Trinksprüche und Toaste fehlten nicht, und ein großer Pokal, mit Tieck's Bildniß geziert, ging, nachdem alle Versammelten daraus getrunken, als sichtbares Zeichen einer geistigen Feier nach Dresden ab.

Wäre ich unmittelbar nach diesen halb und halb gegen meine geliebte Litteraria gerichteten Demonstrationen*) noch in Berlin verblieben, so würde eine gegenseitige Erkältung der wärmsten, freundschaftlichen Empfindungen fühlbar geworden sein. Glücklicherweise war meine Abreise schon vorbereitet, und während monatlanger Entfernung vergaßen sich alle kleinlichen Neckereien.

Bald nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß bei der Königsstadt Nichts für mein Weiterstreben zu

*) In meinem Liede lautete eine Stelle mit ziemlich unbestimmter Beziehung auf unsern Vorsteher Streckfuß:

»Phyllister, Du, der Du Ihn dummi verkannt,

Gestreckten Fußes flieh', vom Fest' verbannt!«

Doch Raumer litt nicht, daß sie so abgedruckt wurde, und ich mußte sehen:

»Flieh' tiefbeschämt, von unserm Fest' verbannt.«

hoffen sei, setzte ich mich mit verschiedenen auswärtigen Direktionen in Verbindung und empfing nach und nach von Hamburg, Leipzig und München eine Zusage für Gastrollen im Laufe des Sommers und Herbstes. Julie gab wieder einen Beweis seltener Entsagungskraft und festen Sinnes, als sie, anstatt weiblich und weibisch über ihr Zurückbleiben im schweren Joche des drückenden Engagements zu klagen und über meine Reise zu jammern, nur Worte der bekräftigenden Ermunterung vernehmen ließ und meinen Entschluß auf das Herzhafteste billigte. So zog ich denn auf eine „Kunstreise!“ Gleich der Antritt dieser Wanderschaft, die ich in Sommerlust und Freiheitsgefühl recht künstlerisch froh beginnen wollte, wurde mir verbittert und erschwert. Neben fünf Passagieren, die sich gesellig schwägend, fröhlichsten Sinnes in dem Postwagen zusammen fanden, mußte ich als Sechster höchst vorsichtig und bedächtig Platz nehmen, denn ein riesenhaftes Blutgeschwür, welches — Dank sei der Treibhaus-Hitze im engen Wagen! — herrlich gedieh, hatte sich gerade in jener Gegend bei mir eingestellt, wo es für den Sitzenden kein Erbarmen giebt. Die Zammertöne, von den Stößen des üblen Weges mir erpreßt, erregten ein lautes Hohngelächter meiner unbarmherzigen Begleitung; ich kam verzweifelt in Braunschweig an, wo ich einige Freunde aussuchen wollte, und konnte, von heftigem Wundstieber geschüttelt, in den ersten Tagen Nichts thun, als aus meinem Gastzimmer ein sorglich gehütetes Krankenzimmer machen. So begann mein erster Ausflug in die theatraalische Welt,

auf den ich mich, das Bewußtsein einer, wenn auch nicht ausgebildeten, doch intensiven Kraft im Herzen, lebhaft gefreut hatte. Damit diese Freude nicht gar zu mächtig werde und mich etwa gar meiner irdischen „Pechvogelschaft“ auf Wochen überhebe, — damit ich mir nicht in den Kopf setzen möge, auch ich dürfe einmal wieder in Hoffnung glücklich und jung sein, wurde mir dies kleine Hausmittelfchen applicirt.

Obgleich der Aufenthalt in Braunschweig, wie ich erst wieder auf den Beinen war, mir durch mancherlei interessante Bekanntschaften, unter denen ich jene im Bieweg'schen Hause nicht erfreulich genug schildern kann, höchst angenehm wurde, so trieb und drängte mich ungeduldige Erwartung doch unaufhaltsam nach dem nächsten Orte meiner Bestimmung. Ich mußte, daß ich in Hamburg jetzt noch nicht zum Spiel kommen würde, weil ein späterer Termin festgesetzt war, aber ich meinte doch, daß ich Etwas versäumen könnte, und ich eilte davon.

In Harburg, wo ich die Nacht zubringen mußte, um am andern Morgen mit dem Dampfschiff nach Hamburg überzusetzen, überkam mich ein Unfall, jenem ähnlich, der in Berlin mehrere Jahre zuvor den guten Matthiesson veranlaßte, mich für einen Sterbenden zu halten. Diesmal aber glaubt' auch ich ohne Matthiesson's Dazwischenkunft, es würde mit mir zu Ende gehen. Ein kalter Fleischsalat, der mir des Morgens um fünf Uhr in Cella als Frühstück dargereicht worden war, und den ich gedankenlos verschlungen, mag wohl die Schuld zu tragen haben. Hilfe war nicht zu erreichen, das ganze

Haus schließ, und meine Angst-, Sturm- und Noth-Glocke vermochte Niemand zu erwecken. Eine halbe Stunde lang dacht' ich, nun müß' ich sterben. Und wie wußt mir im Kopfe war, wie unfähig zu denken ich mich fühlte: ein verzweifelter Gedanke verließ mich nicht. Es war der, daß wenn ich nun todt wäre, in den Berliner Zeitungen zu lesen sein würde: „Auf einer Kunstreise nach Hamburg ist H. v. H. in Harburg gestorben; man fand ihn des Morgens vom Schlage getroffen im Bette.“ Dieser Artikel stand mit immer wachsenden, im Fiebertraume breit anschwellenden Lettern vor mir und erdrückte mich fast. Als zuletzt der diabolische Salat trotz seiner Hartnäckigkeit einsehen lernte, daß keine Gewalt der Erde meinen innern Menschen zwingen könne, sich ihn zu assimiliren, gab er das Geschäft auf und entsagte jeder Sympathie. Doch hinterließ er mir mit der Ueberzeugung, daß ich diesmal noch leben würde, auch ein Unbehagen, wie ich es nie empfunden. Der auf dem Dampfsschiffe vorherrschende Geruch steigerte dieses Unbehagen immer auf's Neue; ich saß, ein bleiches Bild des Jammers, im schönsten Sommermorgenschein auf den Verdeck und vermochte mich nur dadurch vor der gaffenden Menge einigermaßen anständig zu halten, daß ich den Saft mitten durchgeschnittener Citronen saugte. Eine solche im Munde haltend fuhr ich, wie ein wilder Schweinskopf, in Hamburg ein.

Ich habe eine höchst abgeschmackte Pietät für Gasthäuser, in denen ich früher schon abgestiegen bin. Weil ich mich vor Jahren in einem Hôtel gut befunden, denk'

ich, dort müß' es nun wieder so sein, ohne zu bedenken, daß mit andern Besitzern auch andere Verhältnisse eingezogen sind. Das Haus, in welchem ich 1823 mit Luise so glücklich war, hatte seitdem seinen alten Ruf eingebüßt, war zur Kneipe herabgesunken, und ich ließ mich durch keine Warnung abschrecken, es wieder zu beziehen, wohnte natürlich schlecht, unbequem und obenein — was damit immer in Verbindung steht — verhältnißmäßig sehr theuer. Weil ich nun einmal mich gefangen hatte, such' ich mir's so erträglich als möglich einzurichten und konnte die schlechte Kost des Hauses um so leichter verwinden, als die Hamburger Gastfreundschaft es an Einladungen aller Art nicht fehlen ließ.

Der erste Besuch des Theaters enttäuschte mich sehr und nahm dem freudigen Vorgefühl, dort aufzutreten, jene stille Zuversicht, die ich bis dahin gehegt. Ich hatte nämlich (albern genug), obgleich mir bekannt war, daß man ein neues Schauspielhaus gebaut, immer wenn ich an Hamburg dachte, das alte, kleine, heimliche Schröder'sche Theater im Sinne gehabt, wo dereinst, als Luise dort spielte, ein so trauter Kreis würdiger, mit einander eingelebter Schauspieler vor einem gut geleiteten, intelligenten Publikum wirkte. Jetzt umfingen mich die weiten, hohen, prachtvollen Räume, in denen sich meine Erinnerung an eine mir heilige Vergangenheit verlor, ohne einen beruhigenden Haltpunkt zu finden. Mir war, als wär' ich nicht in Hamburg. Auch in der Leitung des Geschäfts fand ich nicht mehr die ehemalige, sichere Ruhe. Größere Ansprüche, durch das neue Gebäude

hervorgerufen, hatten die Aufmerksamkeit der Masse mehr auf Aeußerlichkeiten gerichtet; die Oper, früher in engbegrenzten Schranken gehalten und nur mühsam mit dem recitirenden Drama rivalisirend, hatte jetzt Ueberwasser und schwemmte die letzten Reste der Tradition aus Schröder'scher Vorzeit lustig fort. Nur hier und da ragte noch ein altes, ehrwürdiges Haupt aus den Wellen. Mir wohl bewußt, daß ich das jetzt gangbare „Komödien spielen“ nicht inne hatte, und daß ich es auch niemals erlernen würde, weil ich es nicht erlernen wollte, weil ich schlichte Wahrheit und innere Naturtreue erstrebte; mir wohl bewußt, daß ich nicht mitbrachte, was die Masse staunen macht, war mein Trost auf den richtigen Takt der Hamburger Parterreführer gestellt gewesen, den ich bei meiner ersten Anwesenheit kennen und achten gelernt. Diese waren abgestorben, und die etwa noch lebten, hatten sich entweder nicht entschließen können, in's neue Haus mit zu übersiedeln, oder sie waren in dem nach Hinten zurückgebrängten, großen, düstern Parterre auseinander gesprengt worden.

(Bei dieser Gelegenheit will ich auch einmal meinem Herzen Lust machen über die für jeden verständigen und einsichtigen Theaterfreund wahrhaft traurige Einrichtung, vermöge deren bei all' unsern neuen Schauspielhäusern die größere Hälfte des Parterres durch abgeschlossene Sperrsitze — (Parkett-Plätze) — in Anspruch genommen, und also das eigentliche Stehparterre in den Hintergrund verwiesen wird. Seitdem diese verwünschte Mode eingerissen, gilt es fast für unschicklich, in's Par-

terre zu gehen, während sonst Officiere, höhere Beamte, Professoren, Gelehrte, Künstler, Studenten, in bunter Mischung durcheinanderstehend, dort den geistigen Kern des Publikums bildeten, wie sie den Mittelpunkt des Hauses gebührend inne hatten. Von dort aus entwickelte sich Lob und Tadel, wurden Meinungen gewechselt, ausgetauscht und berichtigt, theilten sich in unmittelbarer Berührung von Einem zum Andern Begeisterung und Entzücken wie in elektrischen Schlägen mit und wirkten durch augenblickliche Ausbrüche eben so begeistern und fördernd auf die Bühne hinauf. Seitdem wir kein anständiges Parterre mehr haben, haben wir auch kein anständiges Theaterpublikum mehr, ich meine in dem Sinne, daß es sich als solches laut und entschieden geltend mache! Wir hören nur noch rohes Geschrei und sehen nur noch vornehm schweigende, Brillen bewaffnete, Glaceehandschuh-schonende Apathie.)

Doch bemerkte ich zu meinem Troste in Hamburg immer noch einen vorherrschenden Sinn für das, was einst gegolten, der sich laut und herzlich aussprach, — freilich meist bei leeren Häusern, während nur die Opern Kasse machten.

Ich hatte zum ersten Austritt „Hanns Jürge“ gewählt und den „alten Feldherrn.“ Das erste Stück war ganz neu, das zweite war vor mehreren Jahren einmal aufgeführt und ohne ein Zeichen der Theilnahme gelassen worden. Man behauptete, die Mehrzahl der Zuschauer hätte nicht gewußt, wer Kosciuszko sei. Dies erfuhr ich aber erst in der Probe, als es zu spät war, eine Men-

derung zu treffen. Es trug eben nicht bei, mich mit Muth zu erfüllen. Auch war die Sache ziemlich gewagt. Den Hanns Sürge hatte ich in Berlin nur zweimal, den alten Feldherrn noch niemals gespielt. Und nun vor dem Publikum einer so großen Stadt, dem ich völlig fremd, höchstens als Verfasser einiger nachsichtig aufgenommenen Stücke dem Namen nach bekannt war, auf die schlüpfrigen Bretter treten, wo der kleinste Fehltritt zum Falle führen kann, zum Falle, von dem keine Erhebung möglich! Denn gelang es mir an diesem Abend nicht, so war es nicht bloß mit Hamburg, es war überhaupt für mich mit allen Städten Deutschlands aus. Wo nimmt denn der Mensch die Kraft her, einer solchen Stunde, in welche gewissermaßen das Schicksal des Daseins zusammengepreßt ist, wie etwa eine unglaublich große Luftsicht in das kleine Magazin einer Windbüchse, mit Fassung entgegen zu gehen und seinen Geist, sein Gefühl, seine Phantasie frei walten zu lassen? Aber was ich in Berlin fest behauptet, als der dort verkannte „Hanns Sürge“ fast spurlos vorüberging, traf hier schon ein. Zwar ließen sie mich lange genug auf das erste Zeichen beifälliger Theilnahme warten, doch als diese nach der Erzählung vom Tode und Begräbniß der Mutter erst einmal erklingen war, — wobei mich anfänglich die donnernden Stöße, die in Berlin das Gegentheil bedeuten, nicht wenig erschreckten, — schwieg sie auch nicht mehr, ja sie begleitete ganz auf Wiener Art (wie ich denn im Allgemeinen Hamburg das nordische Wien nennen möchte) von nun an jede kleine Nuance durch entsprechende Ausße-

rungen des Mitgefühls und Verständnisses. Auch der „alte Feldherr“ wurde durch mich zu Ehren gebracht. Gleich mein erstes Lied mußte wiederholt werden, und hatten vor Jahren die Hamburger sich gleichgültig gegen den edelsten Polen gezeigt, als er über ihre Bühne geschritten war, so suchten sie jetzt das Versäumte um so stürmischer nachzuholen. Ich sah mich sogar genöthigt, bei späteren Wiederholungen manche in der neuen Bearbeitung dieses Stückes enthaltene Beziehung auf Polens letzte Schicksale wegzulassen, weil ich aufmerksam gemacht wurde, daß von Seiten des russischen Minister-Residenten indirekte Beschwerden an den Senat ergangen seien über die durch einzelne Worte hervorgebrachte Wirkung.

Applaudirt werden, sich hervorrufen hören, — das sind Dinge, die, wie angenehm sie auch dem Ohre des Verfassers, gar des Darstellers, klingen; wie nothwendig sie leider auch bei jedem Erfolge bleiben, doch niemals genügen können, ihn fest zu stellen. Aus dem verworrenen, oft rohen Lärm des körperlich gespendeten, sinnlich vernehmbaren Beifalls muß eine geistige Stimme zum Geiste des Künstlers bringen, die Allem, was ihn laut erfreute, erst höhere Weihe giebt. Er vernimmt sie aus den leisen Worten ruhiger Kunstfreunde, die mit vielheredetem Händedruck, mit sprechendem Blick darzuthun wissen, ob sie einstimmen können in das Lob der leicht irre zu leitenden Menge. An solchen fehlte mir's nach meinem ersten Auftritt in Hamburg nicht. Auch unter den Schauspielern befanden sich — die Directoren Schmidt und Lebrün obenan — Männer, die wie

Lenz, Fost, Schäfer mit mehr als oberflächlichen Phrasen ein ermunterndes Wort an den nicht mehr jugendlichen Anfänger zu richten wußten. Denn daß ich in vielerlei Beziehungen ein Anfänger war, wußte ich am Besten und suchte es niemals zu verheimlichen. Man mag ermessen, welche Freude mir unter diesen Umständen nachfolgende Zeilen machten, die am Tage nach dem ersten Auftritt an mich gerichtet wurden, und die ich heute noch wie ein Heiligthum bewahre:

„Der Herr v. Holtei hat einem achtzigjährigen Theaterfreunde, der Garrik und Le Cain sah, — Schröder's und Talma's Freund war, im „Hanns Zünge“ und im „alten General“ zu viel Freude gemacht, um ihn nicht lebhaft aufzufordern, dem trefflichen Künstler seinen Dank und seine Verehrung zu bezeigen. Der Baron v. Boght wußte schon von Herrn v. H., dessen selten erreichte Vollkommenheit in Artikulation, Accentuation und Betonung u. u.

Der Etatsrath Baron v. Boght, ein Mann, der im Jahre 1780 mit Postdirektor Postel und Agenten Greve im Verein das Hamburger Theater aus Schröder's Händen übernahm, und von dem F. L. W. Meyer schreibt: „er war die Seele des Ganzen. Schröder hat von seiner Einsicht, Kunstliebe und Großmuth immer mit der höchsten Achtung gesprochen. Haben sich jemals reine und ehrenvolle Absichten der Bühne genähert, so geschah es hier.“ Man sieht aus dem an mich gerichteten Briefchen, daß sein Lob auf zuverlässliche Kenntniß der Sache gegründet war, und weil ich erwarten durfte, von diesem

Nestor Hamburgischer Theaterkenner neben dem ehrenvollen Lobe auch belehrenden Tadel zu vernehmen, so ergriff ich eifrig die mir gegönnte Erlaubniß, ihm persönlich zu nahen, ihm, von dem Semilasso in einer ihm gewidmeten Druckepistel so schön und treffend sagt: „der ehrwürdige, stets jugendliche Greis, der mehr wie irgend Jemand Sinn für die edleren Empfindungen der Seele und für das rein Menschliche hat.“ So fand ich ihn und tauschte mit andächtiger Aufmerksamkeit seinen anmuthigen Schilderungen längst entschwundener Bühnenzeit, wo es noch wahre Freunde der Kunst gab, jener Kunst, die aufgehört hat, eine Kunst zu sein, seitdem Jeder für einen Künstler gilt, der gerade Glieder und eine starke Lunge besitzt. Unter allen Zeugnissen, die ich für meinen Bühnenberuf im höhern Sinne des Wortes, unabhängig von störenden oder hemmenden Gegenwirkungen äußerlicher Art, gesammelt und im Gedächtniß aufbewahrt habe, gilt mir jenes Entgegenkommen des Bar. v. Boght als eines der bedeutsamsten. Es muß nothwendig in meiner Darstellung etwas Ergreifendes, dem naturgemäßen Ausdruck und der Kunstwahrheit voriger Meister Entsprechendes zu Tage gekommen sein, sonst würde der dem Treiben der Gegenwart völlig fernlebende Greis, der sich zu jener Zeit sehr wenig um's Theater bekümmerte und um die Schauspieler gar nicht, wohl schwerlich Veranlassung genommen haben, mich anzusprechen und meine Bekanntschaft zu suchen. Um so aufrichtiger darf ich an seinen Antheil glauben, als er mir's durchaus nicht verschwieg,

was mir seiner kritischen Einsicht gemäß noch fehlte, und als diese seine Kritik dem in mir dämmernden Selbsturtheil erst zum klaren Bewußtsein half. Ein unbedingter, jugendlich begeisterter, wenn gleich achtzigjähriger Verehrer Schröder's kannte nur ein Lösungswort für den redlich meinenden Schauspieler: die Wahrheit! Diese hatt' ich seiner Meinung nach als Kosciuszko durch einen Aufwand von tragischen Posituren, pathetischen Deklamationen und französischen Gesangseffekten mehrfach beeinträchtigt. Dagegen war sie ihm in der Darstellung des „Hanns Fürge“ unverkümmert entgegen getreten, und er verhehlte mir nicht, daß er eine Erzählung und einen Monolog dem Besten an die Seite stelle, was er auf der Bühne vernommen. — Die Hamburger schienen ihm Recht zu geben: jene erste Vorstellung wurde öfters wiederholt und mit niemals geschwächtem Beifall.

„Vorbeerbaum und Bettelstab“ und „Ein Trauerspiel in Berlin“ bildeten nächstdem das Hauptrepertoire meines Gastspiels, welches sich durch unzählige andere, fast täglich wechselnde Gäste in Schauspiel und Oper, so wie durch die Darstellungen der Berliner französischen Schauspieltruppe hinzog. Im „Trauerspiel in Berlin,“ wo ich eine minder bedeutende Figur (den Franz) übernahm, und wo meine Frau gar sehr fehlte, spielte der alte Meister Schmidt die Rolle des spitzbübischen Pietisten so außerordentlich, daß unser lieber Schmella, der sie in Berlin gegeben, weit hinter ihm zurück blieb. „Der Vorbeerbaum“ erregte auch hier neben dem Antheil des nur schauenden Theaterpublikums die tiefer gehende Erschüt-

terung jugendlich poetischer Gemüther und veranlaßte mancherlei an mich gelangende Zuschriften und Widmungen. Unter diesen befindet sich ein in der Form vernachlässigtes, in seinem Inhalt bedeutendes Gedicht, dessen ungenannter Einsender mir dabei schreibt:

„Nehmen Sie beifolgende Zeilen, die nach Darstellung Ihres „Heinrich“ der Begeisterung einer jungen Brust entsprangen, gütig auf. Glauben Sie nicht, daß ich dadurch die Zahl Ihrer Bewunderer vermehren will; hatte ich eine Absicht, so war es diese, Sie mit den Gefühlen eines von wahrer Kunstliebe durchdrungenen Herzens bekannt zu machen. Ist mir das Glück nicht unhold, und sollte ich Ihnen einst auf gleicher Bahn begegnen, so wird meine größte Belohnung die sein, mich über den Schritt, den ich vorhabe, zu rechtfertigen.“

Diese Begegnung hat nicht Statt gefunden, und ich will hoffen, daß der junge Mann sich eines Bessern besonnen und jenen bedenklichen Schritt nicht gethan hat. Der Gedanke, daß ich und mein Beispiel dazu beitragen könnte, die Anzahl deutscher Schauspieler zu vermehren, war mir stets peinlich. Wo es in meinen Kräften und Mitteln lag, hab' ich immer und überall mich bemüht, denen, die sich persönlich an mich wendeten, die Lust so viel als irgend möglich zu verleiden. —

Nenne ich zu den in Hamburg gespielten Rollen außer den vier oben erwähnten noch den „Wallhelm in Venore,“ den „Otto im Ahtel vom großen Loose“ und den „Berliner Droschenkutscher“ (eine kurze Farce, die

ich aus den erträglicheren Ueberbleibseln jener so schmä-
lich umgeworfenen „Zauberdrofche“ zusammengestellt),
dann hab' ich wohl Alles genannt, was mit mehrfachen
Wiederholungen zusammen gerechnet einen Cyklus von
vierzehn bis sechzehn Abenden giebt. Im Ganzen
gefielen sämmtliche Stücke, die beiden letztgenannten
Berliner Lokalspielen am Wenigsten, wenn auch die
Freundlichkeit des Parterres den Darsteller Nichts ent-
gelten ließ.

Meine Einnahme war eine mäßige. Sie hätte
bedeutend sein können, denn ich war auf den vierten
Theil des Ertrages gestellt, eine Bedingung, die man
sich im großen Theater der großen reichen Stadt schon
genügen lassen kann. Unglücklicherweise jedoch — und
meinem Unglück in Allem, was Gelderwerb heißt, analog
— waren in jenem nassen Sommer, wo es zwei Monate
lang fast täglich Regen gab (wenigstens in Hamburg),
gerade die Abende, an denen ich auftrat, immer schön,
so daß die Leute der Lust in's Freie zu wandern kaum
widerstehen konnten. Die Consequenz dieses mich ver-
folgenden Wetterwechsels war so fest begründet, daß
mehrere zum Theaterpersonale gehörende Hausfrauen
nur fragten: auf welchen Tag ist Holtei wieder ange-
setzt? um ihre Wäsche so zu bereiten, daß sie an diesem
Tage auf den Trocknenplatz gebracht werden konnte.
Dennoch war ich, Eins in's Andere gerechnet, vollkom-
men zufrieden und, was die Aufnahme in und außer
dem Theater anlangt, mehr als zufrieden: war mit dem
innigsten Danke erfüllt. Nur Gutes und Liebes hatte

man mir erwiesen. Die Direktoren, die Mitglieder, die Theaterfreunde, die lustigen Gesellen, welche mit dem jüngeren Personale verkehrten, die Literaten — und die Recensenten! Alle hatten Theilnahme, Wohlwollen, Rücksicht geübt, und der Aufenthalt in Hamburg war mir ein durchaus angenehmer und erfreulicher gewesen, durch keine trübe Rückerinnerung gestört, außer daß ich, der sonst in allen Tafel-Genüssen Mäßige, unter meinen Hamburger Bekannten den Ruf eines nie zu sättigenden Vielfräßes zurückließ. War es ein fruchtbarer Zustand, oder war es im Gegentheil Anzeige eines gelunden, von der Seelust angeregten Appetites? Ich muß eingestehen, daß ich in meinem Leben nicht so viel Speise zu mir genommen habe, als damals in Hamburg. Wenn Dr. Köpfer des Abends nach dem Theater, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, den Versammelten meine *carte à payer* vom ganzen Tage vorlas, so erstaunt' ich selbst vor mir und meinen Thaten. Mindere Achtung erwarb ich meinen Fähigkeiten als Trinker, und obgleich in verschiedene Kränzchen, Clubs und Vereine als Ehrenmitglied gezogen, blieb ich beim besten Willen weit hinter den Forderungen zurück, die durch Wort und That ermunternd an mich gestellt wurden. — Viel Freude hatte mir das Benehmen der französischen Schauspieler gemacht, deren ich zwar Einige aus früherer Zeit kannte, wo sie als Gäste durch Berlin reiseten, und wo ich sie mit Boyeldieu's Stief-Schwiegervater bei mir bewirthete, denen ich aber, seitdem sie in Berlin heimisch, in der weitläufigen Stadt niemals wieder begegnet war. Der alte,

würdige und liebenswürdige Duruissel, die schöne Deschanel, besonders aber der hypochondrische und in seinem naiven Humor unwiderstehliche Komiker Francisque zeigten meinen Stücken und meinem Spiel ein unverstelltes Interesse, sie folgten beiden, so weit ihre Kenntnisse der Sprache reichten, und machten mir so manche treffende Einwendung, die vom tiefsten Verständniß zeigte. Dadurch zeichnen sich im Allgemeinen die französischen Schauspieler vor den meisten deutschen aus, daß sie unter sehr seltenen Ausnahmen fast immer mit Leib und Seele bei der Sache sind, daß Nichts auf der Welt ihnen wichtiger scheint, als ihr Gewerbe, und daß sie mit collegialischer Theilnahme Jedem zuge-
than werden, der sich in diesem Sinne ihnen anzuschließen sucht, so wie sie auch untereinander möglichst zusammen halten. Wenn bei ihnen die persönlichen Eigenschaften eines Mitschauspielers erwogen werden, so steht die Frage: „est il bon camerade?“ obenan. Neben ihrem unermüdlichen Fleiße ist dies eine ihrer schätzbarsten Eigenschaften, und vielleicht sind eben jener Fleiß und eben diese Kameradschaft im Verein die Hauptursachen, daß bei der geringsten französischen Truppe oft ein besseres Ensemble zu finden ist, als bei den besten deutschen.

Oh' ich von dem herrlichen Hamburg scheide, muß ich noch ein Geschichtchen erzählen. Ich war einmal, des städtischen Geräusches und des furchtbaren Lärmens, den von Sonnenaufgang an unbarmherzige Ausrufer in den Gassen erheben, überdrüssig, mit einer wehmüthigen

Sehnsucht nach ländlicher Abgeschlossenheit und Ruhe aufgewacht. Da ich einige Tage vor mir hatte, die weder für Proben noch für Aufführungen meine Gegenwart in Anspruch nahmen, so entschloß ich mich, auf gutes Glück in's Grüne zu fahren und einige Meilen von der Stadt entfernt ländliche Einsamkeit aufzusuchen. Für diesen Zweck miethte ich einen Droschkenkutscher, dem ich meine Wünsche auseinandersetzte und mit ihm abmachte, daß er mich an einen solchen Ort bringen und mich erst am andern Tage des Abends wieder abholen solle. Wachtel — das war der Name, der auf der Wagenthüre seines bescheidenen Einspänner's zu lesen stand — entledigte sich bestens der eingegangenen Verpflichtung; er fuhr mich auf ein abgelegenes Dorf, dessen Gasthaus, von einem wild verwachsenen, ganz vernachlässigten Park umgeben, in früheren Zeiten wahrscheinlich einmal ein Lust- und Vergnügungsort in der Mode, jetzt aber völlig verlassen und menschenleer war. Dort setzt' er meinen Reisefack und mich eiligst ab und begab sich ohne Aufschub nach der Stadt zurück, um noch vor Abend neue Geschäfte zu machen. Die Wirthsleute, die mich erst sehr zuvorkommend empfingen, wurden sichtbar verlegen, als ich ihnen meine Absicht mittheilte, nicht nur den ganzen Tag, sondern auch die Nacht bei ihnen zuzubringen. Ich schob ihre Bedencklichkeit auf den Mangel häuslicher Einrichtung, versicherte sie, daß ich mich mit Allem zufrieden stellen würde, und suchte das Freie. Zum Essen wiedertkommend, fand ich sie noch unfreundlicher als vorher; sie sahen mich mit

prüfenden Blicken von der Seite an, gaben sich ver-
stohlene Winke, und ich mochte ein Gespräch zu beginnen
versuchen, welches ich wollte, kaum, daß ich eine trockne,
einsilbige Antwort auf meine Fragen empfing. So
lange ich noch im Spaziergehen eine Zuflucht finden
konnte, suchte ich mich über diese schlechte Aufnahme zu
trösten, als aber gegen Abend heftige Regengüsse fielen,
und ich meiner freundlichsten Ansprache immer nur
Trog und finst'res Schweigen erwarb, ließ ich mir, nun
auch unwillig geworden, mein Zimmer anweisen und
bestellte, man möge den Reisefack, in welchem sich Bücher
befanden, heraufbringen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis
er kam; wie ich ungeduldig über die Treppe hinab da-
nach rief, sah' ich Mann und Frau und Diensthoten bei-
sammen stehen, die meine Habseligkeiten mit prüfenden
Händen untersuchten und zu berathen schienen, was wohl
in der verschlossenen Tasche verborgen sein könne. Ich
verwies ihnen diese unschickliche Neugier. Sie brachten
mir endlich das Verlangte herauf, blieben aber wie fra-
gend im Zimmer stehen, so daß ich mich genöthigt sah,
grob zu werden. Nachdem ich nun endlich so weit ge-
langte, ein Buch öffnen und lesen zu können, wurde ich
wieder durch ein ewiges Trepp' auf, Trepp' ab Schlei-
chen, Murmeln und Flüstern gestört; einige Male sprang
ich nach der Thür, sie rasch und unerwartet zu öffnen,
und dann sah ich, wie die Horchenden sich schnell vor
mir flüchteten. Mir blieb zuletzt Nichts anders übrig,
als zu argwöhnen, Wachtel habe mich in einer Räuber-
höhle abgeladen, und ich erwartete mit jedem Augenblicke

eine stumme Magd bei mir eintreten zu sehen, die mir „Zwei Worte“ zurufen würde, um mit mir die „Nacht im Walde“ auszuführen. Regen und Sturm rauschten in den Bäumen; das Zimmer, in dem ich saß, sah verdächtig genug aus; alte zerrissene Tapeten hingen von den Wänden herab; Mäuse schlüpfen über die Diele, und daß ich fortdauernd behorcht wurde, entging mir nicht. Was wollt' ich machen? Nachdem ich von meinem Souper einige Bissen gekostet, riegelte und schloß ich die Stubenthüre zu, so gut es gehen wollte, und legte mich nur halb ausgekleidet auf's Bett, in der Ueberzeugung, daß die Beute, welche man bei mir suchen könnte, nicht die Mühe verlohne, mich umzubringen. Nach Mitternacht hörte das verdächtige Schleichen und Horchen vor der Stubenthür auf, und ich entschlief endlich, nachdem ich es überdrüssig war, auf jeden Schritt meiner Feinde zu lauschen. Bei'm Erwachen war ich einigermaßen erstaunt, mich nicht in meinem Blute schwimmend und überhaupt noch am Leben zu finden. Ich gab Zeichen dieses Lebens von mir, und kaum waren sie gegeben, so erschien der Kaffee, den mir das Dienstmädchen mit dem freundlichsten Lächeln auf den Tisch stellte. Dann kam die Wirthin eben so freundlich, eben so lächelnd, meine Wünsche wegen des Mittagessens zu vernehmen und auszuführen; dann kam der Wirth, sich zu erkundigen, wie ich die Nacht zugebracht. Und Alles war Artigkeit und Zuvorkommen. Da konnt' ich der Neugier nicht länger widerstehen, und ich forderte die närrischen Leute dringend auf, mir den Schlüssel zu ihrem

Räthsel zu geben. Und was war es? Vor einem Jahre etwa war ein junger Mensch zu ihnen gekommen, gerade wie ich; hatte, wie ich, den Kutscher heimgeschickt und ein Nachtquartier bestellt; hatte, wie ich, in dem nämlichen Zimmer gegessen und die Nacht hinein gelesen; und hatte sich endlich — das war der einzige Punkt, worin ich von ihm abwich — durch einen lauten und im ganzen Hause vernehmlichen Pistolenschuß das Lebenslicht ausgeblasen. Weil sie die in meinem Reisefack befindlichen und durch den umhüllenden Schlafrock nur undeutlich fühlbaren Haarbürsten für Taschen-Perzerole gehalten, so waren sie der festen Meinung gewesen, ich hätte ebenfalls selbstmörderische Absichten. Die Frau meinte, es wäre doch höchst unangenehm, wenn ihr Haus in den Ruf käme, daß dort eine gute Gelegenheit zum Todtschießen sei.

Anfang August traf ich in Leipzig ein. Auch dort begann ich, wie in Hamburg, mit dem nun schon seiner Sache sichern „Hanns Jürge“ und dem „alten Feldherrn,“ der für Leipzig, zwar gern und oft daselbst gesehen, doch in der spätern Umarbeitung neu war. Mit dieser Wahl hatt' ich es glücklich getroffen. Sie gewann mir ein günstiges Vorurtheil, welches mächtig genug blieb, mir über einen sehr gefährlichen Abend, dessen wir sogleich Erwähnung thun wollen, fortzuheben. Man wird sich des Stückes erinnern, welches in Berlin bereits einstudirt war, und welches eben zur Aufführung gelangen sollte, als zwischen mir und Herrn Gers der Bruch

eintrat, welchem zufolge ich es dann ungespielt zurücknahm: „Der wandernde Sänger.“ Es war — es war, muß ich sagen, denn es ist nicht mehr; ich hab' es, nachdem es mehrfach umgearbeitet, verkürzt, erweitert immer nicht gut thun wollte, vernichtet! — ein wunderliches Durcheinander von Lyrik, Sentimentalität, Humor, Romantik, Sängen, Klängen, Scherzen, Klagen, Lautenschlägern und Räubern, sauber und fleißig ausgeführt, von artigen Einzelheiten durchweht, im innern Kern und der eigentlichen Anlage nach erkünstelt, unnatürlich, mühsam gemacht und deshalb undramatisch, ja sogar untheatralisch. Es mißfiel denn auch in Leipzig, wo ich es mit großen Erwartungen auf die Bühne brachte, völlig, einigen Auftritten und Liedern ward Aufmerksamkeit und Beifall gespendet; als aber das tragische Element plötzlich einsetzen wollte, schlug der Brei um, und wo die Zuschauer schauern oder gerührt werden sollten, konnten sie nicht umhin, zu lachen. Ich lag sterbend am Boden, hörte das Gelächter (was schlimmer ist, als Pfeifen) und war der sichern Meinung, letzteres werde nachfolgen. Der Vorhang fiel. — Tiefes Schweigen herrschte. Nach einer kurzen Pause wurde ich und zwar recht lebhaft und vollstimmig hervorgerufen. Aus diesem Rufe, dem doch der belebende Kern freudigen Beifalls fehlte, klang die Ansicht heraus: der Mann hat sich geirrt, sein Stück ist nicht gerathen, aber er verdient doch nicht, daß man ihn deshalb schlecht behandle! Wir wollen ihn trösten! —

Natürlich sagt' ich bei meinem Erscheinen, daß die mir gewordene Nachsicht, für die ich beschämt danken müßte, mich nicht über das Schicksal des Stückes verblenden könne, und entschuldigte mich damit, daß man bei einem noch nicht aufgeführten Schauspiele nie im Stande sei, zu beurtheilen, wie es sich auf der Bühne ausnehmen werde.

Ich kann gar nicht beschreiben, welche Achtung mir das Benehmen des Leipziger Theaterpublikums durch dieses Verfahren eingeflößt. Wahrhaftig! nicht weil es mir geschah, sondern wirklich nur aus dem ganz allgemeinen Standpunkte vergleichender Betrachtung gewürdigt. Welch' ein bedeutender Vorschrift in Allem, was öffentliches Leben, gemeinsamer Ausdruck des Urtheils, Handhabung geistiger Gewalt heißt, muß in einer Stadt gethan sein, wo die zufällig im Theater sich zusammenfindende Menge so übereinstimmend und ohne durch spöttische Gegenwirkung behindert zu werden einen Act entschiedener Großmuth auszuführen vermag! Welch' ein Grad durchgreifender und alle Stände durchdringender Bildung muß da herrschen, wo Logen, Parterre und Galerie, die jetzt eben noch den Schluß eines traurig ausgehenden Drama's zu belachen sich geneigt finden, eine Minute nachher in der Ansicht einig werden, wir wollen den Mann, der uns schon lieb geworden ist, doch nicht kränken! und diese Ansicht augenblicklich mit herzlichem Wohlwollen kund geben! Ich wiederhole es, nicht weil es mir galt, nein, weil ich überzeugt bin, daß bei

ähnlichen Fällen das Leipziger Publikum nie anders als verständig, wohlwollend und gerecht handeln wird, deshalb achte ich seine Stimme so hoch.

Ein anderer Theaterabend ließ mich diesen Tact für öffentliche Schicklichkeit, verbunden mit besonnener und doch milder Consequenz, noch deutlicher kennen und noch mehr bewundern lernen. Es war nach der ersten Ausführung von „Lorbeerbaum,“ die sich lebhaften, einige-male stürmischen Beifalls erfreute. Ich wurde am Schlusse hervorgerufen und beging, als ich hinaustrat, den Fehler, in meiner Sil' keinen der Mitspielenden mit zu nehmen, was ein Gast, und namentlich wenn er zugleich der Autor ist, in Beziehung auf die Darsteller der bedeutenden Rollen niemals versäumen mußte. Eben wollt' ich mein „Abdankungsprüchlein“ beginnen, als einige Stimmen im Hintergrunde des Parterre's: „Meyer!“ riefen. (Hr. E. Meyer, uns aus diesem Buche schon als ehemaliges Mitglied des Königsstädter Theaters bekannt; hatte den Chevalier mit gewohntem Talent gegeben.) Ich, anstatt, wie es ziemlich gewesen wäre, ihn aus seiner Garderobe zu holen und vorzuführen, ließ mich in einer Anwandlung von übler Laune verleiten, dem Inspizienten zuzurufen: „was fällt Ihnen denn ein, mich hinauszuschicken? Es wird ja Herr Meyer verlangt!“ worauf ich mich wieder in mein Kämmerlein zog. Jetzt erschien Meyer in der sichern Voraussetzung, ich hätte meine Danksagungsgeschäfte längst in's Reine gebracht, und war nicht wenig erstaunt, als ihm mein Name heftig entgegengerufen wurde! Nun räumte er

auch sehr unwillig das Feld, und nun wurde so heftig „der Verfasser“ begehrt, daß mir, schon halb ausgekleidet, Nichts übrig blieb, als meine Blöße mit einem Mantel zu bedecken und den vorigen Weg noch einmal anzutreten. Alles war stumm, meiner Rede harrend. — Da nahm sich ein mir übelwollender Spaßvogel die Freiheit, mir in mein erstes Wort den Namen eines eben nicht beliebten Schauspielers, der gerade an diesem Abend unheimlich gespielt hatte, zuzuschreiben. Hätte ich so viel Fassung gehabt, stehen zu bleiben und nur eine Secunde zu warten, so würde ich gesehen haben, wie durch Handhabung der schnellsten Justiz jener scherzhafte Gegner sehr ernsthaft zur Thür hinausgeworfen wurde. Diese Satisfaction aber wartete ich nicht ab, sondern ging abermals ohne geredet zu haben davon, diesmal mit dem festen Entschlusse, an diesem Abende nicht mehr vor's Publicum zu treten. Diesem Entschlusse blieb ich auch treu und ließ mich durch mehrere Boten, die mir von heftigem Tumult im Hause Kunde brachten, nicht bewegen, Folge zu leisten. Absichtlich zögerte ich nun bei'm Auskleiden und Abschminken, damit unterdessen sich die letzten Reste des Publicums verlaufen möchten. Nach einem Weilchen erhielt ich Besuch in meiner Garderobe. Einer meiner Leipziger Gönner und Freunde, Herr F. B., und ein mir durch zufälliges Begegnen bekannt gewordener Student fanden sich ein, die Absicht kundgebend, daß sie mich heim begleiten würden. Zwar erschien mir dieser Vorschlag befremdend, und ich merkte wohl, daß irgend Etwas sie dazu veranlaßt haben müsse, konnte

jedoch nicht ahnen, was es war. Als wir aus dem Schauspielhause traten, sollt' es mir klar werden. Der große Platz vor dem Theatergebäude war von Menschen angefüllt, durch deren Reihen ich mit meinen Begleitern langsamen Schrittes mir Bahn zu machen suchte. Die zunächst stehenden schienen meist Studenten zu sein. Bei dem ernststen Schweigen, wie man es rings umher beobachtete, wollte mir fast bange werden, und wenn ich auch gerade keinen persönlichen Angriff befürchten zu dürfen meinte, war mir doch sehr wohl, als wir meine Behausung — ich wohnte nicht weit vom „Blumenberg“ — unangefochten erreicht hatten. Die Fenster meiner Wohnung gingen nach dem Hofraum, wo nicht zu vernehmen war, was auf der Straße vorfiel. Dort saß ich mit den mich begleitenden Herren, Beide mit Fragen bestürmend, was die mich Erwartenden wohl eigentlich im Sinne gehabt haben könnten. Dem Austausch verschiedener Ansichten darüber machte meine Wirthin ein Ende, welche aus ihren nach der Straße blickenden Zimmern zu mir herüber kam, mit ängstlicher Hast berichtend, daß eine große, dichtgedrängte Menschenmenge vor dem Hause versammelt sei, und daß kräftige Stimmen nach mir riefen. Jetzt blieb Nichts mehr übrig, als den Verlangenden Rede zu stehen. Ich ergriff zwei Lichter, begab mich nach vorn, ließ ein Fenster öffnen und zeigte mich dort zwischen beiden Kerzen wie eine Gipsbüste bei einer Illumination, fragend, was man von mir begehre. „Die Worte wolle man hören, die auf der Bühne an das Publikum zu richten ich verhindert worden sei!“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen

und hielt meine Dankfagnngsrede in bester Form. Sobald ich geendet, erklang ein dreimaliger durch die blaue Sommernacht hallender Beifallsruf, und in demselben Augenblick zerstreute sich die Masse, ohne daß weiter eine Bemerkung oder eine Aeußerung des zwischen die Schaar der Gebildeten gemischten Volks zu vernehmen gewesen wäre! — Man denke sich einen Austritt dieser Gattung in einer andern Stadt (vielleicht in Breslau oder Berlin), und es wird keiner allzulebhaften Phantasie bedürfen, um die schlechten Witze zu hören, welche jede wohlmeinende Absicht übertönt haben würden! —

Das „Trauerspiel in Berlin,“ in welchem Olle. Reimann (später verhehelichte Mad. Dessoir) die für meine Frau geschriebene Rolle mit entschiedenem Glück darstellte, fand auch günstige Aufnahme.

Neu für mich war das einactige Duodlibet: „Eines Schauspielers Morgenstunde,“ in welchem Monodrama ich einen Ucteur vorstellte, der, zur Erlernung einer ihm lästigen Rolle gezwungen, während seines Studiums immer von einer dramatischen Reminiscenz zur andern springt und so einzelne Passagen aus Schiller, Göthe, Voltaire, Shakespeare, Kleist und Calderon vorführt; eine Zusammenstellung, die in Leipzig keinen bedeutenden Eindruck hervorbringen konnte, weil ich ihrer noch nicht vollkommen Herr geworden war, mit der ich aber später an andern Orten recht viel Glück machte.

Jedes schriftlichen Nachweises über jene Tage entbehrend, bin ich nicht mehr im Stande, wie ich mir auch den Kopf mit Nachsinnen zerbreche, anzugeben: ob ich

in dem Schauspieler „der dumme Peter“ die für Ludwig Devrient geschriebene Hauptrolle während meines Leipziger Gastspiels wirklich gespielt habe. Mein Gedächtniß, welches sonst lebhaft genug ist und sich manche für mich viel unwichtigere Ereignisse treu auszumalen vermag, verläßt mich hier vollkommen; ein Beweis, daß ich, wenn es geschah, keinen großen Effect durch dieses schwierige Wagstück, dem ich damals gewiß nicht gewachsen war, zu Tage gefördert haben kann. Denn was uns gelingt, und was als gelungen anerkannt wird, das pflegen wir nicht so leicht zu vergessen. Deshalb auch steht mit unauslöschlichen Zügen die Erinnerung an Leipzig und all' das Gute, welches mir dort zu Theil wurde, in mir fest. Und wenn es sich nicht geziemen will, im Marktschreier-ton jene Familien aufzuzählen, die dem Wanderer gleich einer Heimath offen standen, so ist es doch vergönnt, der freisinnigen Heiterkeit Erwähnung zu thun, welche Kaufleute, Bürger, Literaten, Künstler und Musensöhne jeder Gattung zu einem großen, sich täglich durch bunten Wechsel erneuendem Kreise verband. Es giebt nur eine Stadt in Deutschland, die Deutschland repräsentirt; nur eine Stadt, wo man vergessen darf, daran zu denken, ob man Hesse, Baier, Württemberger, Preuße oder Sachse sei; nur eine Stadt, wo weder hochweise Vornehmthuererei fürstlicher Beamten, noch feste Zuversicht wohlgeschnürter Officiere, noch Anmaßung adeligen Vollbluts oder (was fast noch schlimmer ist) bürgerlicher Patricier, fühlbar wird; nur eine Stadt, wo neben bedeutendem Reichtum des Handels-

standes, dem die Wissenschaft glorreich zur Seite steht, auch derjenige beachtet wird, der Nichts besitzt, als seine Persönlichkeit; nur eine Stadt, wo über einer — nicht gänzlich abzulegenden Kleinstädterei doch alle Vorzüge einer großen, ich möchte sagen: einer Weltstadt an's Licht treten! Diese eine Stadt ist meiner individuellen Ansicht und meiner Erfahrung nach Leipzig.

Und ein Undankbarer wäre ich, ein Vundbrüchiger und Treulosser, wenn ich hier leichtsinnig von diesem Aufenthalte eines glücklichen und beglückten Daseins scheiden wollte, ohne jener Gesellschaft zu gedenken, die mich feierlich zu ihrem Mitgliede aufnahm, in der ich die reinsten Anklänge unserer Berliner „Baronie,“ des „Tollhauses“ und der unsterblichen Wiener „Rudlamschöhle“ aus ihren blühendsten Epochen vereinigt fand; jener Gesellschaft, von der ich nicht weiß, ob sie noch besteht, die aber im Herzen ihrer Glieder fortleben wird: die Gesellschaft der „Biedermänner.“

Der in Leipzig verlebte Monat knüpft an die damit für mich verbundenen menschlichen und künstlerischen Erlebnisse auch noch ein mir wichtig literarisches, von welchem ich, ist es mir gleich nicht vergönnt, mich vollständig darüber auszulassen, doch eine Andeutung zu geben habe. Jahre lang hatt' ich mich mit einer poetischen Arbeit beschäftigt, die trotz ihrer halb und halb dramatischen Form der wirklichen Bühne fern und fremd bleiben sollte, ja mußte, die sogar der Publicität durch

Holtei, Bierzig Jahre. IV. 24

den Druck kaum fähig befunden werden konnte. Mehrmals schon war ich im Begriff gewesen, das dick angeschwollene Manuscript zu vernichten, immer wieder fehlte mir der Muth, das Erzeugniß fünfjähriger Mussestunden den Flammen zu überantworten. Scheu gemacht durch die bedenkliche und Bedenken mancher Art erregende Kritik einiger ernstern Freunde, zog ich das Urtheil der verschiedensten Stimmen darüber ein, ob mein poetisches Ungeheuer leben oder sterben solle. So erhielten nach und nach Wilhelm Neumann, Chamisso, Eckermann, die Schopenhauer, Tieck, G. Schwab und durch Letzteren indirect auch Uhland Einsicht in die als gefährlich bezeichneten Blätter, und erst nachdem von allen Seiten der Ausspruch erfolgte, daß die allerdings vorhandene Monstruosität des Werkes eine mehr tragische, objective und (bei aller Freiheit der Form) sittliche, als niedrig frivole sei, entschloß ich mich, einen Verleger zu suchen, der durch Vermittelung eines Dritten gefunden wurde. Während ich in Leipzig verweilte, kam das Buch als solches in meine Hände. Lieber Gott, alle Besorgnisse, welche seinem Erscheinen vorangingen, wären unnöthig gewesen! Kein Teufel hat Nothiz davon genommen; fast spurlos ist es im Wust unzähliger deutscher „Krebse“ untergegangen; und damit auch mir kein gediegenes Zeichen seiner Existenz verbleibe, hat jener Vermittler das vom Verleger für mich bestimmte Honorar nicht an mich gelangen zu lassen für nützlich befunden. Wohl bekomme es ihm!

Hamburg und Leipzig wären also glücklich überstanden gewesen; die Erwartungen, die ich an mein Gastspiel geknüpft, hatten sich mehr oder minder bewährt, und die Bahn zu einer größeren Kunstreise durch Deutschland im Verein mit meiner Frau (wenn in Berlin wirklich kein Ziel zu erreichen wäre) lag nun schon geöffnet vor meinen Blicken. Jetzt galt es noch, vor der Heimkehr nach Berlin den mit München abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen. Schwer beladen durch die Masse von Büchern, ausgeschriebenen Rollen, Partituren und Orchesterstimmen, die ich nebst unzähligem, zum Theil unnützem Garderobentram bei mir führte, gab ich meiner Abneigung gegen Schnellpostreisen willig nach und mietete mich und meine Koffer auf einem nach Nürnberg gehenden Lohnwagen ein, dessen Kutscher mir die Zusicherung machte, daß außer mir nur noch eine junge französische Dame mit ihm reisen werde, und daß er sonst keinen Passagier mehr aufnehmen wolle. Er hielt sein Wort. An einem kühlen Septembermorgen fuhren wir, die Französin und ich, bequem und friedlich neben einander sitzend, ich meinerseits recht froh, wieder einmal einige französische Sprach- und Sprechübungen treiben zu können, zum Thore hinaus.

„Als wir nun hinausge- (fahren)

Wo die letzten Häuser sind,“

ieß meine artige Begleiterin, nicht zufrieden mit dem Fußzuge, der durch die offenen Fenster der Wagenthüre strömte, auch die vorderen Gläser herab und setzte meinem bei sommerlicher Bekleidung sehr begreiflichen

Erbsfein, so wie dem uns in's Gesicht dringenden Staub-
regen die bittende Bemerkung entgegen: „j'aime beau-
coup le grand air!!“ worauf ich beistimmend mich ver-
neigte und schrecklich fro. Lebhaftes Conversation wünscht
ich; sie sollte mich erwärmen; auch kam eine solche bald in
Gang; die Dame sprach mir von ihrem Aufenthalte in
Leipzig, von ihrer Reise nach Paris, von ihrer künfti-
gen Bestimmung nach Stuttgart, Alles dies mit fesseln-
der Lebendigkeit, und ich begann, daß ich klapperte, zu
vergessen; da' auf einmal unterbrach sie den Fluß ihrer
Rede mit einem aus verblühenen Lippen bringenden:
„pardon, Monsieur!“ und im nächsten Augenblick war
mir ihr Antlitz entzogen, ihr Kopf suchte das Freie —
und ich entdeckte, daß mir eine Reisegesährtin zu Theil
geworden, welche an derjenigen Art von Seekrankheit
litt, die jede Kunststraße mit dem Weltmeer und jeden in
Federn hängenden Wagen mit einem Schiffe verwechselt.
Doch half le grand air Nichts, durchaus Nichts. Sie
blieb nur verschont, wenn sie ihre Füße auf den Erdbö-
den bringen konnte. So wie der Wagen schwankte,
mußte die Arme unterliegen. Vier oder fünf Tage —
denn so lange dauerte die Schneckenfahrt bis Nürnberg
— wurden mir dadurch verbittert, um so mehr, da ich
der gebildeten und wohlgezogenen Erzieherin und ihren
Qualen das aufrichtigste Mitleid nicht versagen, daneben
aber auch bei Anschauung ihrer stets wiederkehrenden
Leiden einer gewissen Wahlverwandtschaft kaum Meister
werden konnte, die sich besonders dann verspüren ließ,
wenn ich ihr beim Essen gegenüber saß und mir im Geiste

ausmalte, wie wenig von den genossenen Speisen ihr als Eigenthum verbleiben würde. Einmal, wo uns der Wirth neben andern Gerichten auch eine Forelle von seltener Schönheit zur Auswahl stellte, nahm ich mir die Freiheit, meiner Begleiterin anzudeuten, daß es doch keine Verschwendung sein würde, wolle sie sich dieses ausgezeichneten Exemplares auch nur zur Hälfte bemächtigen; ich bat sie geradezu, den Löffelbissen uneingeschränkt mir zu überlassen, der ich ihn nicht bloß nach seinem Werthe zu schätzen, sondern auch für mein Inneres vortheilhafter zu verwenden hoffen dürfe! Diese meine Offenheit siegte über ihre verschämte Verlegenheit; wir lachten aus vollem Herzen, und von nun an genirten wir uns nicht mehr, ehrlich über ihren Zustand und über die Möglichkeit eines hilfreichen Mittels dagegen mit einander zu sprechen. Ich gerieth endlich in Erinnerung an meine Harburger Citronenexpedition auf einen herzhafsten kalten Punsch. Ein solcher wurde gebraut und, während der letzten Tagereise schluckweise benützt. Er zeigte sich nützlich, half das Uebel beinah' gänzlich überwinden und sei hiermit Land-See-Kranken bestens empfohlen.

Mürnberg, wo ich einige Tage verweilte, imponirte mir gewaltig in seiner altdeutschen Eigenthümlichkeit, doch störte mich der Contrast, welchen der moderne Zuschnitt jetziger Regierungsformen mit den rings umher auftauchenden Bildern der Vorzeit veranlaßt, sehr unangenehm. Die Königl. Baiersche Wachtparade mit ihrer wohlbesetzten, italienische Opernarien spielenden Militairmusik schien mir nirgend hin weniger zu passen, als

in die freie Reichsstadt, die Wiege fürstlich mächtigen Handelns, reicher Industrie, ehrwürdiger Kunst und stolzesten Bürgerthumes. Ich konnte nicht um die Spaziergänge wandern, konnte den blassen Mond nicht über tiefe Stadtgräben und graue Waffenthürme seine zitternden Strahlen werfen sehn, ohne mich in wehmüthige Träume zu versenken, denen die Gegenwart so schroff entgegensteht. Ihr alten Ehepaare, die ihr in verwitterten, öden Häusern, von einem grauen Diener schweigend gepflegt, Geistern ähnlich still und zurückgezogen weilt, von der Verbindung mit der Außenwelt sicher abgeschnitten; ihr, deren Väter sich und andern Gesetze gaben; — ihr empfangt sie jetzt aus einer Residenz und seid Bewohner einer Provinzstadt!? — Man zeigte mir einige Gebäude, von vornehmen, langsam hin- und aussterbenden Familien bewohnt; — nicht um die Welt hätt' ich des Nachts den glänzenden Messinghammer an der Pforte in Bewegung sehen mögen, aus Furcht, ein verblichenes Haupt mir entgegenblicken zu sehen und das stolze Wort zu vernehmen: „Frecher Fremdling, störe nicht die Ruhe der Todten!“ Dennoch konnt' ich der Forderung nicht widerstehen, einen jener Wartthürme an der Mauer zu besuchen, in welchem der durch seine Verbindung mit Caspar Hauser bekannte Prof. Daumer wohnte. Ich fand diesen liebendwürdigen sanften Mann sehr leidend, doch gaben er und seine Mutter und Schwester meinen zudringlichen Fragen über den räthselhaften Sohn der Unterwelt die gütigste Auskunft, die mich denn, daß ich die Wahrheit gestehe, immer fester in

der (durch keine seitdem erschienene Schrift widerlegten) Ansicht befestigte, daß Caspar Hauser keinesweges der engelreine Dulder gewesen, zu dem mythische Tradition ihn gemacht. Wie weit seine Absicht oder seine Schuld bei der Täuschung Anderer gegangen ist, das zu entscheiden dürfte kein Sterblicher wagen; aber daß er seine Umgebungen und sich mit ihnen getäuscht, daß er durch die poetische, leichtgläubige Phantasie Vieler, die mit ihm in Berührung kamen, sich selbst in ein Gewebe unhaltbarer Märchen hineinreden und zuletzt keinen Ausweg aus diesem Labyrinth von Fabeln mehr finden konnte, — darauf möcht' ich schwören!

Einen Jugend- und Schulfreund, den wackern, redlichen Wilhelm Mönnick, als Rector eines Gymnasiums angestellt, fand ich in Nürnberg und stand ihm, mit dem ich auf einer Schulbank gesessen, mit dem ich als freiwilliger Jäger gedient, jetzt ziemlich verdußt gegenüber, wo er als Monarch einer gelehrten Anstalt mich, den ungerathenen Mitschüler, als Bagabunden bei sich empfing.

Die Fahrt von Nürnberg nach München ging trotz schlechten Wetters heiter genug von statten; ein ruhiger, freundlicher und umgänglicher Mann, ein Lehrer, wenn ich mich nicht täusche, und ein Münchener Studiosus, Baron St., bildeten nebst mir den Inhalt der schlechten Kutsche. Der Erstere schwieg viel, der Letztere und ich sprachen desto mehr und wurden sehr bald vertraute und lustige Reisegenossen. Was ich in diesen Gesprächen vorläufig über Münchener Theaterzustände vernahm,

lautete nicht allzu erfreulich. Auch dort, wie bei den meistern Hoftheatern, schienen Cabalen schlimmster Gattung sich entgegen zu wirken, und Herr v. Küstner, der diese größere Residenz mit unserm Darmstadt vertauscht hatte, sollte, wie ich erfuhr, anfänglich auch nicht auf Rosen wandeln. Auch dort fehlte es nicht an Ureinwohnern, die den über's Meer berufenen Pflanze wie einen feindseligen Eindringling betrachteten, welcher die Ruhe ihrer Wälder stören und ihren antiquirten Grundbesitz anfechten wolle. Ich sah im Voraus, daß ich in München (wenn auch nur als Gast und folglich transitorisch) ganz demselben Zwiespalt verfallen müsse, wie einst in Darmstadt. Denn für mich, dem Küstner's Wohlwollen das Gastspiel gestattet hatte, konnte keine Wahl bleiben zwischen ihm und den einflußreichen, ihm zu jener Zeit feindselig entgegenstehenden Regisseurs Éclair, Wespermann u. A., die ihm in's Angesicht ergebenste Diener, hinter seinem Rücken jedoch ergrimnte, keine Waffe verschmähende Gegner und Todfeinde waren.

Ich bin genöthigt, durch eine mir selbst auferlegte Pflicht verbunden, von dem Eindruck, den München und sein Theater im Allgemeinen auf mich gemacht, zu schweigen. Gestehe darß ich, daß er kein günstiger war. Aber eine Auseinandersetzung dieses Geständnisses bleibt mir versagt. Dies zwar aus höchst einfachem Grunde. Es ist mir in München nicht besonders ergangen. Ich habe weder als Autor, noch als Schauspieler die Anerkennung gefunden, die ich erstrebte, und Berichte über Orte, wo wir uns nicht gefielen, — vielleicht nur des-

halb, weil wir nicht gefielen, — müssen, mögen sie auch im besten Willen der Unparteilichkeit abgefaßt werden, zulezt dennoch den Eindruck bitterer Parteilichkeit hinterlassen. Man mag sich wenden und drehen wie man will, viele Leser würden sagen: „der Aerger über sein Schicksal blickt durch!“ deshalb will ich mich kurzer, wahrheitsliebender Erzählung des Vorgefallenen befleißigen. Mein erster Auftritt war in „Vorbeerbaum und Bettelstab.“ Schon in der Probe gab es mich verletzende Widersprüche. Die Mitglieder der königl. Kapelle erklärten die von Julius Riets componirte Musik für verworren und unausführbar, meine bescheidene Einwendung, daß diese Composition in Berlin, Hamburg und Leipzig ohne Anstoß gespielt worden sei, fand keine Beachtung. Ouvertüre und Entreacts wurden bei Seite geworfen; mit Mühe nur konnt' ich die melodramatische Begleitung einiger Scenen reiten. Die Besetzung der Rollen war, eins der ersten Hoftheater Deutschlands im Auge, höchst mangelhaft. Nur Forst, als Chevalier, durfte gut genannt werden. Doch ging das Ganze rund und war fleißig studirt. Das Publikum zeigte vom Anfange schon keine Theilnahme: Kalt und wirkungslos gingen die Stellen vorüber, denen man bisher Regungen des Mitgefühls nicht versagt. Die eingestreuten Lieder brachten Befremdung und Erstaunen hervor, ohne Anklang zu finden. Als aber im letzten Acte diejenigen Schauspieler, die man nur in jugendlichen Rollen zu erblicken gewöhnt war, um zwanzig Jahre älter mit grauen Perücken erschienen, fand man diesen Abstand so

komisch und ergötzlich, daß es lustiger im Hause herging, wie nur jemals in einer Posse. Unter lautem und frohem Gelächter brachten wir das Ende heran, so daß es mich nicht wenig in Erstaunen setzte, trotz dieser wahrlich nicht beabsichtigten Wirkung dennoch das herkömmliche Almosen des Hervorrufs mir zugeworfen zu hören.

Wohl machte sich nicht nur während der Darstellung, sondern auch am nächsten Tage durch einige Zuschriften und Besuche die Aeußerung einer andern Ansicht kund, welche meiner Dichtung günstig schien, aber doch nicht verschwieg, daß der Eintritt der Musik und des Liedes in einem recitirenden Drama hier am Orte allzu ungewöhnlich sei und auch Diejenigen irre gemacht habe, die sonst geneigt und fähig gewesen wären, für einen am Erden Leben untergehenden Dichter einige Sympathie zu zeigen. Die zweite Aufführung des nämlichen Stückes fand vor leerem Hause und wenn auch ohne Störung, doch auch ohne lebhaften Beifall Statt.

Sein Todesurtheil für München war mittlerweile schwarz auf weiß, von scharfer Feder geschrieben, im Druck publicirt worden, mit einem Namen unterzeichnet, der in der Theaterkritik des Tages zu wirken pflegte, wie im Ziegler'schen Schauspiele „Partiwuth“ der Name des „guten alten Gottlieb Kose“ zu wirken gewöhnt ist. Saphir gab in München, wohin er nach manchem Kreuz- und Querzuge gedrungen, eine Zeitschrift heraus. Unfern letzten Berliner Zwiespalt im Gedächtniß, hatte ich vermieden, ihm zu begegnen, ja, was noch schlimmer, — und was sogar mehr als unklug, was ab-

geschmückt und eitel von mir war, — als ich ihn gleich nach meiner Ankunft auf einer Promenade mir entgegen kommen sah, hatte ich durch laute, an meine Begleiter gerichtete Aeußerungen ihn absichtlich verletzt. Er hätte nicht ein Journalist, hätte nicht er sein, und mein Stück (von dem ich wahrhaftig nicht gering denke, über welches ich aber auch ein vollkommen unbefangenes Urtheil bewahre) hätte nicht so viel verwundbare Seiten darbieten müssen, als es thut, wenn er nicht für sein Blatt reichen Stoff und üppige Nahrung zur Belustigung seiner Leser hätte daraus saugen sollen und wollen. Ich habe jene mir und meinen Gastrollen gewidmeten Aufsätze Saphir's nicht vor Augen bekommen. Da es aber nie und nirgend an charmanten Beuten fehlt, die sich bestreihen, Einem unter der Maske ergrimmter Freundschaft das Uebelste eiligst mitzutheilen, so ist, was ich den Augen entzog, meinen Ohren nicht geschenkt geblieben. Ich habe erfahren, daß er mich fürchterlich mitgenommen, und seine Kritiken sollen dabei sehr ergöglich gewesen sein.

„Hanns Jürge,“ der einmal vor einem großen Ballet und dann einmal nach den ersten Scenen des Göthe'schen Faust gegeben wurde, sprach schon mehr an und brachte einige solide Applause hervor. Die Scenen aus Faust, von etlichen Punkten des Hauses, namentlich aus den Logen, beifällig anerkannt, konnten mir eine andere, in Mitten des Parterre's aufgestellte Partei nicht versöhnen; ich vernahm das Zischen derselben deutlich und hell.

Die fünfte Rolle war die des „Wallheim in Venore.“

Zu diesem wegen seiner Preussischen Färbung für Baiern am wenigsten passenden Stücke hatte ich in einer Art von resignirender Gleichgültigkeit gegriffen. Es war in München noch nicht aufgeführt, und da es von all' meinen Arbeiten am Passendsten zu befehen, ohnedies schon zur dereinstigen Aufführung beßignirt war, so ließ ich mir die Wahl für's Benefiz gefallen, nicht ohne den jesuitischen Hinterhalt, bei (mir sehr wahrscheinlichem) Biasko sagen zu können: „es ist wegen seiner Preussischen Anklänge ungünstig aufgenommen worden!“ Und so täuscht man sich: gerade Venore gefiel am Meisten, und ich drang mit meinem alten Husaren tiefer als mit den übrigen Stücken durch die Feinde! An diesem Abende ließ ich mich von krankhafter Stimmung, langverhaltenem Groll und, zu meiner Entschuldigung sei es hinzugefügt, von Aufregung, wie sie einer das Gemüth angreifenden Rolle immer folgt, zu einer großen Ungeschicklichkeit verleiten. Ich sagte, ohne zu berücksichtigen, daß die Königl. Loge gleichsam auf der Bühne liegt, beim Hervorrufen am Schlusse des Stückes mit ziemlich starken Worten: daß mich die unbefangene und nicht irre zu leitende Gerechtigkeit eines nachsichtigen Publikums reichlich entschädige für jeden boshaften Angriff*) des feindseligen Gegners. Kaum war diese für meine Stellung und eine Hofbühne so unpassende Aeußerung gethan,

*) Als ich ein Jahr nachher mit Herrn Saphir in Wien über unser Verhältniß und auch über jenen Abend sprach, meinte er: ich habe Sie oft und lange angegriffen; Sie aber haben mir die ganze Schuld auf einem Breite ausbezahlt.

als ich auch schon zu spät die Uebereilung bereute; weder die Wirkung, welche dadurch auf einen Theil des Publikums hervorgebracht wurde, noch die zweidentige Freude, die einige Mitglieder des Theaters kund zu geben sich bemühten, konnte mich überreden, daß ich eine Heldthat verübt. Alle Vernünftigen, auch die mir Wohlgesinnten, tadelten, was ich selbst mißbilligen mußte.

Zur Entschädigung für die Leiden, die ein kritischer Gegner mir bereitet, war mir doch — außer den zientlich unparteiischen und Tadel mit Lob anmuthig verzuckernden kleinen Blättern — auch ein kritischer und literarischer Freund für München zugebracht, ein Freund, dem ich seit meinem Uebergang in die Breslauer Jünglingsjahre und aus denselben nicht begegnet war, ein Freund, der sich seitdem durch vielgelungene literarische Bestrebungen empor gearbeitet und mir sowohl seine alte herzliche Gesinnung, als sich selbst den unverwundlichen Humor bewahrt hatte, welcher ihn zum geselligsten, umgänglichsten Genossen macht. August Lewald gab in München eine sauber geschriebene, umsichtig redigirte, aber für weitere Verbreitung viel zu mäßig gehaltene Theaterzeitschrift heraus. Daß er in dieser vielleicht günstiger von meinen Leistungen sprach, als er gesprochen haben dürfte, wär' ich ihm ein ganz fremder Mensch gewesen, wer konnte es leugnen? Wer will es tadeln? Das ist eben so natürlich, als daß Saphir's Tadel, hätten wir uns nie gekannt, minder scharf ausgefallen sein würde. Auch mußte ich bei etwaigen Extravaganzen von beiden Seiten, was den

Einfluß auf mein Münchener Gastspiel betrifft, immer den Kürzeren ziehen; denn Vernald's freundschaftliche, bevorwortende Urtheile und Ausmalungen meines Bestrebens kamen nur einem kleinen Kreise gebildeter Leser zur Kenntniß, während Saphir's Schattenrisse in aller Welt Händen waren und Karrikaturen gleich viel belacht wurden.

Es blieb folglich eine Wiederholung der „Lenore“ mein sechster und letzter Austritt, ohne daß ich zu anderen Rollen aufgefordert worden wäre; mit dem halben Duzend schloß mein Gastspiel in Baiern's Königl. Residenz. Ich war nicht traurig, daß es zu Ende ging. Auch soll ich — wie mein Reisegefährte, Baron St., mich verstaerte — am letzten Abend beim Hervorrufen und Danksagen mich in einer Weise ausgedrückt haben, welche den Zustand meines Innern, mehr als es sonst auf der Bühne Brauch ist, enthüllte. Daß mag leicht möglich sein. Es giebt überhaupt nichts Schwierigeres, als in solchen kurzen Anreden klar und natürlich dasjenige zusammenzufassen, was man aussprechen will; gewöhnlich läuft die Zunge davon, und man verirrt sich in dunklen Perioden.

War, wie oben zu lesen, mein theatralischer Erfolg kein glänzender, so entbehrte doch der Aufenthalt in München jener Annehmlichkeiten nicht, welche Bekanntschaft und Umgang mit ausgezeichneten Personen verleihen mögen. Durch Baron St. wurde ich im Hause seines Oheims, des vielgereiseten Professor v. Martius eingeführt, bei dem ich noch verschiedene berühmte

Gelehrte, als: Ringelitz, Thiersch und A. sah. Der Generalintendant der Königl. Schauspiele ließ es mich nicht entgelten, daß mein Gastspiel der Kasse nicht gewährt, was wir davon gehofft hatten, behandelte mich vielmehr eben so artig und gastfreundlich, als er nur den berühmtesten und einträglichsten Reise-Mimen hätte behandeln können. Lewald zeigte sich unverändert, wie er in Breslau gewesen; wir waren täglich zusammen, und ich lachte bei ihm, mit ihm, über ihn, Alles Trübe weg, was mich umhüllen und mir den heitern Sinn darnieder drücken wollte. —

Sophia Schröder hatte vom ersten Tage meiner Anwesenheit, voll von jener treuherzigen, vertraulichen, oft im Theatervolkchen lebenden Natürlichkeit, mir angeboten, daß ich oft in ihr Haus kommen, daß ich es ohne Zwang und Rücksichten wie das meinige betrachten dürfe, daß man mich nicht wie einen Fremden behandeln, vielmehr wie einen alten Freund anschauen wollte. Mit jenem seelenvollen Urtheil, der nur wahren Künstlernaturen eigen ist, der sie schmückt und durch seinen Edelmuth gar manchen irdischen Makel deckt und ausgleicht, verfolgte die große Künstlerin meine theatralischen Bemühungen. Sie wußte so lehrreich in jeden Irrthum, so freundschaftlich in jedes Gelingen einzugehen, sie fühlte so theilnehmend mit, was mich verlegen konnte! Und sie erhob mich und die oft erlöschende, vor tausend Zweifeln sinkende Liebe zur dramatischen Kunst so gewaltig durch einige ihrer mächtigsten Rollen, in deren noch die volle geistige Kraft ihrer besten Epoche nach-

wirkte, zu so freudiger Begeisterung, daß ich einige Male, wenn ich nach dem Schauspiel an ihrem kleinen Tische saß, die Persönlichkeit der schlichten Hausfrau, der bürgerlich einfachen schon bejahrten Freundin mit jener tragischen Heroine, die mich auf den Brettern entzündet oder mir das Haar zu Berge getrieben, kaum vereinbaren konnte.

Eben so herzlich, eben so gastfrei und collegialisch benahm sich Charlotte Birch-Pfeiffer gegen mich. Diese reichbegabte Frau privatisirte damals, ohne bei der Bühne angestellt zu sein, in München und schrieb fleißig neue Stücke. Einige derselben, die sie mir Scenenweise vorlas, sah ich entstehen und mußte — obgleich ich selbst aus eigener Erfahrung einen Begriff davon habe, was schnell arbeiten heißt — zweifelnd staunen über die energische Rapidität, in welcher sie, ihren Stoff beherrschend, in einigen wenigen Tagen zu Papiere brachte, was immer Hand und Fuß hatte und so ausgerüstet bald nachher seinen Weg über alle Theater fand. Ich weiß sehr wohl, wie es bräuchlich und literarisch modern ist, mit kritisch erhabenem Naserümpfen über die Dramen dieser Verfasserin den Stab zu brechen. Das aber kann mich nicht hindern, meine Gedanken darüber laut werden zu lassen. Ich kenne manche ihrer Stücke gar nicht. Namentlich sind einige neuere, deren Dramatisirung sich an den Gang gewisser allgelesener Romane knüpfen soll, mir fremd geblieben. Doch von denen, die ich kenne, die ich häufig an den verschiedensten Orten aufführen sah, deren allgemeine Wirkung ich, wie an mir selbst, so

auch an den mich umgebenden Hunderten und Tausenden erlebte, weiß ich genug, um ganz entschiedenes Talent, Reichthum der Ideen, blühende Phantasie, charakteristische Sprache und Beherrschung der theatralischen Form darin zu schätzen. Mögen berufene und gebiegene Kritiker mit strengem Ernst diese für das tägliche Bühnenbedürfniß gelieferten und zunächst durch resolute Praxis lebendig gewordenen Erzeugnisse belehrend tadeln; mögen sie besonders mit unterrichtendem Scharfsinn auseinanderlegen, inwiefern das novellistische und epische Element darin nicht hinreichend verarbeitet worden, um kunstgerecht im dramatischen aufzugehen — eine Analyse, die sogar manchem Schauspiel des ewigen Briten gefährlich werden dürfte, und zu deren Ausübung Etwas mehr gehört, als heutzutage die meisten Recensenten mitbringen! — das will ich mir ja gern gefallen lassen, und dazu wird auch Frau Charlotte selbst in Demuth still halten müssen. Aber wenn jeder Laie, der vom innern Bau und von äußerer Ausführung eines Theaterstückes so viel gelernt hat, als der Maulwurf von der Uhrmacherkunst, zum Ritter an ihr werden will; wenn Menschen, die in's Recensententhum hineintölpeln, weil sie nichts Vernünftiges hervorzubringen vermögen, und doch gern Schriftsteller spielen möchten, sich das Ansehn geben, als wüßten sie, als wären sie fähig, darzuthun, worin es sitzt, daß „Pfefferrösel“ und „Räthchen von Heilbronn“ aus verschiedenen Regionen stammen; — da wollt' ich doch gleich, sie selber wären, wo der Pfeffer wächst! Ich muß mich hier wider Willen

Holtei, Bierzig Jahre. IV.

an den Auffag eines solchen „Richters“ erinnern, der ein Birch-Pfeiffer'sches Schauspiel mit Indignation abfertigte und förmlich ergrimmt schien, seine Schwanenfeder zu dieser vernichtenden Kritik entweihen zu müssen; und dabei muß ich dann eben so widerwillig an ein Drama denken, welches jener erhabene Richter geschrieben, und welches mir durch Ungunst des Schicksals, um überlesen zu werden, in die Hand kam. O mein Himmel! Wie hoch, wie poetisch, wie vortrefflich nimmt sich die schwächste Scene im schwächsten Birch-Pfeiffer'schen Stück gegen das gemeine, dumme, langweilige Produkt des kritisirenden Nichtstünners aus! — Beobachtung hat mich gelehrt, daß fast alle Schriftsteller, welchen Gott eigenes Talent verlieh, mild, beschwichtigend, belehrend tadeln, daß hingegen alle Talentlosen roh, vernichtend, unbegründet recensiren, das Kind gewöhnlich mit dem Bade verschüttend. Und täglich bestätigt sich auf's Neue: Tadeln und Schimpfen sei leichter und bequemer, als Erfinden und Schaffen.

Kurz vor meinem Abgange von München hatte ich noch die Freude, mit Berliner Freunden, unter diesen Willibald Alexis, die von einer größeren Reise zurückkehrten, zusammen zu treffen. Wir gingen dann, nachdem wir im Vereine mehrere Tage den Münchener Kunstschätzen gewidmet, mit einander bis Hof, wo jene den geradesten Weg nach Berlin nahmen, ich jedoch die Richtung über Dresden einschlug, in keiner andern Absicht,

als meinem Gönner Tied vorzuführen, was ich seit unserem letzten Ersehen an neuen dramatischen Arbeiten geliefert. Nicht nur die größeren, ernstern Versuche, auch die kleinen Farcen gewannen sich seinen und seiner Umgebungen Beifall. Jene aus den Trümmern der „Droschke“ zusammengesetzte Posse „der berliner Droschkentritscher,“ die in Hamburg, wie gütig man sonst gegen mich war, nur eben so durchschlüpfen konnte, erregte in Tied's geweihten Hallen und bei den dort Versammelten, Exclustiven, solch' herzliches Gelächter, daß ich sie an ein- und demselben Abende zweimal hintereinander vorlesen mußte! Auch einige Piedercherze wurden gern gehört. Vielleicht ist die Weise, in der ich diese leichte, bei uns Deutschen so wenig kultivirte Gattung nach meiner eigenen Erfindung lebendig vorzutragen suche, nur mir angehörig? Ohne Werth darauf zu legen, ohne mir ein höheres Verdienst dabei zusprechen zu wollen, als jenes harmloser geselliger Unterhaltung, hab' ich doch bisher noch keinen andern Menschen gefunden, der es der Mühe werth gefunden hätte, solch' subordinirtes Talent an sich auszubilden; und daher mocht' es denn auch kommen, daß ein vornehmer Mann, nachdem er zufällig an einem meiner Besuche bei Tied zugegen gewesen, des andern Tages mir den Antrag machte, er wolle mich bei Hofe vorstellen und veranlassen, daß ich den höchsten Herrschaften eine Probe des von ihm protegirten Genre's ablegen dürfe. Eine solche Soirée wäre mir wegen ihres nachwirkenden Einflusses auf etwaige künftige theatra- lische Pläne gewiß sehr angenehm und ersprießlich ge-

wesen. Ich aber zog es vor, dem gutgemeinten Anerbieten durch schnelle Abreise mich zu entziehen, nur aus dem Grunde, weil ich befürchtete, Tietz werde diesen Eingriff in seine anerkannten Dresd'ner Vorleserrechte nicht gern sehen: aus welchem Grunde ich auch mancherlei früher an mich ergangene Einladungen, in Dresden mit öffentlichen Vorlesungen aufzutreten, stets unbeantwortet gelassen. Ich erwähne dies nur als einen Beweis uneigennütziger Anhänglichkeit für den mir freundlichen Meister, von dem ich viel gelernt, und hoffe, Niemand werde so böswillig und albern sein, aus dieser meiner Erklärung heraus zu buchstabiren, daß ich etwas Anderes dabei im Sinne gehabt, als bescheidene Selbst-erkenntniß.

Das Jahr 1833 ging seinem Schlusse entgegen, wie ich in Berlin bei den Meinigen wieder eintraf. Im Ganzen war meine Kunstreise glücklich gewesen; ich brachte die Ueberzeugung mit mir heim, daß ich und meine Stücke sich Gönner und Freunde in der Fremde gewonnen! War ich so sehr zu tadeln, wenn, auf diese Ueberzeugung gestützt, immer der Gedanke wieder auflebte: was ich außerhalb Berlin errungen, werde mir in Berlin doch endlich noch einmal zu Gute kommen, trotz allen vor einem halben Jahre sich erhebenden Schwierigkeiten. — In sechs Monaten kann sich ja Vieles ändern!

Vielleicht auch dachte ich, nun schon kühner geworden, gar an eine Verbindung mit dem Königl. Hoftheater. Wenn Du nach längerer Abwesenheit und damit unvermeidlich verbundener Entbehrung vieler häuslichen

Annehmlichkeiten wieder in Deine stille, freundliche Wohnung tritt'st, von Weib und Kind zärtlich begrüßt; wenn Du, lebhaft erzählend, unter liebenden Zuhörern sitzt, zur trauten Winter-Abend-Stunde, die Räume betrachtend, wo Du mit redlichem Fleiße und beglückendem Streben gewirkt; wenn Erinnerung an längst- und jüngst-vergangene Tage Dich als Göttin vom kleinen Hausaltare begrüßt, sammt ihren Schmerzen und wehmüthigen Freuden; — sollte nicht in einem Winkelchen Deines Zimmers die Hoffnung Platz finden und mit lächelndem Munde Dir zulispeln dürfen: „ich bin auch noch da?“



Ende des vierten Bandes.

Chronologische Notizen zum 4. Bande:

Pag. 27. Sophie Müller, geb. 1803 in Mannheim, eine der begabtesten Darstellerinnen ihres Faches, starb 1830 in Hitzing bei Wien.

Pag. 36. „La Chatte metamorphosée en femme“ von Scribe ist neuerdings wieder von Offenbach compo- nirt und bei den Bouffes parisiens aufgeführt worden. In Breslau wurde das Vaudeville nur einmal am 26. April 1833 nach einer Uebersetzung des Bar. v. Verglas auf- geführt. Fr. Sutorius spielte das „Kätzchen;“ das Stück fand aber keinen Beifall.

Pag. 138. Der Pantomimenmeister Levin aus Lon- don gab mit seiner Gesellschaft vom 24. März bis 8. April 1824 acht Vorstellungen der beiden Zauberpantomimen: „Der goldene Schlüssel“ und „Arlequin im Zaubergar- ten.“ Ueber ein in der letzteren getanztes Pas de deux schrieb Schall: Es war schwach und das leidige Herumdrehen der Tänzerinnen auf einem Fleck ein so leidiges, je weniger geschickt es aus- und deshalb durchfiel.“ In Folge die- ser Kritik machten ihm nun am 5. April die beiden Tänze- rinnen Mlle. Sonnleithner (in Breslau engagirt) und Mlle. Levin in Begleitung einer Gouvernante jene

v. Holtei erzählte antikritische Bistite, in der sie ihn haten, er solle ihnen ein Pas de deux einstudiren, denn er habe ja auf das bereits getanzte geschimpft. Schall erwiderte ihnen: daß, da doch so viel zu lernen ist, ihm sein Arzt den angreifenden Unterricht untersagt habe.

Pag. 167. Holtei's dramatische Legende: „Robert der Teufel“ wurde erst im März 1831 auf dem Königsstädter Theater zum ersten Male gegeben. Wahrscheinlich durch die Pariser Berichte über die bevorstehende Auf-
führung dieser Oper Meyerbeer's (sie erfolgte erst am 21. November 1831) angeregt, bemächtigten sich drei deutsche Theaterdichter des Stoffes, — außer Holtei, — Kaupach und Charlotte Birch-Pfeiffer.

Pag. 189. Die General-Intendanz des Großherzogl. Hoftheaters in Darmstadt bildete: Herr Geheimrath u. Freiherr Ferdinand von Türckheim und der Geheime Hofrath Herr Carl Theodor Küstner. Der Nachfolger Holtei's, D. Fuchs, sagt in seinem chronologischen Tagebuch des Großherzogl. Hoftheaters in Darmstadt über Holtei's Wirksamkeit: „Die alsbaldige Veränderung der Regie giebt Anlaß, von Herrn v. Holtei's Verhältnissen einiges Nöthige zu berichten. Sein Ruf als Dichter, seine anerkannte hohe Bildung, Welt- und Bühnenkenntniß schienen ihn ganz für diese Stelle zu befähigen, und ohne Zweifel hätte er unter anderen Umständen und in anderer Gemüthsstimmung recht heilsam auf das Ganze einwirken können; aber er mochte sich die bestehenden Verhältnisse anders gedacht haben, als er sie vorfand, er konnte oder wollte sich nicht in dieselben fügen, jagte,

mit Eifer und Energie sein Geschäft zu ergreifen, ließ von Mißmuth und Unzufriedenheit sich hinreißen und erlahmte bald in seiner Amtsführung. Er war kaum einen Monat in Thätigkeit, so zog er sich von der Regie der Oper zurück, die sodann vom 1. Oktober an dem Regisseur Fuchs allein übertragen wurde."

Pag. 249. „Der dumme Peter," Schauspiel in zwei Acten von Holtei, wurde am 20. Oktober 1831 zum ersten Male auf dem Königl. Hoftheater in Berlin aufgeführt und mit Derrient sechs Mal gegeben.

Pag. 284. „Margarethe," Possenspiel in 1 Act von Holtei, wurde am 7. Mai 1832 zum ersten Male in Potsdam, dann in Berlin am 17. Mai aufgeführt.

Pag. 291. „Des Ablers Horst" wurde im Dezember 1833 zum ersten Male auf dem Königsstädtischen Theater in Berlin gegeben. Die vortreffliche Sängerin Hähnel gab die „Rosa."

Pag. 315. A. F. G. Schwanfelder, geb. 21. Febr. 1807 in Königsberg, starb 1838 in Berlin als Mitglied des Königsstädtischen Theaters.

Pag. 368. Der Almanach der deutschen Bühne c. f. das Jahr 1835 von Beurmann, welcher die Statistik der deutschen Theater von 1833—1834 enthält, zeigt bei Leipzig unter den zum Zweck des Gastspiels des Verfassers einstudirten und aufgeführten Stücken auch den dummen Peter an.

www.books2ebooks.eu